Amtsblatt

des Bischöflichen Ordinariats Berlin

Oktober 1934

Amtliche Beilage:

Studien zum

Mythus des XX. Jahrhunderts

Studien
zum Mythus des XX. Jahrhunderts

Amtliche Beilage
zum Amtsblatt des Bischöflichen Ordinariats Berlin

Meinen hochwürdigen priesterlichen Mitarbeitern überreiche ich hiermit eine von uns allen längst erwartete Studie. Seitdem der „Mythus des 20. Jahrhunderts“ von R. eine tiefe Beunruhigung in das gläubige Christenvolk Deutschlands getragen hat und bis in die jugendlichen Kreise hinein die Grundlagen des christlichen Glaubens und Lebens bedroht, verstummt nicht der Ruf nach einer gediegenen wissenschaftlichen Würdigung dieses Buches. Ernste Fachleute zeigen hier an der Hand der Quellen, mit welchen Waffen der Verfasser des Mythus kämpft und wie weit er sich vom Boden der objektiven Wahrheit entfernt. So dürften die Studien zum „Mythus des 20. Jahrhunderts“ willkommene Dienste leisten für eigene Orientierung und für fremde Belehrung

Berlin, 23. Oktober 1934.

† Nicolaus
Bischof von Berlin.

Inhalt

I. Zur Geschichte der Kirche . . . . 1—59

Erster Abschnitt: Das christliche Altertum . . . . 1—19

A. Das Bild bei R. . . . . 1—5

Ursprung des Christentums . . . . 1—3
Chrestosmythos 1; Pharisäer Saulus 1; Etrusker 2; Roms Rassenchaos 3

Christenverfolgungen 4
Eusebius Eunuch; nicht zuverlässig; kaum Verfolgungen; insbesondere die diokletianische Verfolgung (Ursprung, Palastbrand, Verlauf, Vergleich mit Albas Taten)

Friedenszeit 5
Konstantin; Konzil von Nizäa; Räubersynoden; Tertullians Ablaßlehre; Augustinus; altchristliche Heilige

B. Prüfung . . . . 6—19

Ursprung des Christentums . . . . 6—12
Chrestosmythos 6; Paulus 6—7; Etrusker 7—12 (Grünwedels Fehlurteil 7—10; Hexenwahn und Teufelsglaube durch die Etrusker? 10—12)

Christenverfolgungen . . . . 12—17
Eusebius 12; die diokletianische Verfolgung 13—17 (Birts Fehlurteil 12; Ursprung 12—13; Verlauf 13—14; Vergleich mit Albas Taten 15; Palastbrand 15)

Friedenszeit . . . . 16—19
Konstantin 16—17 (Bedrückung der Heiden?, arianische Taufe?); Konzil von Nizäa 17; Räubersynoden 17; Tertullians Ablaßlehre 18; Augustinus 18; altchristliche Heilige 18—19

Zweiter Abschnitt: Die Kirche des Mittelalters . . . . 20—47

A. Das Bild bei R. . . . . 20—27

Bekehrung der Germanen . . . . 20—23
Gegensatz von germanischer Seele und christlichem Glauben 20; Roger Bacon 21; Scotus Erigena 21; 9 Millionen gemordete Ketzer 21; Eckarts Tod 21; heidnische Restbestände 21—22 (Wotan — St. Martin; Venus — Palagia; Donar — Petrus, St. Georg, St. Michael; Wotan — St. Oswald; Odin — hl. Kümmernis; Umwandlung der Feste); Unterdrückung des Nationalen 22

Katharer und Waldenser . . . . 23—24

Kirche, freies Menschentum und Politik . . . . 24—25
Gallilei 24; Kopernikus 24; Emmeram 24; Konstantinische Schenkung 24, Mätyrerakten 25; gefälschte Konzilsprotokolle 25; decretum Gratiani 25; Pseudo-Kyrill 25; Arnold von Brescia 25; saeculum obscurum 25

Nationalkirchliche Bestrebungen im M.-A.? . . . . 25—27
Otto I. 25; Otto III. 25; Willigis von Mainz 25; Cluno 26; Aribo von Mainz 26; Adalbert von Wettin 26; Kreuzzüge 26

B. Prüfung . . . . 27—47

Bekehrung der Germanen . . . . 27—31
Gegensatz von germanischer Seele und christlichem Glauben 27; Scotus Erigena 27; Roger Bacon 28; Eckarts Tod 28; Galilei - Kopernikus 28—29; heidnische Restbestände 29—30 (St. Martin, Pelagia, St. Petrus, St. Georg, St. Michael, die hl. Kümmernis, christliche Feste); das Nationale und die Kirche 31 (Ludwig der Fromme, deutsche Sprache in der Kirche, „westgotische Liturgie)

Ketzerverfolgungen . . . . 32—34
Arnold von Brescia 34

Katharer und Waldenser . . . . 34—38
Katharer 34—37; Waldenser 37—38

Kirche, freies Menschentum und Politik . . . . 38—43
9 Millionen gemordeter Ketzer 38—40; Emmeram 40; Konstantinische Schenkung 43—44; Konzilsprotokolle von Nizäa 44—45; Märtyrerakten 45; decretum Gratiani 45; Pseudo - Cyrillus 45; saeculum obscurum 45

Nationalkirchliche Bestrebungen im M.-A. . . . . 44—47
Otto I. 44; Otto III. 44; Willigis von Mainz 44; Aribo von Mainz 45; Cluny 45—47; Adalbert von Bremen 45; Kreuzzüge 47

Dritter Abschnitt: die Kirche der Neuzeit . . . . 48—59

A. Das Bild bei R. . . . . 48—50

Renaissancepäpste 48

Sixtus IV.; Innozenz VIII.; Alexander VI. 48

Einzelheiten . . . . 48—49
Jesuiten 48; Alfons von Ligouri 48; Bramante 48—49

Rom deutschfeindlich? . . . . 49—50
Innozenz X. 49; Pius IX. 49; Pius XI. 49; Aleander 50

Hugenottenkriege 49

Aus jüngster Zeit 50
Casti connubii; Bischofseid; Priestereid; konfessioneller Friede

B. Prüfung . . . . 50—59

Renaissancepäpste . . . . 50—53
Sixtus IV. 50—52; Aleander VI. 50—52; Innozenz VIII. 52—53

Einzelheiten . . . . 53—55
Bramante 53; Jesuiten 53; Alfons v. Ligouri 53—54

Rom deutschfeindlich . . . . 54—55 (57)
Alexander 54; Innozenz X. 54—55; Pius IX. 57

Hugenottenkriege . . . . 55—56

Aus jüngster Zeit . . . . 56—59
Dante 56; Pius IX. 57; Priestereid 57; Bischofseid 57; konfessioneller Friede 57—59

II. Zur Heiligen Schrift . . . . 60—80

Erster Abschnitt: Das Alte Testament (A.T.) . . . . 60—75

Wertung des A.T. vom Rassegedanken aus . . . . 60—62
R. 60—61; Chamberlain 61; Delitzsch 61

Christi Verbundenheit mit dem A.T. . . . . 62—65
Christi Anerkennung des A.T. 62; Erfüllung des A.T. in Christus 62; Christi Apostel stehen zum A.T. 63; ebenso Christi Kirche 63; Lehre des Vaticanums 64; das A.T. als Menschheitsbuch 64; Abweisung des Judaismus 65

Der alttestamentliche Gottesbegriff . . . . 66—69

Bibel und Naturwissenschaften . . . . 70—71

Unsterblichkeitsglaube . . . . 71—72

Psalmen 72

Verschiedene Richtigstellungen . . . . 72—74

Das A.T. dem Christentum gegenüber noch nicht vollkommene Vorstufe, den heidnischen Religionen als Offenbarung Gottes weit überlegen . . . . . . 74—75

Zweiter Abschnitt: Das Neue Testament (N.T.) . . . . 75—80

Die Persönlichkeit Jesu . . . . 76—79
Gottessohnschaft 76; Treue der Evangeliumberichte 76; angeblich arische Herkunft Jesu 76—77 (Ephrem, Jungs Fehlurteil, Zeugnis des N.T.); Jesus Messias 77—79 (nochmals Chrestosmythos und persische Heilandsidee); Kruzifixus

Das Christentum . . . . 79—80
Positives und negatives Christentum

III. Zum Eckart-Problem . . . . 81—108

Erster Abschnitt: Eine Deutung . . . . 82—85

Zweiter Abschnitt: Beziehung von Gott und Mensch . . . . 85—94

Ihre Identität . . . . 85—91

Verschiedenheit von Gott und Mensch . . . . 91—92

Die Analogie . . . . 92—94

Dritter Abschnitt. Die Höchstwerte Meister Eckarts . . . . 94—104

Vierter Abschnitt: Eckarts Verhältnis zur Kirche . . . . 104—108

Anmerkungen . . . . 109—118

I.

Zur Geschichte der Kirche

Wohl das für den unkundigen Leser eindrucksvollste, weil scheinbar auf einer Fülle von Tatsachen aufgebaute Stück der Darstellung von R. ist das Bild, das er von der katholischen Kirche und ihrer Geschichte entwirft. Er zeichnet es zwar nicht im Zusammenhange; sondern gewisse Grundanschauungen und -urteile kehren an den verschiedensten Stellen immer wieder, während manche Einzelheiten verstreut in die zahlreichen Kapitel des Buches hineinverwoben sind. Aber zusammengehalten durch die leidenschaftliche Abneigung des Autors gegen die Kirche, vereinigen sich die Grundanschauungen und die Einzelurteile für den Leser zu einem grell beleuchteten Bilde: dem einer verderblichen, ja im Grunde unheimlichen Einrichtung.

Wir wollen zunächst versuchen, aus den verschiedenen Stellen das Gesamtbild aufzubauen, und zwar, um sicher zu sein, daß wir nicht übertreiben, möglichst mit R.s eigenen Worten. Wir ordnen dabei nach der geschichtlichen Folge der Dinge und glauben, daß es der Uebersichtlichkeit dient, wenn wir die übliche Einteilung in christliches Altertum, Mittelalter und Neuzeit beibehalten. Indem wir also zunächst zusammenstellen, was R. zu je einer von diesen Epochen mitteilt, lassen wir dem Teilbilde sofort die Untersuchung über die Richtigkeit der Angaben folgen.

Erster Abschnitt

Das christliche Altertum

A. Das Bild bei R.

Auf „*viele Wurzeln*“ soll „*das durch die römische Kirche in Europa eingeführte Christentum zurückgehen*“. In Kleinasien, dieser von römischer Besteuerung bedrückten Provinz, habe sich die Legende von dem Sklavenbefreier Chrestos, der Chrestosmythus, gebildet. Dieser Mythus sei nach Palästina gelangt, wo ja der jüdische Messiasgedanke herrschte. Vorderasiatischer Chrestosmythus und jüdischer Messiasgedanke hätten sich verbunden und seien auf die Persönlichkeit Jesu übertragen worden. Jesus „*wurden neben seinen eigenen Predigten die Worte und Lehren der vorderasiatischen Propheten in den Mund gelegt, und zwar in der Form einer paradoxen Ueberbietung altarischer Forderungen, wie z. B. des 9-Gebote-Systems, das schon vorher von den Juden in ihren 10 Verboten für sie selbst zurechtgestutzt worden war. So verband sich Galiläa mit ganz Syrien und Vorderasien*“ (S. 74).

Da nun diese „*christliche, die alten Lebensformen aufwühlende Strömung dem Pharisäer Saulus vielversprechend und ausnutzbar erschien,*“ „*schloß er sich ihr an . . . und predigte die internationale Weltrevolution gegen das römische Kaiserreich. Seine Lehren bilden . . . den jüdisch-geisti-*

gen Grundstock, gleichsam die talmudistisch-orientalische Seite der römischen, aber auch der lutherischen Kirche...", die Juden in Rom werden sehr wohl gewußt haben, warum sie ihm ihre Synagogen für seine Propagandareden zur Verfügung stellten..."

„Gegen diese gesamte Verbastardierung, Verorientalisierung und Verjudung des Christentums wehrte sich bereits das durchaus noch aristokratischen Geist atmende Johannesevangelium..."

„Aber Rom hatte sich dank seiner rassischen Zersetzung unrettbar an Afrika und Syrien verschrieben, die schlichte Persönlichkeit Jesu überdeckt, das spätrömische Ideal des Weltimperiums mit den Gedanken der volkslosen Weltkirche verschmolzen" (S. 74—76).

In dem „Kampf verschiedener Rassenseelen mit dem vielköpfigen Rassenchaos" — nach R. dem Thema der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte — „vereinigte die syrisch-vorderasiatische Einstellung mit ihrem Aberglauben, Zauberwahn und sensuellen ‚Mysterien' alles Chaotische, Gebrochene und Zersetzte hinter sich und drückte dem Christentum den zwiespältigen Charakter auf, an dem es heute noch krankt. So zog eine mit Knechtseligkeit durchzogene Religion, geschützt durch die mißbrauchte, große Persönlichkeit Jesu, in Europa ein" (S. 76).

In Rom hatte zwar noch die kraftvolle Oberschicht, d. h. die der 300 herrschenden Adelsgeschlechter, die den Senat stellten, in der Zerstörung Karthagos bewirkt, daß „auch die spätere mittel- und westeuropäische Kultur von den Ausdünstungen dieses phönizischen Pestherdes verschont blieb" (S. 55), und „die Weltgeschichte hätte auch sonst vielleicht einen anderen Gang genommen, wenn gleich der Niederlegung Karthagos auch die Zerstörung aller anderen syrischen und vorderasiatischen Zentralen vollkommen gelungen wäre. Die Tat des Titus (d. h. die Zerstörung Jerusalems) kam jedoch zu spät; der vorderasiatische Schmarotzer saß nicht mehr in Jerusalem selbst, sondern hatte bereits seine stärksten Saugarme von Aegypten und ‚Hellas' aus gegen Rom ausgestreckt" (S. 55—56).

In dem inneren Zerfall Roms spielt nach R. eine besondere Rolle das „vorderasiatische" Volk der Etrusker. Es ist nach ihm das Volk der scheußlichsten Entartung, der Pervertierung des sexuellen und religiösen Wesens, das Volk der widerlichsten Obszönitäten, dessen „nationales Erbgut nichts ist als die menschenunwürdigste Infamie" (S. 60 bis 65). Zwar hatten die „nordischen" Römer „mit dem Schwert Italien von Etruskern gesäubert", aber „Ueberzahl, Tradition und die übliche internationale Geschlossenheit alles Gauner- und Gauklertums fraß sich ins ehrenhafte altrömische Leben immer mehr ein, je weiter es zur Sicherung seiner Werte in den Völkermorast des Mittelmeeres zu

greifen gezwungen war. Namentlich den (etruskischen) Haruspex und die (ebenfalls etruskischen) Auguren konnte Rom nicht überwinden (S. 66), und die „gegen Ende der Republik in greulichster Gestalt wieder auftretenden Menschenopfer" sowie die Gladiatorenkämpfe sind etruskische Vergiftung (S. 66 f.). In der römischen Kirche aber lebte das entsetzliche etruskische Wesen fort: „Der Haruspex siegte, der römische Papst erhob sich als sein unmittelbarer Nachfolger, während die Tempelherrschaft, das Kardinalskollegium eine Mischung von Priestertum der Etrusko-Syro-Vorderasiaten und der Juden mit dem nordischen Senat Roms darstellt. Auf diesen etruskischen Haruspex geht dann auch ‚unsere' mittelalterliche Weltanschauung zurück, jener furchtbare Zauberglaube, jener Hexenwahn, dem Millionen des Abendlandes zum Opfer gefallen sind, der auch durchaus nicht mit dem Hexenhammer ausgestorben ist, sondern in der kirchlichen Literatur von heute noch lustig weiterlebt, jeden Tag bereit, offen hervorzubrechen", jene „etruskisch-verbastardierte Antike", die auch in Dantes Inferno auflebt. Denn „die Etrusker verweilen mit sadistischer Liebe bei allen Darstellungen der Qual, des Mordens, des Opferns, das Menschenschlachten selbst war ein besonders beliebter Zauber" ... „Dieses vorderasiatische Volk ... hat das römische Blut vergiftet, seine schreckenerregenden Vorstellungen der Höllenqualen im Jenseits auf die Kirchen übertragen, die grauenhaften Tier-Menschen-Dämonen sind bleibende Einwirkungsmittel des Papsttums geworden und beherrschen die durch die römische Kirche vergiftete Vorstellungswelt unseres ‚Mittelalters', worüber schon allein die Malerei erschreckende Auskunft gibt — sogar auf dem Isenheimer Altar —, ganz zu schweigen von den Höllenfahrten anderer bildender Künstler. Erst wenn man dieses ganze fremde Wesen erkannt hat, sich seiner Ursprünge bewußt geworden ist und den Widerstandswillen aufbringt, sich dieses gesamten fürchterlichen Spukwesens zu entledigen, dann erst haben wir das ‚Mittelalter' überwunden. Dadurch aber auch die römische Kirche, die mit den etruskischen Unterweltsqualen für immer verbunden ist, innerlich gestürzt" (S. 67—69).

Mit dem Christentum ist also, so denkt es sich R., die ganze Verkommenheit Vorderasiens in Rom eingezogen, die einmal als „syrisch", dann als „syro-phönizisch", oder als „jüdisch-syrisch", dann wieder als „jüdisch" oder auch als „afrikanisch" erscheint. In Rom hat sie sich mit den noch fortwuchernden Resten des Grauenvollsten, was es auf Erden gibt, des etruskischen Wesens, verbunden, und eben diese entsetzliche Mischung lebt in der römischen Kirche, besonders im Papsttum, fort. Ihr jüdisches Element ist vor allem der R.s ganzen Abscheu weckende Jahve, „der zu Gott erhobene Dämon" (S. 47), der „Dämon Jahve" (S. 250), der „Einheitsgott" des Monotheismus (S. 127), jener „Weltanschauung,

die allen Ernstes sich den Kosmos als aus dem Nichts aus Willkür erschaffen denkt", „ein für uns wahnwitziger Gedanke" (S. 597 u. 248), die daher „auch einen willkürlichen, keine innere Bindung anerkennenden Gott verkünden wird", den „Gott-Tyrann" (S. 597 u. ö.). Das etruskische Element aber ist „das zaubergläubige, blutdürstige Wesen Roms" und seines Papstes, den R. nicht müde wird, als „Medizinmann" (S. 173, 598 u. ö.), als „etruskischen Haruspex" (S. 67 u. ö.), als „römischen Haruspex" (S. 615) zu bezeichnen.

Nichts als Nachteiliges weiß R. von der frühen Geschichte der Kirche zu berichten. Wir haben gute Kunde von der Frühgeschichte der Kirche durch Bischof Eusebius von Cäsarea, den Verfasser der ersten Kirchengeschichte, abgeschlossen i. J. 323. Aber „der Eunuch Eusebius stellt keine Geschichtsquelle dar" (S. 74).

Jeder denkt an die heldenhaften altchristlichen Märtyrer. Aber, so lesen wir, im Gegensatze zu des Eusebius Bericht kann von einer wirklichen Verfolgung der Christen nicht gesprochen werden, besonders auch nicht von der als besonders hart überlieferten Verfolgung unter Kaiser Diokletian. Denn diesem „Manne religiöser Duldsamkeit" trat eine „hemmungslose Beschimpfung durch die Christen" entgegen, „deren sektenhafte Zerrissenheit und gegenseitige Bekämpfung auch in anderer Weise das ganze bürgerliche Leben bedrohte". Als der Staat „endlich zwecks Selbsterhaltung zur Abwehr griff. . ." war die Antwort Aufruhr, Brandstiftung im Palast des Kaisers. Herausforderungen der bisher unbehelligt gebliebenen, deshalb anmaßend gewordenen Christengemeinden aus dem ganzen Reich folgten eine nach der anderen". Daraufhin seien „neun hingerichtete aufrührerische Bischöfe" und „in der Provinz des heftigsten Widerstandes", Palästina, ganze 80 ausgeführte Todesurteile" die ganze, angeblich furchtbare Verfolgung gewesen, in Wahrheit nichts gegen „die 100000 von Alba in den Niederlanden hingerichteten Ketzer" (S. 71—73).

Nicht minder kämpfte Julian Apostata „gerade auf Grund frommer Gesinnung gegen die Lehrer der Stelbertretung Gottes". Mit Recht: „denn kaum war durch Konstantin das Christentum Staatsreligion geworden, da trat der alttestamentarische Geist des Hasses furchtbar in Erscheinung. Mit Berufung auf das A. T. forderten die Christen die Anwendung der dort vorgeschriebenen Strafen gegen Götzendienst" (S. 73).

Aus Konstantins Zeit erfahren wir weiter, daß „das Nicaeische Glaubensbekenntnis mit Stimmenmehrheit von Mönchen beschlossen" worden ist, „die zum größten Teil nicht lesen und schreiben konnten", wie auch sonst „die Lehrsätze zustande gekommen sind auf Räubersynoden, auf denen man mit Stockhieben religiöse Fragen entschied" (S. 133), endlich noch: „daß im übrigen Konstantin arianisch getauft worden war, wird unterschlagen" (S. 523; R. meint: von der katholischen Kirchengeschichtsschreibung). Vom inneren Leben der Kirche lesen wir, daß „der Afrikaner

Tertullian es namentlich war, der die Händlerlehre vom Ablaß mit vielem Aufwand von juristischem Scharfsinn ausgebaut hat" (S. 170), daß „syrisch-afrikanische Wüstensöhne die Schaffung der Materie aus Nichts — ,die jedem indischen Arier als blasphemischer Materialismus erschienen wäre —, gelehrt und Rom mit seinem Dämon Jahve diese Lehre übernommen hat" (S. 250). Der hl. Augustinus ist der „sklavische Halbafrikaner" (S. 237). Wann die „viel spätere" Fälschung der Stelle Mt. 16, 18—19 (von Petrus, dem Fels) geschehen sein soll, wird zwar nicht näher angegeben (S. 161). Nehmen wir an, daß sie nach R. wenigstens noch im christlichen Altertum erfolgte. Kein Zweifel aber für ihn, daß „das zaubergewaltige Priestertum Roms als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens" schon das Altertum so korrumpierte, daß, „als notwendige Ergebnisse", „der hl. Eusäbius mit 260 Pfund schweren Ketten herumlief, der hl. Macarius sich die Heiligkeit erkaufte, indem er die Schmerzen eines Ameisenhaufens ertrug, in den er sich setzte, der hl. Franziskus — in vielem gewiß eine ganz große Persönlichkeit — zollte dem Asiatismus den Tribut, indem er zum Wohlgefallen Gottes sich nackt auf Dornen herumwälzte. Besonders fromme Nonnen tranken fremden Speichel, aßen tote Mäuse und faule Eier, alles um ,heiliger' zu werden. Der hl. Hilarius wird gepriesen, weil er nur im Unrat gelebt habe ... Unter der hemmungslosen Weiterentwicklung dieses ,Geruches der Heiligkeit' wäre Europa heute bei dem Zustand der schmutzstarrenden Heiligen Indiens und Tibets angelangt, bei einem Zustande vollkommenster Verdummung, des furchtbarsten Aberglaubens, der Armut und des Elends — bei ständiger Bereicherung der Priesterkaste. Durch die Gesamtheit der antirömischen Bewegungen wurde Europa gerettet, und der größte Retter des Abendlandes ist Martin Luther deshalb, weil er das **Wesen** bekämpfte, aus dem sich die skizzierten Zustände als notwendige Ergebnisse ergaben: das zaubergewaltige Priestertum Roms als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens" (S. 185).

Das ist das Bild der alten Kirche! Kein Wort von der Reinheit ihrer monotheistischen Lehre, die ja nach ihm gegenüber der Vielgötterei der antiken Völker auch nur eine abscheuliche Ausgeburt asiatischen Geistes ist, kein Wort der Bewunderung für ihre großen Heiligen und Blutzeugen, kein Wort von der Bruderliebe und großartigen Caritas der alten Christen, von ihrem erhabenen Gottesdienste, von dem mächtigen Ringen ihrer großen Geister um die Wahrheit, um die Erfassung und Rettung dessen von der Weisheit und Wissenschaft der Antike, was unvergänglich in ihr auch für den Schüler der Offenbarung war. Doch lassen wir alle Empfindungen des Herzens, allen inneren Zorn des Christen, der seine Kirche kennt und ihr wirkliches, ihr herrliches Bild vor Augen hat, schweigen.

Prüfen wir ganz ruhig die Angaben, aus denen sich R.s Bild zusammensetzt.

B. Prüfung

R. schreibt: „In Kleinasien übten die Römer ein straffes Regiment aus und trieben unerbittlich ihre Steuern ein; in der unterdrückten Bevölkerung entstand folglich die Hoffnung auf einen Sklavenführer und Befreier. Das war die Legende vom **Chrestos**. Von Kleinasien gelangte dieser Chrestosmythos nach Palästina, wurde lebhaft aufgegriffen, mit dem jüdischen Messiasgedanken verbunden und schließlich auf die Persönlichkeit Jesu übertragen" (S. 74).

In Wirklichkeit hat in Kleinasien die Chrestoslegende gar nicht existiert. Damit fällt auch diese ganze Theorie von der Entstehung des Christentums in sich zusammen!

Wohl hat um das Jahr 120 der römische Schriftsteller Suetonius eine Biographie des Kaisers Claudius geschrieben. Dort heißt es, daß Claudius „die Juden, die auf Anstiften eines gewissen Chrestos ständig Unruhen anzettelten, aus Rom vertrieben habe" (Vita Claudii 25). Wie heute nicht jeder Schriftsteller sich in allen Glaubensrichtungen auskennt und sich nicht immer die Mühe macht, die einzelnen Bestrebungen, etwa Religion des Blutes, Deutsche Glaubensbewegung, Deutschreligion, Junggermanische Religion, Neugeistbewegung usw., auseinander zu halten, so waren für viele Römer der frühchristlichen Zeit die Unterschiede der einzelnen jüdischen Religionsströmungen (Pharisäer, Sadduzäer, Essäer, gräzisierende Philonisten, Judaisten) belanglos, und das Christentum erschien ihnen oft als irgendeine jüdische Sekte. Wie verständnislos stand z. B. Pilatus den religiösen Fragen der Juden gegenüber. So erklärt sich denn auch die obenerwähnte Notiz des Sueton. (Chrestos ist nichts anderes als die etazierte Form des Wortes Christus. Im Spätgriechischen, das man damals auch in Rom sprach, wechselt oft e mit i, Itazismus, oder i mit e, Etazismus.) — Die Predigt des gekreuzigten Messias Christus rief naturgemäß in der damaligen Judenheit große Unruhen hervor. Der Ausweisungsbefehl des Claudius traf wahllos mosaische und christliche Juden. Von dieser Ausweisung erzählt auch die Apostelgeschichte 18, 2. — Aus der kargen Notiz des Römers Sueton also, die selbst die Zusammenhänge nicht einmal trifft, entwickelt sich nun bei R. ein ganzer Mythus, eben der vorder-asiatische (!) Chrestosmythos!

Wie aber steht es mit der Rolle des Völkerapostels **Paulus? Paulus** denkt wahrlich nicht an politische und soziale Revolution! Man lese etwa Titusbrief 2. 9, 1. Timotheusbrief 6, 1 f., Kolosserbrief 3, 22 ff. u. a. m. Wie enthüllt erst der Philemonbrief, daß Paulus nicht wider politische oder soziale Ordnungen anrennt, daß er aber wohl mit der Lehre Jesu Christi und in deren Kraft eine neue Wertung der Dinge und der Menschen verkündigt. In dem Brief an die Römer aber begründet Paulus eingehender, daß und warum die Christen der weltlichen Obrigkeit die Treue halten müssen. Ich zitiere diese Stelle ganz:

„Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan. Denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott stammt; wo eine besteht, ist sie von Gott angeordnet. Wer sich demnach gegen die Gewalt auflehnt, ist ein Aufrührer gegen die Anordnung Gottes; die Aufrührer aber ziehen sich selbst ihr Strafgericht zu. Die Obrigkeit ist nicht für das gute, sondern für das böse Werk zum Schrecken. Willst du von der Gewalt nicht bedroht werden, so tue recht, und du wirst von ihr Lob erhalten. Sie ist für dich Gottes Gehilfin zum Guten. Tust du aber

Böses, so fürchte dich; sie trägt ja nicht umsonst das Schwert. Denn sie ist Gottes Gehilfin und vollstreckt die Strafe an dem, der Böses tut.

Deshalb muß man ihr untertan sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; aus diesem Grunde zahlt ihr ja auch Steuern. Denn die diesem Dienste obliegen, sind Beamte Gottes. Gebet jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, wem Steuer; Zoll, wem Zoll; Furcht, wem Furcht; und Ehre, wem Ehre gebührt" (Röm. 13, 1—7).

Schreibt so ein internationaler Revolutionär? Wir bitten den Leser, auch noch den Philemonbrief selbst zu lesen (er ist knapp eine Druckseite lang), dann wird ihm aufgehen, wie Paulus hoch über den Vorwürfen von R. steht!

Ebenso unrichtig ist es, daß Paulus, die Lehre Jesu verbiegend, erst das Christentum geformt habe, und dazu unter dem Protest des Johannesevangeliums! Wer die Evangelien liest und die Briefe Pauli und die Schriften Johannes', der spürt wohl, daß Männer von stark ausgeprägtem Charakter und von unverbogener Eigenart diese heiligen Schriften schrieben, es zeigt sich ihm aber auch, daß das gesamte neue Testament nur **eine** Lehre verkünden will, die Lehre Christi, der Paulus **und** Johannes Diener sind, die Lehre Christi, wie wir sie auch heute noch haben und halten. Einen eindrucksvollen Beleg, wie Paulus die Lehre seines göttlichen Meisters lehrt, haben wir eben kennengelernt: was Paulus über den Gehorsam schreibt, ist dasselbe, was Jesus sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist".

Aber, so wird man fragen, man kann doch nicht so einfach von Chrestosmythos, Paulusrevolution, Johannesprotest Behauptungen aufstellen, es wird doch auch Begründungen geben. Leider muß man antworten: Es gibt Begründungen dazu eben **nicht**. Wir stehen einfach Behauptungen gegenüber, und zwar irrigen Behauptungen.

Das Volk der **Etrusker**, „der vorderasiatische Schmarotzer", ist nach R. in seinen rassischen Resten der Empfänger und Fortpflanzer des verderblichen asiatischen Christenglaubens. Die Anschauung R.s von den Etruskern ist ein ganz wesentlicher Grundstein in dem Gebäude, das er vor uns aufrichten möchte; die immer wiederkehrende Anprangerung des etruskischen Haruspex u. dgl. bezeugt es. Aber was wissen wir wirklich von den Etruskern? Leider ist R. in seinem Bestreben, schnell von überall her Material gegen die Kirche und das Christentum zusammenzulesen, einem Buche zum Opfer gefallen, das die ernste Wissenschaft nur mit Kopfschütteln und Bedauern über die geistige Verwirrung des Autors aufgenommen hat: Albert Grünwedel, Tusca, Leipz. 1922.

Grünwedel, der sich in früheren Arbeiten einen Namen gemacht hat, ist in diesem Buche Wahnkomplexen zum Opfer gefallen. Die Beschäftigung mit den uns Europäern fremden und in ihrer Verworrenheit auf die Dauer unsympathischen indischen Höhlenmalereien [1] hat ihn auf den Gedanken gebracht, in krankhaften sexuellen Perversitäten das Leitmotiv indisch-buddhistischer Kunst zu suchen und schließlich auch das Rätsel der etruskischen Sprache, Mythologie und Kunst aus sexueller Perversität heraus zu lösen. Die Kritik hat aus Mitleid mit dem bis dahin geschätzten Verfasser das unglückselige Buch „Tusca" möglichst totgeschwiegen. Was zunächst die angebliche Entzifferung der etruskischen Sprache angeht, den einzig möglichen Schlüssel zu den von Grünwedel behaupteten entsetzlichen etruskischen Vorstellungen und Bräuchen, so ist leider bislang die etruskische Sprache immer noch ein versiegeltes Buch. Das wissen

alle Sprachforscher[2]. Die Art, in der Grünwedel versucht, das Siegel zu lösen, ist, man kann keinen milderen Ausdruck brauchen, heller Wahnsinn. Die scheußlichen sexuellen Perversitäten, die er festgestellt zu haben glaubt, finden sich daher nicht bei den Etruskern, sondern leider in seiner eigenen krank gewordenen Phantasie. Bei der Wichtigkeit der Sache, da ja die angebliche rassische etruskische Vergiftung grundlegend für R. ist, sei es gestattet, noch folgendes anzuführen: Gleich 1923 erschien von dem hervorragenden Kenner der etruskischen Kultur und Kunst Gustav Herbig in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften ein Aufsatz, der die absolute Unwissenschaftlichkeit des Grünwedelschen Buches im einzelnen aufdeckte[3]. Herbig wagt bez. der Sprachentzifferung von G., wenn auch mit tiefem Bedauern, zusammenfassend die unter Gelehrten fast unerhörten Worte der Verurteilung (S. 19): Ich kann . . . mit gutem Gewissen dasselbe sagen, was Grünwedel selbst immer wieder von den durch ihn entschleierten etruskischen Texten sagt: ‚ein wahnwitziges Produkt' . . . ‚idiotenhafte Sätze' . . ., ‚echt etruskische Buchstabenstochereien und Niederträchtigkeiten' . . . ‚ethmologisch unflätige Witze' . . . ‚fast wahnwitzig unübersetzbares Kauderwelsch' usw. mit Grazie in infinitum". Zum Schlusse seiner Kritik schreibt Herbig (S. 24 f.): „Das grausame Risum teneatis amici, das sich dem ernsten Forscher auf die Lippen drängt, erstarrt bei Sensationshungrigen sehr bald zu einem gähnenden Hiatum teneatis amici, oder wenn wir, die besorgten Freunde von Grünwedels asiatischer und buddhistischer Lebensarbeit, nachdenklich und erschüttert die Dinge tiefer und ernster zu nehmen, zu einem Fletum teneatis amici, daß hier ein sittenreiner und auf dem ihm vertrauten Boden hochverdienter Gelehrter, von menschlichen und allzu menschlichen Dingen verwirrt, in fremder Erde mit eigenen Händen sich wissenschaftlich das Grab schaufelt". Wilhelm Schubart, der berühmte Berliner Orientalist, hat dann[4] Grünwedels Buch und Herbigs Aufsatz angezeigt, wobei er schreibt, daß Herbig „aus wirklicher Sachkenntnis heraus deutlich, ohne Hohn und ohne Schadenfreude jene Hirngespinste so abtut, daß auch der Laie sofort sieht, welch erschreckender Verirrung ein scharfsinniger Kopf verfallen konnte. Wer nur ein wenig reinen Sinn bewahrt, wer nur ein wenig Begriff vom Wesen menschlicher Sprache erworben hat, bedarf freilich kaum eines Führers, um nach wenigen Seiten nicht am Etruskischen, wohl aber an Grünwedel zu verzweifeln. Da dieses Buch nun erledigt ist, würde es sich nicht schicken, ihm noch einen Stein nachzuwerfen. Aber auch seinen Inhalt werde ich nicht angeben; denn es muß so schnell wie möglich vergessen werden, um des Verfassers willen und um der deutschen Wissenschaft willen". Dieses barmherzige Vergessen hat in der Tat die Wissenschaft der traurigen Ausgeburt aus Grünwedels erkrankter Phantasie zu gewähren versucht; auch die ausländische Fachwissenschaft hat milde den Mantel des Schweigens über sie gelegt. Auch wir würden um des hochbetagten Gelehrten willen, der in früheren Tagen Tüchtiges geleistet hat, selbstverständlich nicht anders handeln. Nachdem aber R. gerade das getan hat, was Schubart „um der deutschen Wissenschaft willen" vermieden wissen wollte, und Grünwedels Buch nicht nur zur Grundlage seiner Auffassung vom römischen Christentum gemacht, sondern auch den traurigen Inhalt auf vielen Seiten vor dem Leser ausgebreitet hat, bleibt leider nichts anderes übrig, als das Urteil der wirklichen Kenner Etruriens hier dem Leser mitzuteilen[4a].

Selbst darüber, welchen Stammes die Etrusker waren, gibt es noch keine hinreichend sichere Erkenntnis. So große Forscher wie Niebuhr, Otfried Müller, Helbig u. a. (Gesell, Pigorini, Lattes) hielten die Etrusker für Glieder der indoeuropäischen (also arischen) Volksgruppe, zu der auch die Umbrer, Sabellier, Osker und Latiner, für uns Ureinwohner Italiens, gehören. Andere, neuere Forscher, wie Gaetano De Sanctis und Luigi Pareti vermuten in ihnen ein in der neolitischen Zeit von den Alpen her eingewandertes Volk. Wieder andere, ich erwähne von deutschen Forschern nur Körte, Furtwängler, Herbig und Kretschmer, denken an eine Einwanderung der Etrusker aus Kleinasien um 700 v. Chr., wobei sie die unterworfenen Umbrer assimilierten; noch andere, wie Hrozny, halten sie für die Reste einer ganz alten Bevölkerung, die schon vor dem Jahre 1000 v. Chr. von den Bergen Lydiens verbreitet gewesen sei bis nach Spanien, wo das kraftvolle Volk der Basken ihre überlebenden Reste darstelle. Während also die ernsten Forscher noch nicht zu einem überzeugenden Ergebnisse gekommen sind, wo vor allem trotz der darauf verwendeten großen Mühe noch niemand sich rühmen kann, das Rätsel der etruskischen Sprache gelöst zu haben, stützt sich R. auf die Irrgedanken eines von Wahngedanken Geplagten, der einen Herd der Unsittlichkeit und Gemeinheit in Italien entdeckt zu haben sich einbildete, und findet so eine rassische Unterlage für alle beliebigen, nunmehr kühn als etruskisch, etruskisch-syrisch, asiatisch, phönizisch usw. bezeichneten Scheußlichkeiten, die im Papsttum und der katholischen Kirche aus der rassischen Weiterwirkung fortdauern sollen!

Interessant ist es, zu sehen, wie er (S. 62 Anm.) Karl Otfried Müller, um wenigstens noch einen Kronzeugen zu haben, einen der bekanntesten älteren Forscher, durch kühne Veränderung des betr. Zitates heranzieht. Er schreibt: „Der äußerst zurückhaltende Erforscher Etruriens, Karl Otfried Müller, welcher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts natürlich noch nicht die ganze Rassenfrage derart übersehen konnte wie wir heute, schreibt in seinem großen Werke „Die Etrusker" (neu herausgegeben von Dr. W. Deecke, Stuttgart 1877) über die dem etruskischen Wesen offenbar verwandten Dionysien, zunächst seien nur die Frauen eingeweiht worden; erst lange nachher, in Rom gegen 550 der Stadt, wurden auch Männer eingeweiht, die etruskischen Priester hätten dann „jene scheuseligen Orgien ausgebildet, in denen das von phrygischer Kymbalen- und Paukenmusik betäubte, von bacchischer Lust und losgelassener Gier entflammte Gemüt sich aller Greuel unterfing, bis der römische Senat (568) mit heilsamer Strenge alle Bacchanalien aufhob" (Bd. II, S. 78). In Wahrheit sagt Müller an der betr. Stelle, daß Etrurien den Dionysoskult, von dem seine Kunstdenkmäler zeugen, während seine „Landesfeste keine Spur einer orgiastischen Festraserei zeigten", unter den Landschaften Italiens zuerst „von den **griechischen** Stadtgemeinden" empfing, und daß, nachdem man später „auch Männer eingeweiht, große Mahlzeiten und Gelage im etruskischen Geschmack hinzugefügt wurden und durch **kampanische** (also wieder griechische!) und etruskische Priester jene scheußlichen Orgien . . ., bis der römische Senat (568) mit heilsamer Strenge alle Bacchanalien in Italien aufhob mit Ausnahme einiger alten und herkömmlichen Gebräuche".

Weshalb fehlt bei R. der doppelte Hinweis von Müller auf die Griechen als die Urheber der bacchanalischen Ausgelassenheiten?

Man muß bei Grünwedel und R. die ganze Konzentrierung alles Perversen und Obszönen, von der Knabenschändung bis zur Eingeweidepyramide und dem Kothaufen im Kulte und Leben der Etrusker, des wahren Auswurfs der Menschheit, nachlesen, um zu verstehen, welche überhaupt nicht zu überbietende Kennzeichnung in der Bezeichnung „etruskisch" für Papsttum und Kirche liegt!

Den Etruskern wird von R. auch die Einführung des Hexenwahns in die Schuhe geschoben, weil sich so die Anheftung auch dieser Schuld an das Papsttum leichter machen läßt, das diesen etruskischen Wahn in das germanische Mittelalter verpflanzt habe. Das Germanentum sei von sich aus frei von ihm gewesen. Wie ist die Wirklichkeit? Der Glaube an Hexen war im Orient und im Abendlande, insbesondere auch bei den Kelten und den alten Germanen verbreitet. Bezüglich der Langobarden braucht nur auf das Edictum Rothari verwiesen zu werden (Rothari war König 637—52), wo die Tötung von Hexen bei bestimmten Geldstrafen je nach dem Stande des Töters verboten wird, weil „ein Christ nicht glauben dürfe, daß es Hexen gebe, und daß ein Weib einen Menschen lebendig verschlingen könne", was also offenbar von den heidnischen Langobarden geglaubt wurde (Mon. Germ. Leg. IV, ed. Pertz, p. 87). Noch tiefer läßt uns Karls d. Gr. c. 6 der Capitulatio de partibus Saxoniae blicken, das verfügt: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, glauben sollte, nach Art der Heiden, daß ein Mann oder eine Frau eine Hexe (striga) sei und Menschen fresse, und deshalb sie selbst verbrennt und ihr Fleisch zum Verzehren gibt oder es selbst verzehrt, so soll er des Todes schuldig sein (Mon. Germ. Leg. II, I, 1. p. 68). Bei den Sachsen war also nicht nur der Glaube an Hexen lebendig, sondern es kam auch vor, daß die vermeintlichen Hexen verbrannt und ihr gebratenes Fleisch verzehrt wurde. Die Kirche hat gegen den Hexenwahn zunächst mit lobenswertem Eifer gekämpft. So sagt eine Predigt des 8. oder 9. Jahrhunderts: „Viele Menschen glauben, daß es Hexen gibt, und sagen, daß sie Kinder, Rinder und Pferde verzehren und anderes Böse tun. Das soll man nicht glauben, weil es die Weisen widerlegen. Es hat nie eine Hexe gegeben, und es wird nie eine geben; aber der Teufel sagt solche Worte durch Menschen, die nicht gesegnet sind[5]." Im sog. Canon episcopi, einem fränkischen Synodalstatut des 9. Jahrhunderts, lesen wir, daß die Priester gemahnt werden, gegen den von den betreffenden Weibern selbst verbreiteten Wahn aufzutreten, daß Weiber nächtlicherweile, auf gewissen Tieren reitend, zum Dienste der heidnischen Göttin, der Canon nennt sie Diana, aufgeboten würden. (Regino von Prüm, De synodalibus causis II, 371). Daß es Weiber gab, die solches von sich selbst aussagten, wird einem vollends glaubhaft, wenn man noch im 19. Jahrhundert in Schweden die größten Schwierigkeiten mit Frauen hatte, die sich selbst als Hexen ausgaben und auf dem Blocksberge gewesen sein wollten. Mit Recht macht Weiser-Aall, der von diesem schwedischen Wahn berichtet, in seinem großen Artikel über die Hexen im Handbuch des deutschen Aberglaubens Bd. III (1930) Sp. 1827—1920, darauf aufmerksam, daß gerade die Geschichte des Hexenglaubens bei den nordischen Völkern, wo er auf keine Weise etwa aus römischer Ansteckung erklärt werden kann, zeigt, wie sehr der Hexenglaube in der germanischen Tradition selbst zu Hause ist.

Auch das Verbrennen der Hexen ist altgermanische Sitte, nichts anderes eben als die Unschädlichmachung des weiblichen und auch des männlichen Zauberers, dessen Machenschaften man fürchtet, und wie fest solcher Aberglaube sitzen kann, mag man daraus ermessen, daß die „Baseler Nachrichten" noch vom 9. Juli 1934 (!) aus Linthal, einem Orte in dem (nicht katholischen) Kanton Glarus, berichteten, ein Bauer habe ein Haus angezündet, um eine darin wohnende Frau als Hexe zu verbrennen, weil sie ihm zwei Pferde verhext habe. — Die Männer der Kirche haben leider nach und nach vor dem Glauben an die Hexen kapituliert, vor allem in den deutschen Ländern, bis schließlich die deutschen Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris 1484 sogar von Papst Innozenz VIII. die erbetene Anerkennung ihrer Zuständigkeit in ihrem Vorgehen gegen die vermeintliche schlimme Tätigkeit der Hexen erlangten und den schmählichen Hexenhammer verfaßten. Der Hexenwahn ist also nicht von Etrurien oder Rom nach Deutschland gekommen, sondern leider altgermanisches Volksgut, das nicht standhaft genug von der Kirche bekämpft worden ist.

Daher ist auch der Wahn am schlimmsten in Deutschland nach der Glaubenstrennung aufgeblüht. Luther, Zwingli, Calvin haben ihm in gleicher Weise gehuldigt; auch das protestantische England, die skandinavischen Reiche und die protestantischen Einwandererstaaten Nordamerikas haben eine scharfe Hexenverfolgung getrieben, während man in Rom zwar die ganz allgemein gewordene Ueberzeugung von der Möglichkeit des Teufelsbündnisses der Hexen und seiner Benutzung zu schädigenden Taten nicht abgelehnt, sie aber in Theorie und Praxis immerhin nur mit einer unverkennbaren Vorsicht zugelassen hat. Deshalb auch nur ganz wenige Hexenprozesse in Rom und ihr völliges Aufhören dort im 17. Jahrhundert, während in Deutschland der unselige Wahn noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts seine Opfer forderte.

Auch was R. in diesem selben Zusammenhang von der Schuld des Papsttums an der Verbreitung des spukhaften Teufelsglaubens schreibt, hält der Forschung nicht stand. Die biblische Lehre von den gefallenen Engeln, den bösen Geistern, ist in der ganzen antiken Welt mit den vorchristlichen populären Vorstellungen von den Dämonen zusammengetroffen. Einem Geschlechte, das für so viele Krankheiten und Naturkatastrophen nicht die natürliche Erklärung hatte wie wir, war der Glaube an die Wirksamkeit der Dämonen etwas ganz Selbstverständliches geworden. Weil er aber so ganz allgemein und selbstverständlich war, konnte es gar nicht anders kommen, als daß er noch lange fortlebte und mit der christlichen Lehre von sündig gewordenen reinen Geistern sich in mannigfacher Weise verband und diese Lehre oft genug in schlimmster Weise vergröberte oder ganz entstellte. Nicht das Christentum hat die Furcht vor den Dämonen geschaffen, sondern diese Furcht war da.

Das Christentum, gerade das alte Christentum, hat aber gelehrt, im Vertrauen auf Christus diese Furcht religiös zu überwinden. Das ist gewiß nicht so schnell und befriedigend gegangen, wie wir es wünschen möchten, und schließlich hat sich mit dem Hexenglauben auch ein bedauerlicher Glaube an Teufelsspuk breitgemacht. Aber ein Blick in die Geschichte des Aberglaubens bei germanischen und nichtgermanischen Völkern zeigt, daß die Diener der Kirche ganz außerhalb der Geistesart ihrer Zeit hätten stehen müssen, wenn sie von allen Spukängsten hätten frei sein sollen.

Der Ursprung des Christentums war also weder vorderasiatisch-mythisch, noch pharisäisch-paulinisch, noch untermenschlich-etruskisch. Der Beginn des Christentums ist das Offenbar-Werden des Sohnes Gottes, der um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen ist und Mensch wurde vom Heiligen Geiste aus Maria der Jungfrau. „Das Leben ist ja erschienen, und wir haben es gesehen, und wir bezeigen und verkünden Euch das Leben, das ewige, das beim Vater war und sich uns geoffenbaret hat. Was wir also gesehen und gehört haben, verkündigen wir Euch: denn auch Ihr sollt mit uns Gemeinschaft haben. **Unsere Gemeinschaft besteht mit dem Vater und seinem Sohne Jesus Christus!**" 1. Joh. 1, 2. 3.

Wir gehen zu den Einzelheiten aus dem christlichen Altertum über. Eusebius von Caesarea, den Vater der Kirchengeschichte und für vieles aus ihrer Frühzeit unsere Hauptquelle, nennt R. einen Eunuch, und seine Glaubwürdigkeit lehnt er kurzerhand ab. Ueber das eine wird jeder Kenner der Kirchengeschichte ebenso erstaunt sein wie über das andere. Die Kirche hat immer die Kastration als Hindernis der Zulassung zum geistlichen Stande behandelt. Da sie im römischen Reiche ganz außerordentlich verbreitet war, vor allem auch an Unfreien oft gegen ihren Willen vollzogen wurde, so verfügte das erste allgemeine Konzil in Nicaea i. J. 325 gleich in seinem ersten Kanon (zusammenfassender Beschluß) ausdrücklich die Ausschließung aus dem Klerus, also nicht nur vom Priestertum, eines jeden, der mit seiner Zustimmung seine Mannbarkeit verloren haben sollte. Nur wer gegen seinen Willen von den Barbaren (also bei Kriegsgefangenschaft) oder in der Krankheit von den Aerzten den Eingriff erlitten habe, dürfe im Klerus bleiben. Eusebius war selbst Mitglied dieses Konzils.

Seine Zuverlässigkeit als Historiker hat, soweit ich feststellen kann, außer R. noch niemand angezweifelt, gleichviel ob Katholik oder Protestant. Er hat daher auch als zuverlässig zu gelten in seinen Mitteilungen über die Christenverfolgungen.

Die Quelle, aus der R. seine abschätzigen Ansichten über die Christen in der **Verfolgungszeit** schöpft, ist nach einem Hinweis auf S. 73, Anmerkung, leicht festzustellen: das Buch von Th. Birt, Spätrömische Charakterbilder (nicht, wie R. angibt: Charakterbilder Spätroms), Leipzig 1919 (bezw. 2. Auflage, Leipzig 1922). Birt war ein ausgesprochener Gegner der Kirche und hat, wo es sich um die Kirche handelt, es oft an der nötigen Kritik fehlen lassen, so auch bezüglich der Christenverfolgungen. R. aber übernimmt nicht nur, sondern erweitert oder verändert noch blindlings die Birtsche Darstellung im antikirchlichen Sinne.

Sehen wir zu: Daß Diokletian ein Herrscher von Kraft und staatsmännischer Begabung war, daß er auch von sich aus kein Christenfeind war, sondern das Christentum so sehr, sogar in seiner nächsten Umgebung, duldete, daß es unter seiner Regierung einen mächtigen Aufschwung nahm, ist Gemeingut nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern insbesondere auch der katholischen Kirchengeschichtsschreibung. Diokletians eigene Gemahlin und Tochter standen dem Christentum nahe. Aber nach fast 20 Jahren des Friedens gelang es der altheidnischen Partei, besonders dem Mitkaiser Galerius, Diokletian gegen das Christentum einzunehmen und ihn zu dem extremen Versuch zu bestimmen, das

Christentum auszurotten. R. betont zunächst, Birt S. 122 folgend, das germanische Rassenelement in seinem Helden Diokletian, einem dalmatinischen Sklavensohn (S. 58: „vielleicht halbgermanischer Abkunft", S. 72: „vermutlich germanischer Mischling, von weißer Körperhaut, blauäugig"), obschon Birt selbst etwas später (Anm. 34) auf die Unsicherheit der diesbezüglichen Quellen hinweist. Eigentlich sollten wir als Deutsche nicht allzu stolz auf diesen Fürsten sein, der der eigentliche Begründer des Despotismus und des Orientalismus in der römischen Reichsverwaltung und im Kaisertum war. Birt selbst weist darauf hin, wenn er Diokletians eigene Worte zitiert: „So muß ich abgeschlossen leben, und das Volksleben berührt mich nicht, und ich erfahre nicht die Wahrheit. Der gutwilligste und vorsichtigste Monarch wird mißbraucht und verraten; denn meine Freunde bei Tisch sind ohne Redlichkeit, meine Hofgesellschaft üble Trabanten, die Kammerherren thöricht, die Eunuchen voller Habgier. Fünf oder sechs Leute komplottieren, sie wollen den Herrscher schon täuschen und herumkriegen. So geht es uns." Und Birt fügt nicht unrichtig hinzu: „Das ist der Seufzer aller Kalifen und Sultane geblieben!" Daß Diokletian unter diesen Umständen von seiner Umgebung in eine Christenverfolgung hineingetrieben worden ist, versteht man. Die katholische Geschichtsforschung hat daher auch Diokletians eigene Schuld sehr wohl von der seiner Berater und Mitkaiser und von der der Zeitumstände geschieden. Von dem „Ungeheuer Diokletian" nach den von R. gesetzten Anführungszeichen doch wohl als Zitation, wenn auch ohne Angabe der Quelle, zu verstehen, entsinne ich mich nicht, je ihn in einem katholischen Geschichtswerk gelesen zu haben. Weiter: Birt schreibt (S. 146), wo er die Gründe aufzählt, die nach seiner Ansicht Diokletian und seine Mitregenten bewogen haben, von der bisherigen freundlichen Stellung gegen die Christen abzugehen: „Aber es kam noch ein weiterer Grund hinzu, der ausdrücklich von ihnen geltend gemacht worden ist: auch das Sektenwesen innerhalb der Kirche selbst brachte in die Allgemeinheit, in das ganze bürgerliche Leben ständig Unfrieden und die gehässigsten Kämpfe, die den Hütern des Staatswohles auf die Dauer unerträglich schienen." Birt beruft sich dafür in Anmerkung 45 auf die Kirchengeschichte des Eusebius VIII, 17 und des Lactantius Schrift: De mortibus persecutorum (Von den Todesarten der Christenverfolger) c. 34. Die beiden Autoren geben dort das Toleranzedikt wieder, mit dem der von schwerster Krankheit heimgesuchte Mitkaiser Diokletians Galerius i. J. 311 seine grausame Verfolgung einstellte. Vom christlichen Sektenwesen oder dgl. steht aber keine Silbe in dem Erlaß des Galerius. Birt ist offenbar einer Oberflächlichkeit im Arbeiten zum Opfer gefallen, wie denn auch die ganze Behauptung unsinnig ist. Aber was macht R. aus dem Irrtum seiner Vorlage? Ohne den, wenn auch falschen, so doch immerhin einschränkenden Zusatz Birts wiederzugeben, daß die Kaiser für ihre Verfolgung sich auf ein unerträgliches christliches Sektenwesen berufen hätten, heißt es bei R. (S. 72) einfach: „Dies (die Verabschiedung aus dem Heeresdienste wegen angeblicher Dienstverweigerung der Christen) hatte eine hemmungslose Beschimpfung durch die ‚Christen' zur Folge, deren sektenhafte Zerrissenheit und gegenseitige Bekämpfung auch in anderer Weise das ganze bürgerliche Leben bedrohte. Der Staat griff dann endlich zwecks Selbsterhal-

tung zur Abwehr, — ähnlich wie heute Deutschland, will es nicht ganz untergehen, die pazifistische Bewegung ausrotten muß." Darin ist nun alles falsch. Nicht Dienstverweigerung der christlichen Soldaten hat die Verfolgung veranlaßt; keine Quelle weiß etwas davon. Die Sache, die durch die Hetze des Galerius und der christenfeindlichen Mutter des Kaisers längst im Werden war, ist vielleicht dadurch beschleunigt worden, daß bei einer Opferschau im Winter 302—3 der Haruspex das Ausbleiben der erwarteten Zeichen der Anwesenheit von Christen zuschob, die während der heidnischen Zeremonie das Kreuzzeichen machten, und Diokletian daraufhin von allen, den Palastbeamten und den Soldaten, jetzt die Teilnahme am heidnischen Opfer unter Strafe der Dienstentlassung verlangte. Dann wurde am 23. Februar 303 plötzlich in Nikomedien ein Edikt angeschlagen, das die Zerstörung aller Gotteshäuser der Christen, die Verbrennung ihrer hl. Schriften, die Amtsentsetzung und, soweit sie bevorrechteten Ständen angehörten, Degradierung der Christen, soweit sie Freigelassene waren, die Zurückversetzung in den Sklavenstand für sie verfügte, dazu allen Christen die Rechtsfähigkeit vor Gericht nahm. Am selben Tage wurde die Kirche der Christen in Nikomedien von Grund aus zerstört und wurden in der Tat auch die hl. Schriften verbrannt. Ein Christ, der das ungerechte Edikt von der Mauer nahm und zerriß, wurde lebendig verbrannt. Das ist der von allen Historikern, gleichviel welchen Glaubens, aus den Quellen erhobene Tatbestand, mit dem man die R.sche Darstellung vergleichen möge[6]. Birt rühmt zwar die Milde dieses Gesetzes, weil es noch nicht die Todesstrafe androhte, und sagt gütig: „Mit Tod und Hinrichtung drohte der Kaiser wohl den Kaufleuten, die im Handel durch schwindelhaft hohe Preise das Publikum aussogen, den Christen drohte er wohlgemerkt nicht; er wollte kein Blut vergießen." Es wäre auch ein bißchen viel gewesen, friedlichen christlichen Bürgern, die damals in weiten Gegenden schon eine ganz erhebliche Minorität, in einzelnen schon die Majorität der Bevölkerung ausmachten, gleich im ersten Edikt mit dem Tode zu kommen. Drei weitere Edikte, die in rascher Folge erlassen wurden, verfügten dann die Gefangensetzung aller christlichen Vorsteher, ihre Folterung, wenn sie nicht opfern wollten, darauf die Nötigung aller Christen überhaupt durch Folter und Tod zum Opfern, womit das Signal zur entsetzlichsten, grausamsten Verfolgung gegeben war. Birt gibt nun wenigstens die Vermehrung der Grausamkeit zu, daß „von Jahr zu Jahr der Widerstand wuchs, die sog. Bekenner sich mehrten, die Furchtbarkeit der Martern und Schreckmittel sich steigerte und sich dennoch als fruchtlos erwies" (S. 153), um allerdings dann zum Schluß (S. 155) ganz falsch zu sagen, „daß überhaupt nur 9 Bischöfe bei den Opfern der Verfolgung gewesen seien, daß in Palästina, wo die Verfolgung besonders heftig gewesen sei, doch schließlich in all der Zeit nur 80 Todesurteile vollstreckt worden seien, man daher für die anderen Gebiete z. T. sehr viel geringere Zahlen annehmen müsse; wohingegen in den kleinen Niederlanden unter Alba zur Zeit Egmonts und Wilhelms von Oranien 100 000 Protestanten den Glaubenstod gestorben seien."

Birt hätte nur den Text bei Eusebius, auf den er verweist (KG. VIII, 13), selbst lesen sollen, um zu sehen, daß Eusebius hier gar nicht die Bischöfe aufzählt, sondern nur einige ihm ganz besonders des Lobes würdige Märthrer, teils Priester, teils Bischöfe, die Stelle also mit der Zahl der gemarterten Bi-

schöfe, die unvergleichlich höher war, überhaupt nichts zu tun hat, er hätte des Eusebius Schrift über die Märtyrer Palästinas aufmerksamer lesen sollen, um zu sehen, daß auch die diesbezügliche Zahl nicht stimmt, er hätte vor allem auch ein wenig mehr von der Geschichte des Abfalls der Niederlande wissen dürfen, nämlich daß der von ihm genannte Egmont nicht Protestant, sondern Katholik war, wie auch sein Genosse im Tode, Graf Hoorn, und damals noch Wilhelm von Oranien. Denn diese letztere Sache war so, daß wegen der Beseitigung der alten Freiheiten in den spanischen Niederlanden durch Philipp II. der Aufstand ausbrach, der nur bei einem Teile der Niederländer sich mit dem kalvinischen Kampf gegen den Katholizismus verband, in größerem Maße eben erst infolge der Härte des Herzogs Alba gegen die Freiheitskämpfer, so bei Wilhelm von Oranien nach der Flucht aus der Heimat, daß also von Albas Bluturteilen nur zum Teil Protestanten, oft aber Katholiken getroffen worden sind. Man kann ruhig behaupten, daß ohne Alba Holland heute noch katholisch wäre. Die Zahl von 100 000 Opfern Albas, die Birt angibt, ist dabei nur so aus der Luft gegriffen.

Nun lese man die Birt verarbeitende Darstellung R.s, die sich unmittelbar an die oben S. 14 zitierte Stelle anschließt (S. 72 f.): „Aber auch hier (R. meint den von ihm angenommenen verbrecherischen Pazifismus) verhängte Diokletian bei Widerspenstigen nicht die Todesstrafe, wie er im Falle kaufmännischen Betrugs angeordnet hatte —, sondern die Versetzung in den Sklavenstand. Die Antwort war Aufruhr, Brandstiftung im Palast des Kaisers. Herausforderungen der bisher unbehelligt gebliebenen, deshalb anmaßend gewordenen Christengemeinden aus dem Reiche folgten eine nach der anderen. Die darauf einsetzenden „furchtbaren Christenverfolgungen" des „Ungeheuers Diokletian" betrugen — 9 hingerichtete aufrührerische Bischöfe und in der Provinz des heftigsten Widerstandes Palästina ganze 80 ausgeführte Todesurteile". Der allerchristlichste Herzog Alba aber ließ allein in den kleinen Niederlanden 100000 Ketzer hinrichten."

Zu der Brandstiftung im Palast eine Bemerkung. Lactantius berichtet (c. 14), daß der Einpeitscher des Diokletian, Galerius, durch geheim verborgene Diener im Palaste des Kaisers Brand anlegen ließ, um ihn dann den Christen zuzuschieben und des Diokletian Widerstand gegen die von ihm verlangten äußersten Maßnahmen zu brechen, was ihm auch gelang, obschon die Untersuchung und Folterung der Palastdiener keinerlei Schuld, erst recht keine der Christen ergab. Es hatten ja auch nicht Leute des Palastes, sondern Leute des Galerius, auf die vorsichtigerweise die Untersuchung nicht ausgedehnt wurde, Brand angelegt. Der protestantische Historiker der alten Kirche, der bekannte Achelis, bemerkt dazu: „Wer wird sich anheischig machen wollen, die Wahrheit zu ermitteln? Dem Cäsar Galerius ist jede Schlechtigkeit zuzutrauen; eine Raffiniertheit, wie sie in diesem Falle vorliegen würde, liegt nicht außerhalb der Möglichkeiten". Birt sagt wenigstens: „Der Verdacht lag nur zu nahe: die christlichen Hofbeamten". Für R. ist es ohne weiteres ausgemachte Sache, daß die Christen den Brand angelegt haben. So werden aus den Schuldigen

die Unschuldigen und aus den Unschuldigen die Schuldigen in der Christenverfolgungszeit gemacht.

Noch über Birt hinausgehend, will R. die Christenverfolgungen durchaus bagatellisieren. Aber man lese einmal des Eusebius durchaus sachliche Berichterstattung, und man wird es nicht so für nichts nehmen, wenn er etwa von Aegypten berichtet, daß „unzählige Männer mit Weibern und Kindern, um der Lehre unseres Erlösers willen, unter Verachtung des irdischen Lebens auf verschiedene Weise den Tod erlitten. Die einen von ihnen wurden den Flammen übergeben, nachdem sie Kralle und Folter erfahren und furchtbare Geißelhiebe empfangen und ungezählte andere Peinen verschiedener Art erduldet, schrecklich zum Anhören; andere wurden ins Meer versenkt, wieder andere boten mutig ihren Nacken den Henkern dar. Die einen starben während der Foltern, andere fanden durch Hunger den Tod, wieder andere wurden gekreuzigt, die einen in der bei Verbrechern üblichen Art, die anderen zu größerer Qual mit dem Kopfe nach unten angeheftet und am Leben belassen, bis sie selbst an den Balken verhungerten" (KG. VIII, 8). „Aller Beschreibung aber spotteten die Qualen und Leiden, welche die Märtyrer in der Thebais erduldeten. Anstatt der Kralle zerrissen Scherben ihren ganzen Körper, bis der Tod eintrat. Frauen wurden an einem der beiden Füße festgebunden und den Kopf nach abwärts mit gewissen Maschinen hoch in die Luft gezogen . . . Andere wurden an Bäume und Stämme gebunden und fanden auf diese Weise den Tod. Man zog nämlich die stärksten Aeste mittels gewisser Maschinen hart aneinander, befestigte an jedem ein Bein der Märtyrer und ließ die Aeste wieder in ihre natürliche Lage zurückschnellen. Dadurch sollten die Glieder der Unglücklichen . . . mit einem Male zerrissen werden. Und all das trieb man nicht etwa nur einige Tage oder nur kurze Zeit, sondern lange Jahre hindurch. Bald wurden ihrer mehr als zehn, bald über zwanzig hingerichtet, ein andermal nicht weniger als dreißig, ja gegen sechzig und bisweilen sogar hundert Männer nebst Frauen und Kindern an einem einzigen Tage in buntem Wechsel verurteilt" (ebd. c. 9). Niemand, der nur ein wenig mit den Quellen unserer Kenntnis der Martyrien vertraut ist, wird es wagen, diese schreckliche Leidenszeit mit ihren zahllosen Glaubenszeugen von Spanien bis an die Grenzen Persiens so hinzustellen, wie R. es tut. Nein!, was Birt bietet, ist ein ganz falsches Bild, und was R. aus Birt macht, hat überhaupt mit der Wirklichkeit nicht mehr das allergeringste zu tun.

Unrichtig wie das, was zur Verfolgungszeit bei R. zu lesen ist, ist auch das, was er über die Friedenszeit behauptet. **Konstantin** hat keine „vom Geiste des alttestamentarischen Hasses" eingegebenen Maßregeln gegen das Heidentum ergriffen. Er hat es gar nicht einmal zu tun brauchen, weil das Heidentum innerlich längst morsch, seit der Abwendung des Kaisers von ihm rapid zurückging. So hat er zunächst ruhig die Tempeldienste bestehen lassen, außer einigen unsittlichen. Ob er in einem späteren Edikt die Errichtung neuer Götterbilder, die Wahrsagerei und schließlich sogar die Opfer verboten hat, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls weiß die Geschichte von keinem Heiden, dem um seines Glaubens willen etwas von Konstantin geschehen wäre, und die Tempel blieben den Heiden offen. Erst seine Söhne Konstans und Konstantius verboten 341 die Opfer in den Tempeln; die private Ausübung des Heidentums wurde

auch weiterhin geduldet. Einen heidnischen Märtyrer seines Glaubens hat es aber auch unter ihnen nicht gegeben.

Falsch oder wenigstens irreführend ist ebenso die Bemerkung R.s bez. der „arianischen Taufe“ Konstantins. In jedem katholischen Lehrbuch der Kirchengeschichte, auch in den für Schulen, ist zu lesen, daß Konstantin später seine Gunst dem in Nicaea verurteilten Arius wieder zuwandte und seine Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft betrieb, ferner, daß Konstantin kurz vor seinem Tode von dem Bischof der Residenzstadt Nikomedien, Eusebius, einem Parteigänger des Arius, die Taufe empfing. Von einer „arianischen“ Taufe deshalb reden, kann aber nur der, der von der Art und dem Wesen der arianischen Frage keinen Begriff hat. Denn Arianer im Sinne einer von der Kirche getrennten Glaubensgemeinschaft gab es damals, im Jahre 337, noch nicht.

In das Reich freier Erfindung gehören die Mönche, die das „Nicäische (soll heißen Nicaenische) Symbolum“ beschlossen haben sollen. Es war auch nicht ein einziger Mönch unter den etwa 200—300 Mitgliedern des Konzils, schon aus dem einfachen Grunde, weil das Mönchtum noch gar nicht existierte bzw. um diese Zeit eben zu entstehen begann. Das erste Kloster entstand in Aegypten erst um 320, also eben zur Zeit des Konzils von Nicaea. Unter den Mönchen gab es anfangs ganz wenige Priester, und noch lange nach Nicaea hat es gedauert, bis man Männer, die aus dem Mönchsstande hervorgegangen waren, zum bischöflichen Amte erhob. Einen Bischof ferner, der nicht lesen und schreiben gekonnt hätte, dürfte man auf dem Konzil vergebens gesucht haben. Die alte Kirche legte Wert darauf, vornehme und gebildete Mitglieder der Gemeinde zu Bischöfen zu wählen.

„Die Räubersynoden“, auf denen mit Stockhieben die Lehrsätze der Kirche zustande gekommen sind“, möge man uns nennen. Das Wort „Räubersynode“ ist bekanntlich von niemand anders geprägt worden als von Papst Leo I., d. Hl., der 451 in einem Briefe an die Kaiserin Pulcheria die Synode so nennt, auf welcher in Ephesus der gewalttätige und herrschsüchtige Patriarch Dioskur von Alexandrien durch das kaiserliche Militär und aus Aegypten mitgebrachte Mönche die versammelten Bischöfe hatte unter Druck setzen lassen. Diese Synode sollte die bereits damals durch ein Schreiben des Papstes Leo verworfene (und unmittelbar nach dieser Ephesinischen Synode durch das Konzil von Chalcedon feierlich verurteilte) Lehre des Abtes Eutyches annehmen, daß Christus keine wahre menschliche Natur besitze. Als Dioskur in seinem Beginnen nicht rasch genug zum Ziel kam und die Aufregung über den Gewissensdruck, den er ausübte, größer wurde, fingierte er selbst der Bedrohte zu sein, rief das Militär herbei, das den Patriarchen von Konstantinopel, Flavian, mit Gewalt fortschleppte, und fanatisierte die mitgebrachten Mönche, so daß die eingeschüchterte Versammlung in seinem Sinne entschied. Niemand anders als der Papst brandmarkte diese vergewaltigte Bischofsversammlung, die kein Konzil war, die keinen von der Kirche angenommenen Glaubenssatz verkündet hat, allerdings auch keine Irrlehre formuliert, überhaupt keine dogmatische Entscheidung gefällt hat, aber einem Irrlehrer zu Hilfe kommen sollte, als „Räubersynode“. In jeder soliden Kirchengeschichte, sei es von katholischen, sei es von nichtkatholischen Autoren, kann sich jeder leicht über diesen Sachverhalt orientieren. Also auch mit dieser Behauptung von R. hat die geschichtliche Wirklichkeit nichts zu tun.

Die nach R. schon von **Tertullian**, der um 160 n. Chr. geboren und im hohen Alter im Laufe des 3. Jahrhunderts gestorben ist, „mit vielem Aufwand von juristischem Scharfsinn ausgebaute" Lehre vom Ablaß ist in Wahrheit, wie jeder weiß, der gründlicher mit der Kirchengeschichte vertraut ist, erst im Mittelalter aus der kirchlichen Bußlehre heraus entwickelt worden, und zwar unter starker Mitwirkung germanischer Vorstellungen. Wer also nicht nur, was jeder Katholik auch tut, die Mißbräuche verurteilt, die in der Handhabung der Ablässe vorgekommen sind, sondern den Ablaß als solchen und überhaupt verwerfen will, der muß seine Anklagen nicht gegen Tertullian, sondern gegen die germanischen Gepflogenheiten vom Wergeld und der Buße — das Wort bedeutet Sühneleistung und ist germanischer Herkunft — richten, weil diese die menschlichen Faktoren bei der Herausgestaltung des Ablasses aus der altchristlichen Handhabung der poenitentia — dieses Wort bedeutet Reue — gewesen sind. Tertullian hat nichts damit zu tun.

Die alt- und neutestamentliche Schöpfungslehre und der **heilige Name Jahves**, der bedeutet: Ich bin der Seiende, stehen zu hoch, als daß man zur Verteidigung der alten Kirche und der Kirche aller Jahrhunderte, die diese Lehre und diesen Namen verkündigt haben, ein Wort verlieren darf.

Auch der Größe, sowohl der moralischen wie der geistigen, eines heiligen **Augustinus** haben anderthalb Jahrtausende in ihren edelsten Vertretern so einstimmig gehuldigt, daß der Ausdruck „sklavischer Halbafrikaner" kein weiteres Wort verdient.

Die Stelle Mt. 16, 18 (Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen) ist weder im Altertum noch im Mittelalter gefälscht worden. Es ist zu verstehen, wenn man von nichtkatholischer Seite her versucht, sie anders zu deuten, als es die Kirche tut. Aber textkritisch ist die Echtheit der Stelle unanfechtbar. Ich lasse den Protestanten Th. Zahn, der selbst auch eine von der katholischen abweichende Erklärung gibt, sprechen: „Die Behauptung . . ., daß der katholische Text von Vers 18 im ganzen 2. Jahrhundert unbekannt gewesen sei, ist mehr als kühn. Das Diatesseron (eine syrische Zusammenarbeitung der vier Evangelien, in dem derselbe Text enthalten war, d. Herausgeber) . . . gehört dem 2. Jahrhundert an, und wie wäre es denn denkbar, daß so verschiedenartige Zeugen wie der Verfasser der klementinischen Homilien, Tertullian (pud. 21; praescr. 22; monog. 8) und Origenes beharrlich als den einzigen ihnen bekannten Text den katholischen zitiert hätten, wenn dieser erst zu ihren Lebzeiten irgendwo neu entstanden wäre[5a]." In der Tat haben die hervorragendsten nichtkatholischen Forscher den Kampf gegen die Echtheit von Mt. 16, 18 auch aufgegeben.

Was endlich die von R. so abschreckend geschilderten **aszetischen Uebungen** betrifft, so hat es einen heiligen „Eusäbius" überhaupt nicht gegeben, von **Macarius** müßte R. doch wohl sagen, welchen er meint, denn es gibt mehrere Heilige dieses Namens. Vermutlich meint er bzw. sein ungenannter Gewährsmann den Makarius von Alexandrien, auch Makarius der Jüngere genannt, von dem die Historia Lausiaca erzählt, daß er mehrere Monate hindurch, sei es eine unreine Lust, sei es eine von ihm als voreilig empfundene Tötung eines Insekts — darüber gehen die Handschriften auseinander — damit gesühnt habe, daß er sich den Mückenstichen schutzlos aussetzte[7]. Die „frommen Nonnen" müßte R. genauer bezeichnen, damit wir die Sache nachprüfen könnten.

Einen hl. **Hilarius** gibt es, der im 5. Jahrhundert Erzbischof von Arles war — er war ein feiner, hochgebildeter Mann —, und einen anderen, den am meisten bekannten, der im 4. Jahrhundert Bischof von Poitiers war. Er war der Vorkämpfer des vom Konzil von Nicaea bekannten Glaubens gegen die Arianer, auch er ein hochgebildeter Mann und Sohn einer vornehmen Familie. Aus seinem Leben den von R. S. 185 behaupteten Zug nachzuweisen (er habe nur in Unrat gelebt), dürfte, ich möchte fast sagen, mehr als unmöglich sein.

Die Quelle der von R. zusammengestellten Angaben dürfte nichts anderes sein als der berüchtigte „Pfaffenspiegel", jenes bekannte traurige Machwerk des Kirchenhasses, das von den Kirchenfeinden, besonders früher von den Kommunisten, unter dem Volke massenhaft verbreitet worden ist. Aus der Art der Aufzählung ergibt sich die Abhängigkeit mit Sicherheit, wobei es dahingestellt sein mag, ob der Pfaffenspiegel direkt oder indirekt zur Grundlage der Darstellung von R. geworden ist. Jedenfalls hat er auf dem Wege noch eine nicht unbeträchtliche Umgestaltung erlitten; so schlimm geht's nicht einmal im Pfaffenspiegel. Aber kann es eine trübere Quelle geben?[8]

Sonderbarkeiten aus dem Leben der frommen Orientalen zusammenzustellen, ist übrigens nicht allzu schwer, und ganz gewiß denke ich nicht daran, alle asketischen Uebungen der ägyptischen Mönche, ich meine die, von denen die wirkliche Geschichte weiß, nicht nur die Phantasie, als vorbildlich oder auch nur anerkennenswert zu bezeichnen. Der ägyptische Volkscharakter ist nicht der unsrige. Daher hat auch der hl. Benedikt, so sehr er die ägyptischen Mönchsväter wegen ihres heiligen Eifers bewunderte, doch eine Regel für das Abendland geschaffen, die einen ganz anderen Geist atmet. Aber wenn man die Züge des ägyptischen Mönchstums, mögen sie legendär, oder mögen sie glaubhaft überliefert sein, mit geschichtlichem Sinne studiert, kommt etwas ganz anderes heraus als bei R., auch hinsichtlich der zweifellos übertriebenen und ungesunden Dinge, die es neben den echt heroischen und innerlich gesunden gegeben hat.

Stellen wir jetzt zum Schlusse die Frage, ob — ganz abgesehen von der Unterdrückung all des unendlich vielen Guten, Großen und Edlen, das von der Kirche des Altertums zu sagen gewesen wäre — auch nur an einer einzigen Stelle das Bild von R. richtig ist, so kann die Antwort nur lauten: Auch nicht an einer einzigen Stelle!!

Die Kirche des Mittelalters

A. Das Bild bei R.

Gehen wir über zum Mittelalter. Für R. „steht es wohl außer Frage, daß auch ohne den Eingriff des bewaffneten römisch-syrischen Christentums (bei den Germanen) das mythologische Zeitalter zu Ende ging" (S. 155). Bei ungestörter Weiterentwicklung, so meint er, würde bei ihnen „die Natursymbolik" „einem neuen sittlich metaphysischen System, einer neuen Glaubensform gewichen" sein, einer solchen nämlich, die „die Idee der Ehre als Leitmotiv gehabt hätte". Leider „drang durch das Christentum „bei ihnen" ein anderer seelischer Wert ein und beanspruchte die erste Stelle: die Liebe, im Sinne von Demut, Barmherzigkeit, Unterwürfigkeit und Askese. Heute ist es jedem aufrichtigen Deutschen klar, daß mit dieser alle Geschöpfe der Welt gleichmäßig umfassenden Liebeslehre ein empfindlicher Schlag gegen die Seele des nordischen Europas geführt worden ist" (S. 155).

„Nun ist es aber bezeichnend, daß auch der Gedanke der Liebe sich gerade in der Führung der kirchlichen Einrichtungen nicht durchzusetzen vermochte." „Wo es konnte, ist es (R. meint das „römische System") mit Exkommunikation, Aechtung, Feuer, Schwert und Gift vorgegangen. Sehen wir von sittlichen Wertungen ganz ab und stellen nur diese Tatsache fest, die ja selbst von neuzeitlichen römisch-katholischen Schriftstellern nicht geleugnet wird" (S. 156).

Damit ist, um nur diese eine Stelle herauszugreifen, der eine Leitgedanke genannt, der die Darstellung des Mittelalters bei R. beherrscht. Ein zweiter, der immer wiederkehrt, ist die Ansicht von einem Gegensatze der den Germanen aufgezwängten Lehre von einem transzendenten, überweltlichen Gott zu der angeblich germanischen Erkenntnis von der bloßen Weltgesetzlichkeit als letztem Sinne des Seins. Um eine Stelle zu zitieren: „Dieser nordisch-abendländische Gedanke einer auf Gesetze zurückgehenden Folge von Ereignissen im Weltall, die Erforschung dieser Gesetzlichkeit, ist nicht nur nicht eine ‚Idee an sich, auf die jeder Mongole, Syrier und Afrikaner auch verfallen müßte, sondern ganz im Gegenteil: dieser (in anderer Form im nordischen Hellas aufgetauchte) Gedanke sah sich durch Jahrtausende hindurch der wütendsten Gegnerschaft der vielen fremden Rassen und ihrer Weltanschauungen gegenüber. Die Idee der Innergesetzlichkeit und der Eigengesetzlichkeit war ein Schlag ins Gesicht aller Anschauung, die auf der willkürlichen Gewaltherrschaft eines oder vieler mit Zauberkraft ausgestatteter Wesen ihr Weltbild auf-

baute. Aus einer Weltanschauung, wie sie uns der alttestamentliche Jahve vermittelt, konnte ebensowenig eine Wissenschaft unserer Prägung entwachsen wie aus dem Dämonenglauben und Evolutionshypothesen afrikanischer Menschen. Aus diesem ewig fremden Gegensatz heraus ergab sich auch der Kampf des römisch-kirchlichen Systems gegen die germanische Wissenschaft. Diese ist ihren glänzenden Gang durch Ströme eigenen, aber von Rom vergossenen Blutes gegangen. Fromme nordische Mönche, die dem Zeugnis des weltaufsaugenden Auges mehr Wert zumaßen als vergilbten syrischen Pergamenten, wurden mit Gift, Kerker und Dolch verfolgt (siehe Roger Bacon, siehe Scotus Erigena) ... Wie Apollon dem Dionysos, so stehen Kopernikus, Kant, Goethe dem Augustinus, Bonifaz VIII., Pius IX. gegenüber. Wie das Mänadentum und die Phallussitten altgriechische Gesittung zu zersetzen strebten, so durchkreuzten etruskische Höllenlehre und Hexenwahn möglichst jede Regung nordischer Welterkenntnis. Mit der Erzählung von der Austreibung der bösen Geister aus den Säuen durch Jesus heftete sich diese syrische Magie bis auf heute an das Christentum; Höllen- und Himmelfahrt, Höllenfeuer und Höllenqualen wurden fortan christliche Wissenschaft, die succubi und incubi feststehende wissenschaftliche Lehren, und es war nicht folgerichtig, daß Rom die Bücher, die sich zu Kopernikus' heliozentrischer Lehre bekannten, endlich doch 1827 (!!) vom Index strich" (S. 120—122).

Die Behauptung von dem **Gift** als römischem Kampfmittel kehrt oft wieder: „Die größte Leistung seiner Geschichte (des nordischen Menschen) aber war die germanische Erkenntnis, daß die Natur nicht durch Zauberei (wie Vorderasien es meint tun zu können), aber auch nicht durch Verstandesschemen (wie es das spätere Griechenland tat) meistern ließe, sondern nur durch innigste Naturbeobachtung. Hier rückt denn der fromme Albrecht von Bollstedt dicht an Goethe heran, der Schwärmer Franziskus an den Skeptiker Leonardo. Diesen Vitalismus hat sich das germanische Abendland auch von der römischen Kirche nicht rauben lassen, trotz Exkommunikationen, Gift und Scheiterhaufen" ... So „wurde einst germanische Wissenschaft inmitten eines Heeres von 9 Millionen gemordeten Ketzern als größtes Gleichnis der inneren Freiheit der Gestaltung uns geschenkt" (S. 141 bis 142). Vom Tode **Meister Eckarts** heißt es: „Ob (er) eines natürlichen Todes (starb) oder durch Nachhilfe mit einem Pülverchen, ist unbekannt geblieben" (S. 254).

Alle Einzelheiten stehen im Zusammenhang mit diesen Grundanschauungen. Die heidnischen Germanen und auch die arianisch gewordenen genießen R.s Sympathie; der Katholizismus aber kann nichts als Böses bringen. Wir lesen: „Die alten Goten duldeten — wie Döllinger bezeugt — so-

wohl den katholischen als auch einen anderen Glauben und bewiesen diesem seelischen Glaubensbedürfnis als solchem Ehrfurcht. Was überall verschwand, wo der Geist des ‚Bonifazius' und das Zwangsgesetz der ‚Liebe' siegten" . . . „Man vergleiche z. B. im Gegensatz zu dem römischen Verfolgungswillen die Haltung des ‚heidnischen Friesenkönigs Radbod' . . ., der christliche Prediger mit allen Ehren zu Pippin, dem Herzog der Franken zurücksandte. So berichtet Alcuin." (S. 156).

Wie R. sich die **Christianisierung** denkt, erfahren wir, wenn es heißt, daß „die blutgemäßen Gebräuche des nordischen Menschen und seine ritterliche Denkungsart auch mit Feuer und Schwert nicht ganz auszutreiben waren" (S. 163). Was sich erhielt, darüber lesen wir: „Aus Wotan wurde St. Martin, da Mantel, Schwert und Roß des Wotan Abzeichen sind. „Die Teufelinne ‚Venus' verwandelt sich in die hl. Pelagia", Donar wird zu dem den Himmel bewachenden Petrus, „auch St. Georg und St. Michael sind Umbenennungen altnordischer Wesensbilder". — „Selbst der fromme Hrabanus Maurus, der gelehrteste Kirchenlehrer Deutschlands am Ende des 8. Jahrhunderts, läßt Gott in der Himmelsburg wohnen, eine Vorstellung, die nicht aus der Bibel, sondern aus altgermanischer Heldenseele stammt" (S. 163). Von Odin erfahren wir, daß er zu St. Oswald, vom selben, daß er zur hl. Kümmernis, jener legendären gekreuzigten Heiligen wird, da nach der Edda Odin neun Nächte, vom Speer verwundet, am windbewegten Baume hing (S. 164—65). „Die Festtage der christlichen Kirche aber traten an die gleichen Tage, wie das Urvolk sie feierte, ob dies nun das Fest der Fruchtbarkeitsgöttin Ostara war, das zum Auferstehungsfest, oder das Fest der Wintersonnenwende, die zum Geburtstag Jesu wurde".

Dennoch, wenn jemand meint, „daß in der Kirche jede nationale Farbigkeit Raum habe", so ist das „natürlich eine Umkehrung aller nur zu deutlich sprechenden Tatsachen. Von ‚Bonifazius' über ‚Ludwig den Frommen', der alles Germanische mit Stumpf und Stil auszurotten bemüht war, über die neun Millionen verbrannter Ketzer zieht sich bis zum Vatikanischen Konzil bis auf heute ein einziger Versuch, einen unerbittlichen. . . Einheitsglauben (Unitarismus) durchzusetzen, eine Form, einen Zwangsglaubenssatz, eine Sprache und einen Ritus einheitlich für nordische Menschen, Levantiner, Nigger, Chinesen und Eskimos zu verbreiten. (Man vergleiche den Eucharistischen Kongreß zu Chikago 1926, wo Niggerbischöfe die Messe zelebrierten." (S. 167.)

Immer Neues lesen wir über die **Unterdrückung des Nationalen** in der Kirche, über das der Historiker erstaunt ist, so z. B. „Die fromme, aber unkirchliche Bewegung der Beguinen und Begarden (Waldschüler). . . ging außerhalb und innerhalb der Kirche wie ein breiter Strom durch die deutschen Lande. Sie griff vor allem einen Grundzug des vernichteten Arianismus wieder

auf: die Religion in der Landessprache zu lehren . . . Gregor VII. hatte es als Frechheit bezeichnet, sich während des Gottesdienstes der Landessprache zu bedienen. Das echte Volksempfinden lehnte die fremde lateinische Sprache ab, die doch nur als unverständliche nachzuplappernde Zauberformel angesehen und auch als solche verwendet wurde. Den Gebrauch der heiligen deutschen Muttersprache trotzte die religiöse deutsche Bewegung um die Mitte des 13. Jahrhunderts dem volksfeindlichen Rom ab. Predigten und Lehrvorträge wurden nunmehr nicht lateinisch gesprochen, sondern in dem zu Herzen gehenden Deutsch . . . Heute predigen zwar auch die katholischen Priester deutsch, aber die ganze Liturgie, die Sprüche und auch die Lieder und die Gebetsformeln muß ein Teil unseres schlichten Volkes immer noch in lateinischer Sprache murmeln . . . Ob der Tibetaner seine Gebetsmühle dreht, oder ein deutsches Bäuerlein Lateinisch betet, ist grundsätzlich unterschiedslos" (S. 255—56). Und wenn es S. 291 Anm. heißt, daß „in den Kirchen Spaniens noch im 11. Jahrhundert die Liturgie westgotisch war", so sollen wir offenbar daraus erfahren, daß sich aus arianischer Zeit in Spanien die gotische Sprache in der Liturgie erhalten habe.

Daher sind für R. die Glaubenskämpfe nur Abwandlungen des Themas: Das Germanentum wird von der Kirche bekämpft, so im Mittelalter vor allem die **Katharer** (S. 88) und die **Waldenser** (S. 89 ff.). Daß die Katharer das germanische Blut in Südfrankreich vertreten, ist für R. ebenso ausgemacht, wie daß Waldes ein Germane war. Petrus Waldes ist nach ihm „eine große, geheimnisvolle Persönlichkeit . . . der (noch unbestimmt von woher) in diese Stadt (Lyon) eingewandert war, Peter mit Namen, welcher später den Namen Valdo oder Waldes erhielt . . ., er fühlte immer mehr die Kluft zwischen dem schlichten Evangelium und dem protzenden Gebaren der Kirche, er empfand dann immer tiefer die lähmende Wirkung der Zwangsglaubenslehre. Und im treuen Glauben, dem geistlichen Oberhaupt zu dienen, pilgerte Peter Waldes nach Rom, forderte dort Einfachheit der Sitten, Ehrbarkeit im Handeln, Gedankenfreiheit über das Evangelium . . . Vieles wollte man ihm zugestehen, das wesentliche aber nicht. Da verteilte Waldes sein Vermögen, schied sich von seiner Frau und erklärte dem Vertreter Roms, der ihn zum Widerruf zwingen wollte: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Das war die Geburtsstunde eines großen Ketzers und großen Reformators, dem dankbar zu sein sämtliche Europäer — alle Katholiken mit einbegriffen — alle Ursache haben. Die schlichte Größe des Peter Waldes muß auf die Bildung der Gemeinde der ‚Armen von Lyon' eine ungeheure Einwirkung gehabt haben, die Erfolge seiner Reisen an den Rhein, nach Böhmen, Entstehen waldensischer Gemeinden in Zen-

tral-Oesterreich, in Pommern, in Brandenburg zeigen, daß seine Forderung evangelischer Lehrfreiheit eine altgermanische Saite zum hellen Erklingen gebracht hat, in den Seelen fest Wurzel faßte und sich nicht mehr ausrotten ließ: die gleiche Forderung, die Peter von Bruys, Heinrich von Cluny, Arnold von Brescia auch erhoben. Die Mainzer Skulptur zeigt uns Waldes als einen rein nordischen Kopf: ein Schädel wie ihn die alten Germanen aufweisen, eine starke hohe Stirn, große Augen usw." (S. 89—90).

Was die Kirche dem germanischen Mittelalter bringt, ist in der Darstellung von R. Verderbliches, Gemeines, Schändliches. Schon oben haben wir darauf hingewiesen, daß nach ihm der Hexenwahn und der Zauberglaube etruskisches Erbgut sind, das der Papst, der „etruskische Haruspex", dem Mittelalter übermittelt hat.

Schlimmer noch, es ist des Papstes entsetzliches Wesen, daß er so handeln **muß**: „Der Medizinmann (gemeint ist der Papst) als dämonische Figur kann selbständiges Denken seiner Anhänger ebensowenig brauchen wie ehrbewußtes Handeln. Er muß folgerichtig, um seine Stellung zu sichern, das eine wie das andere mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln auszuschalten bemüht sein. Er muß alle allzumenschlichen Aengste und hysterischen Anlagen großzüchten. Er muß Hexenwahn und Dämonenzauber predigen. Er muß mit Index, Feuer und Schwert alles Forschen unterbinden, das zu anderem Ergebnis führen kann oder gar zur Befreiung von dem ganzen, vom Medizinmann gelehrten Weltbild. Der Medizinmann muß einen Roger Bacon genau so in den Kerker werfen wie einen Gallilei. Er muß das Werk des Kopernikus in Acht und Bann und erklären und alle Gedankensysteme zu vernichten trachten, die Ehre, Pflicht und Männertreue — also alle auf hochwertige Persönlichkeit abgestimmte Lehren — als lebengestaltende Mächte behaupten wollen.

Den Versuch schildern, die zauberhaft-dämonische Weltauffassung des Medizinmannes weltpolitisch durchzusetzen, heißt römische Dogmen- und Kirchengeschichte schreiben" (S. 173 f.) Die Sperrung (fett) von R.)

Von einem artigen Beispiel, das uns diese Politik schon in der Frühzeit des Christentums in Bayern veranschaulicht, lesen wir S. 619: „Die Kirche hat jeden erschlagenen Missionar zum Märtyrer gestempelt, zum Heiligen ernannt. Selbst als der römische Jude Emmeram die Tochter des Bayernherzogs vergewaltigte und deshalb von den Bayern erschlagen wurde, erklärte die unfehlbare Kirche dieses schmähliche Ende als ein Sterben für den Glauben. Heute ist Emmeram ein Heiliger, der im frommen Regensburg angebetet wird."

In dieser Politik „belog Papst Hadrian I. Karl d. Gr. mit der Behauptung, diese (gemeint ist die sogenannte konstantinische) ‚Schen-

kung' befinde sich im Vatikanischen Archiv, und der vom Morgenland geblendete Frankenkönig anerkannte die Vorherrschaft des römischen Bischofs grundsätzlich" (S. 523 f.), indem eine Anmerkung noch näher ausführt: „Außerordentlich belehrend wäre eine genaue Zusammenstellung aller Fälschungen, auf welche sich die Ansprüche der römischen Kirche gründen. Neben der berüchtigten ‚Konstantinischen Schenkung' sei hier die Fälschung des Protokolls der Kirchenversammlung von Nicaea genannt, laut der die Vorrangstellung des römischen Bischofs als von jeher bestehend hingestellt wurde; ferner die zusammengefälschten ‚authentischen' Märthyrergeschichten, über 500 an der Zahl; die Fälschungen der Bekehrung und Taufe Konstantins des Großen; das angebliche ‚Dekret des Kaisers Gratian'; Pseudokyrill usw. Kurz gesagt, fast alle ‚urkundlich' beglaubigten Forderungen der römischen Kirche beruhen auf Urkundenfälschungen." (S. 524, Anm.)

Nachdem R. das sogenannte saeculum obscurum des Papsttums, das 10. Jahrhundert, ausgiebig beschrieben, bemerkt er dazu, daß diese Zustände „wohlweislich von einer einerseits verlogenen, andererseits feigen Geschichtsschreibung verschwiegen werden", um dann vom Deutschland der Ottonenzeit zu sagen: „Vom Kaiser, nicht vom Papst geleitet und geschützt, erstanden die ersten Kulturzentren in Quedlinburg, Reichenau, Hersfeld. Die Päpste ließen ehrenwerte Mahner im Gegenteil ermorden, wie Hadrian VI., der Arnold von Brescia zu erdrosseln und zu verbrennen befahl, als er von dessen Bußpredigten hörte" (S. 193). In einer Anmerkung dazu heißt es noch: „Ich kann hier auf mehr Einzelheiten nicht eingehen. Bemerkt sei nur noch"... Es folgt eine Reihe von Angaben über angebliche Einnahmen der Renaissancepäpste aus unsittlichen Quellen, auf die wir weiter unten eingehen werden.

Gleich anschließend läßt R. schon im Mittelalter starke Bestrebungen nach einer eigenen **germanischen Nationalkirche** herrschend sein: „Dem Bestreben Ottos I. lag ohne Zweifel der Gedanke einer germanischen Nationalkirche zugrunde, der mit den versunkenen arianischen Goten gestorben zu sein schien. Aus diesem Grunde setzte er fest, daß die Geistlichen vom Grundherrn ernannt würden. Das veranlaßte ihn aber auch, sich das Papsttum zu unterwerfen: 965 mußten die Römer schwören, ohne Zustimmung des Kaisers keinen Papst zu wählen. Otto III. ernannte selbstherrlich zwei Päpste. Aehnlich säuberte Heinrich III. das Papsttum. Im großen Konflikt zwischen dem Erzbischof Willigis von Mainz gegen den römischen volkslosen Zentralismus fanden sich sämtliche deutschen Bischöfe in bewußter offener Ablehnung dem Papst gegenüber, der schließlich nachgeben mußte. Man war damals noch freier in Deutschland als 1870 und 1930!" (S. 193 f.)

Wie das Kaisertum gegen das Papsttum um eine germanische Nationalkirche gekämpft habe, so der deutsche Episkopat im Bunde mit dem Kaisertum gegen das ungermanische, dem Papsttum verfallene Mönchtum:

„Eine große Stärkung erfuhr das Papsttum jedoch durch die Cluniazenser, die über den staatlichen Rahmen hinweg eine internationale, nur vom Papst abhängige Organisation schaffen wollten. Diese Bewegung setzte sich zwar eine Reform des verlotterten Mönchswesens zum Ziel, zeigte aber bald ihre ungermanische Geisteseinstellung. Die bisher üblichen Bußübungen gegen das sündige teuflische Fleisch, auf die der Germane lachend hinabgeblickt hatte, wurden ihrer früheren plumpen Form entkleidet und in eine schlauere Marterung der Seele (gleichsam als Vorläufer des Jesuitismus) verwandelt. Für bestimmte Teile des Cluniazenserklosters galt strenges Schweigegebot, jeglicher Frohsinn wurde verboten, Freundschaft nicht geduldet. Die Angeberei wurde zur frommen Pflicht gestempelt, Schuldige wurden mit entehrenden Strafen belegt. Diese widernatürliche Zuchtform entstammt offenbar jener ligurisch-ostischen Rasse, die vor der Einwanderung der nordischen u. a. auch Südfrankreich besiedelte. Dieses Zertreten der eigenen Seele, diese innere Selbstentmannung und Unterwerfungssucht unter fremde Dämonen und Zaubermächte zeigt uns aber den Geist der römischen Kirche in engster, rassisch bedingter Wechselwirkung mit allem unarischen Blut und zerfetzten Bevölkerungsgruppen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß die ‚Reform' der Cluniazenser sofort in den ostisch rassischen Teilen Lothringens Fuß faßte. Gegen diese seelische Krankheit trat sofort der Erzbischof Aribo von Mainz auf und stützte den machtbewußten Konrad II. Im Norden regte sich fast gleichzeitig das alte Blut: Bischof Adalbert von Wettin setzte sich eine germanische Nationalkirche als Ziel. Das Wort ‚deutsch' wurde zum erstenmal Allgemeingut, Mönche der römischen Kirche suchten nun nach den übriggebliebenen, fast vernichteten geistigen Schätzen ihres Volkes" (S. 194 f.).

Es ist unmöglich, alles, was R. im Vorübergehen vom Mittelalter schreibt, hier anzuführen. Daß aber in dem, was wir hier bieten, das Bild des christlichen Mittelalters dunklere Schatten aufweise, als bei R. selbst, wird ganz gewiß niemand uns vorwerfen, der R.s Buch gelesen hat. Im Gegenteil, es ist ganz unmöglich, durch eine Auswahl die rechte Vorstellung von der Häufung aller Vorwürfe gegen die mittelalterliche Kirche und von dem grenzenlosen Abscheu R.s vor ihr auch nur annähernd zu vermitteln. Wo er die Kirche im Spiele wittert, da ist alles böse, die Schwertweihe des Ritters (. 189) ebenso sehr wie die „wahnwitzigen Kreuzzüge" (S. 190), in denen „die unwandelbare Politik der römischen Kirche" ... „durch hypnotisierende Predigten" es vermochte, daß „Ströme von Blut für die herrschsüchtige Kirche vergossen wurden". Und wenn die ver-

schiedenen Nationen im Kreuzzug ihren eigenen Schlachtruf hatten, so „konnte Rom das nicht hindern; aber durch das Ausspielen verschiedener Interessen gegeneinander konnte es Zwietracht säen. Und das hat es bis heute als seine Lebensaufgabe betrachtet. Rom kann aus Selbsterhaltungstrieb keinen volks- und ehrbewußten Stand, noch viel weniger eine ganze ehrbewußte, in sich selbst ruhende Nation vertragen, deshalb **muß** es Zwist, Krieg säen und die Rassenzersetzung fördern. Das liegt im Wesen seines rasselosen Systems und wird sich nicht ändern, solange dieses System besteht" (S. 190 f. Sperrung-fett von R.).

Doch soll uns dieses ‚Ceterum censeo Ecclesiam esse delendam' R.s nicht hindern, wieder ganz ruhig und objektiv an die wissenschaftliche Prüfung seiner Angaben zu gehen.

B. Prüfung

Zwar auf die Frage nach dem angeblichen **Gegensatz der germanischen Seele gegen die christliche Lehre von einem transzendenten Gott**, einem Weltschöpfer und heiligen Weltregierer gehen wir hier nicht ein. Die Bekehrung der Germanen zum Christentum und eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte haben diesen Irrtum bereits widerlegt. Doch wie steht es mit der Verfolgung der denkenden Geister durch Gift, Dolch, Kerker usw., von der R. mit Nennung von Namen so emphatisch spricht. Die „vergilbten syrischen Pergamente" wollen wir lieber nicht allzu wörtlich nehmen; im übrigen würde es ein Zeugnis hoher Bildung gewesen sein, wenn die Mönche wirklich imstande gewesen wären, vergilbte syrische Pergamente zu studieren. Auch die kleine Verwechslung in der Stelle Mt. 8, 32 wollen wir gern durchgehen lassen. Aber wie ist es mit der Vergiftung oder Erdolchung von **Scotus Eriugena** und **Roger Bacon** durch das Papsttum, von der die Wissenschaft bisher noch nichts wußte?

Johannes Scotus Eriugena, wie der Name sagt, ein Ire von Geburt und Bildung, lebte seit ca. 850 am Hofe Karls des Kahlen, des Enkels Karls des Großen und Herrschers des Westfrankenreiches. Er übersetzte aus dem Griechischen die Schriften des sogenannten Pseudo-Dionysius Areopagita, eines christlichen neuplatonischen Graeco-Syrers aus der Zeit um 500, und übernahm auch selbst von diesem manche neuplatonischen Ideen. Als hochgeehrter Gelehrter hat er Karl den Kahlen, der 877 starb, noch überlebt, wie lange, wissen wir nicht, und als angesehener Gelehrter ist er auch friedlich gestorben, aller Wahrscheinlichkeit nach im westfränkischen Reiche[1].

Wo bleibt seine Ermordung? Wir erlauben uns die Erklärung zu geben. Von einem Abt des englischen Klosters Malmesbury, namens Johannes, ging in eben diesem Kloster im 12. Jahrhundert die Sage, er sei von den über seine Strenge erbitterten Klosterschülern ermordet worden, eine Sage, die als durchaus ungeschichtlich längst erkannt ist. In Malmesbury hat man sie aber zeitweise mit dem Johannes Scotus Eriugena zusammengebracht, was ebenso ungeschichtlich wie als solches längst abgewiesen ist. Darüber kann man sich leicht sogar

schon in einem größeren wissenschaftlichen Lexikon orientieren. Allerdings Gift, Dolch und Papsttum? Da versagt sowohl das Lexikon als auch alle Literatur.

Und **Roger Bacon?** Roger Bacon, als Doctor mirabilis von der Kirche des Mittelalters geehrt, war Engländer, geboren um 1214, Schüler der Universitäten Oxford und Paris, wurde Franziskaner und als solcher eine der größten Leuchten der Hochscholastik. Seine Stärke lag auf dem Gebiete der Empirie, der Erfahrungswissenschaft, die er sowohl in der biblischen Textkritik als besonders in physikalischen Untersuchungen und Entdeckungen bewährte. Da er von der Astronomie aus zu einer Art von Astrologie, zum Glauben an den Einfluß der Sterne auf Leib und Seele des Menschen, kam, fürchteten seine Obern den Vorwurf des Aberglaubens und erschwerten durch ängstliche Einschränkungen seine Arbeit. Als Schützer trat für ihn auf Papst Clemens IV., dem Bacon sein Opus majus, das Opus minus und das sogenannte Opus tertium übergab. Clemens IV. sorgte für die Wiederherstellung der vollen Schaffensfreiheit des Gelehrten, der seine Tätigkeit an den Universitäten Oxford und Paris entfaltete. Als etwa zehn Jahre später abermals wegen vermeintlicher Zauberkünste Bedenken gegen ihn laut wurden, verurteilte ihn sein ängstlich gewordener Ordensgeneral, Hieronymus von Ascoli, zur Klosterhaft, d. h. Zurückgezogenheit im Pariser Kloster. Dann aber selbst Papst geworden, als Nikolaus IV., gab er Bacon die Lehrtätigkeit in Oxford zurück, wo dieser hochgeehrt 1294 starb und in der Kirche der Franziskaner sein Grab fand. Auch das läßt sich unschwer in jedem wissenschaftlich ernsten Lexikon feststellen[2].

Endlich **Meister Eckart!** Ob durch Gift gestorben, „ist unbekannt geblieben." Hier wird es schwer, die Ruhe zu bewahren. Denn es ist sehr wohl bekannt, daß Meister Eckart, von seinen Ordensbrüdern geliebt und hochgeehrt, im Frieden seines Klosters zu Köln 1327 gestorben ist. Ich entsinne mich auch nicht, irgendwo in der ganzen Literatur auch nur eine noch so leise Andeutung eines anderen Todes gefunden zu haben. Die Unterstellung eines an Eckart verübten Giftmordes ist schlechthin ungeheuerlich!

Aber **Kopernikus** und **Galilei?** Obschon diese beiden erst der Neuzeit angehören, sei doch schon hier auch ihre Angelegenheit besprochen. Nikolaus Kopernikus, Domherr in Frauenburg (1473 bis 1543), dem wir den Durchbruch der Erkenntnis des heliozentrischen Weltsystems verdanken, führte in diesem System mit besseren Gründen bekanntlich Gedanken weiter, die vor ihm schon in Italien und auch in Deutschland, hier durch den Kardinal Nikolaus von Cues, vertreten worden waren. Als er 1531 die Grundzüge seiner Lehre bekanntgab, stieß er bei den Reformatoren auf heftigen Widerspruch, einen Widerspruch, der subjektiv entschuldbar ist, weil sie glaubten, der Heiligen Schrift werde durch diese Lehre widersprochen. Luther erklärte ihn für einen Narren (Erlanger Ausgabe Bd. 62, S. 319), und Melanchthon verwarf ihn nicht minder (cf. Corpus reformatorum 13, 216). Die katholischen gelehrten Kreise dagegen zollten ihm Beifall, und als Kopernikus i. J. 1543 sein System wissenschaftlich abgeschlossen der Welt vorlegte, in der Schrift De revolutionibus orbium coelestium widmete er sie niemand anderem als Papst Paul III. Der Nürnberger Verleger fügte in einer, wie Luthers Stellungnahme zeigt, nicht unberechtigten Vorsicht eine Vorrede hinzu, in der das System als „eine neue und wunderbare Hypothese" bezeichnet wurde. Papst Paul III. nahm die Widmung an; bei katholischen Bischöfen und bei Kardinälen fand das Werk begei-

sterte Aufnahme. Aber gerade infolge der Kämpfe mit den Glaubenserneuerern, denen man an Eifer in dem Halten der Heiligen Schrift nicht nachstehen wollte, war man im folgenden Jahrhundert in Rom ängstlicher. So kam es, daß der große Physiker und Astronom Galileo Galilei, als er 1610 in seinem Sidereus Nuncius das kopernikanische System mit neuen Beweisgründen vertrat, zwar zunächst vom Papste Paul V. und den Kardinälen, besonders dem Kardinal Barberini, dem nachfolgenden Papste Urban VIII., begeistert aufgenommen wurde, daß aber 1616 Angriffe mehrerer übereifriger Ordensleute gegen ihn, weil er sich in Widerspruch zur Heiligen Schrift setze, auf das Sacrum Officium Eindruck machten und Galilei von diesem genötigt wurde, die Verurteilung seiner Lehre anzuerkennen. Erst im Zusammenhange damit wurde damals auch das oben erwähnte Buch des Kopernikus „suspendiert" „donec corrigatur", d. h., bis es verbessert worden sei, näherhin, bis in ihm das heliozentrische System nur als Hypothese, nicht als Wirklichkeit erklärt werde. Als dann aber durch die weiteren Fortschritte der Astronomie, besonders durch die Entdeckungen Newtons, der Beweis für die Richtigkeit des Kopernikanischen Systems zwingend erbracht wurde, hat man den neuen Forschungen keinen Widerstand entgegengesetzt, und i. J. 1757 hat die Inderkongregation ausdrücklich beschlossen, das Verbot der Bücher aufzuheben, die den Stillstand der Erde leugneten und ihre Bewegung um die Sonne behaupteten. Im Inder von 1758 ist daher auch das Buch des Kopernikus gestrichen. Aus formalistischen Gründen ist damals leider nicht auch die früher indizierte Schrift Galileis mit vom Inder verschwunden, sondern erst in der neuen Ausgabe von 1835, obschon die Lehre bereits 1757 offiziell freigegeben war, und nachdem schon vorher in Rom selbst approbierte Bücher das System gelehrt hatten. Der „Fall Galilei" ist jedem unterrichteten Katholiken wohlbekannt. Nicht ein unfehlbarer Lehrspruch der Kirche, wohl aber ein sehr bedauerlicher Fehlspruch einer römischen Behörde hat 1616 Galilei, und damals erst mit ihm Kopernikus, getroffen, doch ohne die astronomische Wissenschaft damit auf ihrer Fortschrittsbahn aufzuhalten, die ja gerade in kirchlichen Kreisen, auch in Rom und bei dem Orden der Jesuiten, die begeistertsten Vertreter fand. Im Lichte der Geschichte sieht also die Sache doch wesentlich anders aus als bei R.

Kehren wir zum Mittelalter zurück. Daß die arianischen Goten den katholischen Glauben duldeten, ist allbekannt, aber auch, abgesehen von dem auch sonst hervortretenden, im allgemeinen gemäßigten und vornehmen Charakter der Goten sehr verständlich, da sie nur eine ganz kleine Minorität in den von ihnen unterworfenen Völkern waren. Das Dulden war gegenseitig. Falsch dagegen wäre es zu glauben, der **Arianismus** sei die Quelle der **Duldsamkeit** gewesen. Die arianischen Vandalen haben sich fast ununterbrochen während ihrer Herrschaft im lateinischen Afrika (429—534) als Bedrücker, zeitweise als grausame Verfolger der Katholiken erwiesen, ein Tatsache, die geschichtlich so feststeht und bis ins einzelne bekannt ist, daß nur völlige Fremdheit in dieser Materie dazu veranlassen kann, etwas anderes zu schreiben.

Die Angabe über den Friesenkönig **Radbod** stammt, wie R. richtig angibt, von Alkuin, nämlich aus Alkuins Leben des hl. Willibrord c. 11. Was R. aber nicht angibt, ist der Anfang eben dieses Kapitels 11 der Vita[3], wo es heißt, daß Radbod wegen der Taufe von drei Leuten im hl. Quell der Insel Helgoland durch Willibrord, den der Sturm dorthin verschlagen hatte, „in große Wut

geriet gegen den Priester des lebendigen Gottes und gedachte, die Beleidigung der Götter zu rächen", daß Radbod seiner Gewohnheit gemäß drei Tage dreimal das Los über Willibrord und seine Gefährten warf, das aber sie nie traf, bis auf einen der drei Gefährten, der denn auch von Radbod getötet wurde. Willibrord aber, „von Radbod viel gescholten, weil er die Heiligtümer verletzt und seinen Gott beleidigt habe", trat ihm mit so großem apostolischen Mut entgegen, daß der König nicht wagte, Hand an ihn zu legen. Alles konnte er sich seinem mächtigen Nachbarn, dem fränkischen Hausmeier, gegenüber allerdings auch nicht erlauben; er suchte sogar in ein gutes Verhältnis mit ihm zu kommen, indem er seine Tochter Theudsind dem Sohne Pippins, Grimoald, zur Gemahlin gab.

Bezüglich des **Fortlebens des Heidnisch-Germanischen im Christentum**, das an sich in gewissem Maße eine Selbstverständlichkeit ist und von niemand geleugnet wird, verzeichnet R. leider das Bild im ganzen, und er irrt in sämtlichen Beispielen. St. Martins Mantel und Schwert stammen aus der von Martins Schüler Sulpicius Severus aufgeschriebenen Lebensgeschichte c. 3, wo es ausdrücklich heißt, daß eines Tages am Stadttore von Amiens ein unzulänglich bekleideter Bettler Martin, der damals noch Offizier in der römischen Armee war, anbettelte, und daß Martin „also sein Schwert zog, mit dem er umgürtet war, seinen Mantel in der Mitte auseinander schnitt und dem Armen die eine Hälfte gab". Die heilige Pelagia hat, wie aus den Untersuchungen von H. Delehaye[4] herborgeht, mit Venus nichts zu tun. St. Petrus ist für das Christentum nie ein „Himmelsbewacher" gewesen, sondern er lebt in der Volksphantasie als Himmelspförtner, aber nicht durch eine Umwandlung von Donar, sondern weil man an das Wort Christi dachte, der ihm die Schlüssel des Himmelreiches gibt. St. Georg ist ein Heiliger, dessen Verehrung als Patron der Kämpfer und dessen Legende, damit auch seine Beliebtheit aus der griechischen Kirche zu uns gekommen ist. St. Michael ist ebensowenig die Umbenennung eines „n o r d i s c h e n W e s e n s b i l d e s" (was soll das übrigens heißen?), sondern sein Bild hat sich gestaltet nach der Apokalypse Kapitel XII, 7: Und es erfolgte ein großer Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen . . . Der hl. Oswald ist eine wohlbekannte geschichtliche Persönlichkeit, König von Northumbrien, gest. 642, also nichts weniger als der umgewandelte Odin, wenn auch später Züge aus der Odinsvorstellung in seine Legende verwoben worden sind. Die sogenannte hl. Kümmernis hat mit Odin überhaupt nichts zu tun, sondern verdankt ihre Entstehung der Mißdeutung eines schon im frühen Mittelalter weitbekannten und verehrten Kruzifixes in Lucca, an dem der Heiland mit langer Tunika bekleidet dargestellt ist, wie G. Schnürer[5] zwingend nachgewiesen hat. Wenn Hrabanus Maurus, zwar nicht am Ende des 8. Jahrhunderts, wie R. sagt, sondern im 9. Jahrhundert (Hraban wurde geboren wahrscheinlich um 784 und starb 856) von der Himmelsburg spricht — wo, sagt R. nicht —, so ist das eine Ausdrucksweise, die wir so und so oft bereits in der altchristlichen römischen Welt finden, besonders auf Grabsteinen[6]. Ostern hat seinen Tag nicht von dem Feste der Ostara empfangen, und nur in einem begrenzten Teil der deutschstämmigen Gebiete überhaupt den Namen; sondern ohne jede Schwankung ist der Tag immer bestimmt worden als der Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond, weil auch der Tag der Auferstehung Christi auf einen solchen Sonntag gefallen ist. Das Fest der

Wintersonnenwende ist ebensowenig zum Geburtstag Christi geworden, wenigstens nicht in dem Sinne von R.; denn in den südlichen Ländern, wo zuerst der 25. Dezember als Geburtstag Christi begangen wurde, war die Sonnenwende kein Volksfest. Wohl kann der Tag — in Rom galt der 25. Dezember ungenau als Natalis solis invicti — bei der Fixierung eines bestimmten Tages für das Gedächtnis der Geburt des Herrn, der Sonne der Ewigkeit, mitgewirkt haben, da eine Ueberlieferung über sein Datum ja nicht bestand. Aber das ist etwas ganz anderes, als was R. sagt.

Daß „Ludwig der Fromme alles Germanische mit Stumpf und Stiel auszurotten bemüht war" ist ein großer Irrtum, der dadurch nicht besser wird, daß er heute oft wiederholt wird. Wie schildert ihn sein Zeitgenosse Thegan? „Er hatte eine mäßig hohe Gestalt, große helle Augen, ein offenes Gesicht, eine lange gerade Nase, Lippen, die weder zu dünn noch zu dick waren, eine starke Brust, breite Schultern, sehr starke Arme, so daß ihm niemand im Bogenschießen oder Lanzenwerfen gleich kam[7]." Ist das ein ungermanischer Schwächling? Wenn nun Thegan als Geistlicher — er war Chorbischof von Trier — im Anschluß an sein Lob der Kenntnis der Heiligen Schrift bei Ludwig hervorhebt, daß „er die heidnischen Lieder (carmina poetica gentilia), die er in der Jugend gelernt hatte, gering achtete und sie nicht lesen, noch hören, noch lehren wollte" (c. 19), so kann man doch auf diesen Satz wirklich nicht die Anklage aufbauen, er sei bemüht gewesen, alles Germanische mit Stumpf und Stiel auszurotten. Denn eben diese wenigen Worte sind das einzige Fundament der ganzen Anklage. Vermutlich meint Thegan mit den ‚carmina poetica gentilia' überhaupt nichts anderes als lateinische Gedichte, die im Unterricht in der lateinischen Sprache dem Knaben eingeprägt worden waren. Dafür spricht der Hinweis auf Lesen und Lehren. Aber selbst sollte Thegan an deutsche Lieder mit mythologischem Inhalt oder dergleichen gedacht haben, so konnte Ludwig immer noch ein guter Germane sein, wenn er auch später an diesen Gesängen keine Freude mehr gehabt hätte. Nun gar noch die 9 Millionen verbrannter Ketzer, mit der mangelnden Freude Ludwigs an den carmina poetica gentilia in Verbindung zu bringen, ist schon ein bißchen gewaltsam, ganz abgesehen von der Zahl, über die weiter unten Interessantes zu lesen sein wird.

Die Uebersetzung der **Begarden** als „Waldschüler" ist ein Novum[8]. Noch merkwürdiger ist die Vorstellung R.s von ihrer Beziehung zu einem „Grundzug des Arianismus" hinsichtlich der deutschen Sprache und von der Rolle der **deutschen Sprache** in der Kirche des Mittelalters überhaupt. In welcher Sprache sollen denn die Missionare und die Geistlichen das Volk unterrichtet haben? Doch selbstredend in der Landessprache. Das Latein wurde den meisten von ihnen sauer genug. Die Religion ist nie in einer Fremdsprache dem Volke gepredigt oder gelehrt worden. R. scheint allen Ernstes zu meinen, nicht nur früher, sondern noch heute bete der katholische Bauer lateinisch. Ueber einen solchen Einfall ist kein Wort zu verlieren. Die Liturgie, d. h. die Sprache des Priesters bei der hl. Messe ist lateinisch und war es im Westen immer, auch die „westgotische", die R. in seiner Unkenntnis der Geschichte der Liturgie offenbar für ein Ueberbleibsel der arianischen Liturgie hält, während sie nichts anderes ist als die lateinische, römisch-katholische Liturgie aus der Zeit des Westgotenreiches und der nachfolgenden Unterwerfung des größten Teiles von Spa-

nien unter arabische Herrschaft. So steht eben alles und jedes in R.s Buch in Widerspruch zu den Feststellungen der Wissenschaft[9].

In der Behandlung der **Ketzerverfolgungen,** die bei R., wie wir gesehen haben, einen breiten Raum einnehmen, tritt bei ihm das doppelte Bestreben hervor, die Ketzer als verfolgte Germanen hinzustellen und die Verfolgung als Ausfluß eines blutrünstigen, der Kirche notwendig eingeborenen Verfolgungswillens gegen den germanischen Ehrbegriff. Wie liegen die Dinge?

Wo und solange die Religion rein als solche besteht, nicht für den Staat und das öffentliche Kulturleben mitverantwortlich ist, ist es natürlich und leicht, daß sie keine anderen Mittel als rein geistige kennt, um sich durchzusetzen. Daher hat die alte Kirche, die zudem den Mißbrauch der Gewalt an sich selbst erfahren hatte, die Gewalt in Sachen des Glaubens abgelehnt. Lactantius schreibt daher in seinen Institutiones divinae (Religiöse Unterweisungen) i. J. 308: „Die Religion ist Sache des freien Willens; man kann sie nicht mit Gewalt jemand aufnötigen . . . Wenn ihr (er meint die Christenverfolger) die Religion mit Blutvergießen verteidigen wollt, mit Qualen, so verteidigt ihr sie nicht, sondern befleckt und verletzt sie" (Buch V c. 20). Aber schon Konstantin, noch nicht getauft, wohl aber als römischer Caesar gleich seinen heidnischen Vorgängern sich berechtigt und verpflichtet fühlend, auch die religiöse Ordnung sich angelegen sein zu lassen, sprach zu den Bischöfen des Konzils zu Nicaea: „Ihr seid die Bischöfe (das Wort episcopus heißt eigentlich Aufseher) der inneren Dinge; ich aber bin von Gott bestellt zum Bischof der äußeren Dinge" (Eusebius, Leben Konstantins V, 24). In diesem Sinne haben seine Söhne dem Arianismus mit staatlichen Gewaltmitteln in der Kirche zum Siege zu verhelfen gesucht. Gegen die im Bunde mit dem Staate den nicaenischen Glauben bedrängenden arianischen Bischöfe erhob der hl. Hilarius von Poitiers seine Stimme: „Ich bitte euch, mit welchen Mitteln haben die Apostel das Evangelium verbreitet? Auf welche Macht haben sie sich gestützt, um Christus zu predigen? Heute, ach, steht irdischer Schutz hinter dem Glauben, Christi Kraft gilt nicht mehr" (Contra Auxentium c. 4). Wenn auch gewisse unsittliche heidnische Kulte von den Kaisern verboten und schließlich dem Verfall des Götterglaubens durch Opferverbot von ihnen nachgeholfen wurde, so wurde doch das private Bekenntnis auch des Heidentums, wie wir früher sahen, von ihnen geschont. Gewaltsame Maßregeln kamen indes in Frage gegenüber den Manichäern und den Donatisten. Der Manichäismus war ein heidnisches, extrem dualistisches System, das in Persien im 3. Jahrhundert entstand und sich in einer sonderbaren Mischform bis in die christlichen Reichsgebiete verbreitete. Da es den Menschen seinem Leibe nach als Geschöpf des bösen Urgeistes ansah, drängte es auf beschleunigte Rückkehr der in der Seele gefangenen Lichtteile durch Aussterben der Menschheit. Daher ihr Kampf gegen die Ehe. Diokletian hatte sie i. J. 287 als Feinde der menschlichen Ordnung mit dem Tode, die Führer mit der äußersten Strafe, dem Verbrennen, belegt. Gesetze der christlichen Kaiser des 5. Jahrhunderts greifen dieses Gesetz auf, allerdings in gemilderter Form, insofern nicht das Bekenntnis, sondern nur die äußere Betätigung unter Strafe gestellt, und diese selbst im allgemeinen nur mit Verbannung u. a. bestraft wurden. Die Donatisten, eine im Anfang des 4. Jahrhunderts im lateinischen Afrika entstandene sozialrevolutionäre Sekte, griffen selbst von Anfang an zur Gewalt und veranlaßten so Repressalien. Die Bischöfe Nordafrikas

waren geteilt in ihrer Haltung ihnen gegenüber: die einen begrüßten die staatlichen strengen Maßregeln, die anderen, besonders der hl. Augustin, in dessen Zeit die Sekte immer noch stark war, lehnten zunächst alle Gewaltanwendung ab, um schließlich gegen die gewaltsamen Ausschreitungen der Donatisten die „temperata severitas", d. h. im höchsten Falle Geldstrafen oder Verbannung, zu empfehlen (Augustinus, Epist. 93, 10).

Der Gedanke nun, daß der Staat mit temperata severitas zum Schutze der Gläubigen einschreiten dürfe, drang in der christlich gewordenen Welt des Mittelalters durch. Bis zum 11. Jahrhundert ist er eher gemildert als verschärft worden. Die deutschen Stämme sind nicht mit dem Geiste des Hasses, den R. in so absolut unbegründeter Weise dem hl. Bonifatius, in Wahrheit einem Manne der feinsten und taktvollsten Liebe, zuschreibt, bekehrt worden, sondern alle ohne Gewalt, in freier Unterwerfung unter das Evangelium, alle, sagen wir, die Franken, die Burgunden, die Bayern, die Thüringer, die Angelsachsen, die Nordgermanen, mit alleiniger Ausnahme der Sachsen, die im jahrhundertelangen Grenzkriege mit den Franken lagen, bis Karl der Große sie unterwarf und zur Annahme des Christentums nötigte. Sie haben dann im 10. und 12. Jahrhundert ihre eigenen slawischen Nachbarn im Gebiet zwischen Weser und Elbe nicht minder hart angefaßt. Die Kirche selbst ist bis zum 11. Jahrhundert ohne jede Gewaltanwendung ausgekommen.

Das wurde anders, als im Laufe des 11. Jahrhunderts infolge der von byzantinischen Kaisern verfügten zwangsweisen Verpflanzung manichäischer Stämme an die untere Donau, von dorther der Manichäismus, mit seinem alten Dualismus, mit seiner Verwerfung der Ehe und der Lehre vom bösen Urgeist als Schöpfer der Leiber nach Deutschland, Italien, Frankreich und selbst Spanien sich ausbreitete. Das war das sogenannte Katharertum. Wäre es durchgedrungen, so hätte das in der Tat den Umsturz der ganzen christlich-europäischen Kultur bedeutet. Daß es in der Form geheimer Sekten unterirdisch sich ausbreitete, machte das Katharertum den Zeitgenossen nur um so unheimlicher. Daher finden wir bei dem ersten Auftreten eine so starke Reaktion der Bevölkerung und der weltlichen Obrigkeiten. Wir kennen die einzelnen Fälle ziemlich genau, da sie Aufsehen erregten und von den Chronisten aufgezeichnet wurden: als ersten die Hinrichtung von 13 Katharern i. J. 1022 in Orléans auf Befehl des Königs Robert, und zwar durch Verbrennen (regis jussu universae plebis consensu; Radulphus Glaber, Francorum historiae III, 8); 1052 in Goslar auf Befehl Kaiser Heinrichs III. durch Hängen (Imperator . . . quosdam haereticos . . . consensu omnium . . . in patibulo suspendi jussit, Herimannus Augiensis, Chronicon ad a. 1052). Der kirchlichen Obrigkeit, die in jenen Jahren noch solche Gewalt mißbilligte, wurden angeklagte Katharer mehrfach vom Volke entrissen und, wie wir heute sagen würden, gelyncht, so 1076 oder 1077 im flandrischen, damals also deutschen Cambrai, was Papst Gregor VII. zu einem ernsten Tadel veranlaßte, so 1114 in Soissons, wo das Volk „die klerikale Gutmütigkeit fürchtend", wie die zeitgenössische Quelle sagt (Wibert von Nogent, De vita sua I, 15), die Katharer aus dem Gefängnis riß und sie verbrannte, so um diese Zeit in Köln. Peter von Bruys, den R. (S. 90) anführt, wurde vom erbitterten Volke in das Feuer geworfen, das er selbst aus zerschlagenen Kreuzen bereitet hatte, um am Karfreitag Fleisch darin zu kochen.

Die Sache **Arnolds von Brescia**, die R. mehrfach erwähnt, ist eine ganz andere. Nicht wegen seiner Bußpredigten, an denen Papst Eugen III., der Jünger des hl. Bernard, keinen Anstoß genommen haben würde, so wenig wie Hadrian IV. (nicht Hadrian VI., wie R. zweimal, im Text und im Register, sagt!), der übrigens ein nordischer Papst, ein Engländer war, kam er zu Tode. Sondern weil er, trotz des Versprechens an Papst Eugen III., Ruhe zu halten, in Rom die politische Macht wieder an sich zu reißen suchte, das Recht des römischen Volkes proklamierte, den Deutschen Kaiser zu erheben, und Friedrich Barbarossa mit der Wahl eines neuen Kaisers drohte, ließ dieser ihn gefangennehmen und dem Stadtpräfekten von Rom übergeben, der nach Barbarossas Urteil ihn durch Erhängen tötete. Otto von Freising, Friedrichs I. Oheim, sagt in seinen Taten Friedrichs I., den ‚Gesta Friderici Imperatoris', ausdrücklich, nachdem er das anmaßende Benehmen der von Arnold angetriebenen Römer sarkastisch gegeißelt hat: „Da er dies und ähnliches lange Zeit, nämlich vom Tode Coelestins (1144) bis damals (1155) . . . getrieben . . ., wurde er schließlich in der toskanischen Gegend gefangengenommen, dem Urteil des Kaisers (!) vorbehalten (reservatus) und zuletzt vom Stadtpräfekten gehängt, und nachdem er auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden war, wurde die Asche in den Tiber gestreut, damit das rasende Volk seinen Leib nicht noch verehren könne" (lib. II, c. 28).

Es ist nun einmal so: die Hinrichtungen von Ketzern, die im 11. und 12. Jahrhundert erfolgt sind, gehen nicht von der Kirche aus, sondern sind Volksjustiz und Staatsjustiz. Wazo, der Bischof von Lüttich, ein Hauptvertreter der Reform, dessen Ideen auf Gregor VII. den größten Einfluß ausgeübt haben, hat gegen die Hinrichtung in Goslar, die wir eben erwähnten, scharf protestiert (Vita Vasonis, c. 25 f.); er will keine andere Maßregel gegen die Ketzer als die Ausschließung aus der Kirche.

Die Hartnäckigkeit aber, mit der sich die **Katharerbewegung** erhielt, ja ausbreitete, ließ im 12. Jahrhundert die Maßregeln gegen sie schärfer werden; auch beteiligten sich bereits einige französische Bischöfe gegen Ende des 12. Jahrhunderts an Urteilen, die die Katharer dem Tode überlieferten. Gesehen aus der Zeitlage, sind dann auch die ersten sehr scharfen Maßregeln verständlich, welche die Päpste trafen: Lucius III. verfügte im Einvernehmen mit Friedrich I. in Verona 1184, daß die hartnäckigen Häretiker dem weltlichen Arm zu übergeben seien; Friedrich I. seinerseits verhängte über sie die kaiserliche Acht, eine sehr harte Strafe, weil sie ja die Verbannung, Güterbeschlagnahme, Aemterunfähigkeit und Zerstörung der Häuser in sich schloß. Im Anfang des 13. Jahrhunderts stieg die Macht der Katharer auf die Höhe, besonders in Südfrankreich, dazu in Oberitalien. Den Ernst der Lage begreift man erst, wenn man folgendes bedenkt. Die dualistische Lehre von der Schlechtigkeit des Leibes war durchaus das leitende Grundprinzip. Daher war vor allem die Ehe, auch die legitime, in ihren Augen die größte Sünde. Die Frau, die in Schwangerschaft war, galt als schmutzbefleckt; starb sie in dieser Zeit, so war sie ewig verloren. Daher war es nötig, sei es früher oder später im Leben, das consolamentum zu empfangen, die Geistestaufe, nach deren Empfang ehelicher Verkehr als unsühnbares Verbrechen angesehen wurde. Die, welche das consolamentum empfangen hatten, das außerdem noch Fastenverpflichtungen auferlegte, waren die Vollkommenen, die Geistesträger. Die, welche sich

nicht so hoch aufschwingen konnten, verschoben den Empfang bis zu einer schweren Krankheit, die den Tod befürchten ließ. Damit sie aber nicht etwa gesunden und dann ihr Gelübde brechen konnten, war es allgemeine Praxis, daß Kranke nach dem Empfang des consolamentum entweder freiwillig sich verhungern ließen, oder daß ihre Angehörigen, sei es aus eigenem Antrieb, sei es unter dem Druck der Vollkommenen, ihnen die Nahrung vorenthielten und sie so zum Tode brachten, selbst bei Kindern! Döllinger schätzt wohl mit Recht die Zahl der Todesopfer des freiwilligen und unfreiwilligen Verhungerns auf weit höher als die Zahl der Opfer der Inquisition. Von den Unvollkommenen nahm man an, daß sie eine Seelenwanderung durch Menschen oder Tiere durchliefen, bis sie einmal die Gelegenheit zum consolamentum erhalten würden. Daher nun das absolute Verbot, Tiere zu töten oder tierische Nahrung zu sich zu nehmen. Wie der Leib, so ist auch die bürgerliche Verfassung vom Bösen her. Daher das absolute Verbot des Waffendienstes, das Verbot des Treueides, was nichts anderes bedeutete als die völlige Verneinung der geltenden bürgerlichen und feudalen Ordnung. Es war den Katharern wirklich ernst mit der Auffassung, daß das allerschlimmste sei, durch Erzeugung von Kindern noch weiterhin Seelen in die bösen Leiber zu bannen. Der katholischen Lehre und ihrem Kult mußten sie in schärfster Form abschwören. Nun warfen sie der Kirche nicht nur die Hochhaltung der Ehe und die Sakramente vor, da ja das consolamentum das einzige für sie war, sondern auch — und damit machten sie begreiflicherweise Eindruck — die hohe und machtvolle Stellung der Bischöfe und Prälaten, ihren Besitz, ihre innige Verbindung mit der weltlichen Macht. Sie rührten damit an eine Saite, die immer wieder im religiösen und innerlichen mittelalterlichen Menschen zum Erklingen gebracht wurde: den Gegensatz der Armut Christi und der Apostel zu der glanzvollen Stellung der Vertreter der Kirche. Darauf beruhte der Zulauf im Volke, darauf auch, wo Rivalitäten zwischen weltlichen und geistlichen Herren im Spiele waren, der Anhang bei dem Adel. Aus diesem Gegensatz erwuchs bei den Katharern auch oft genug eine subjektiv sicher gut gemeinte Innerlichkeit, Schlichtheit und Opferkraft.

Aber hier muß man zwei Bemerkungen machen, wenn man die Lage verstehen will. Erstens: Was ist der so oft beklagte Reichtum und die Weltlichkeit der mittelalterlichen Kirche? War der Klerus im allgemeinen reich? Nein, er war arm, recht arm. Das war der sogenannte niedere, der Seelsorgeklerus. Ueber ihm aber stand der höhere Klerus, d. h. die Bischöfe und viele der Kapitel. Aber die Stellen des höheren Klerus waren im allgemeinen ganz in der Hand des Adels. Was in der Kirche bedeutungsvoll, einflußreich, einträglich war, hatte das feudale System des Mittelalters sich vorbehalten. Das feudale System ist aber germanischen Ursprungs. Klagen wir also — und die Katharer haben es auch schon getan — die Kirchenfürsten wegen ihres prunkenden, Christus unähnlichen Wesens an, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses große, in seinen Folgen wahrhaft unheilvolle System nicht aus der alten Tradition der Kirche kommt, sondern die dunkle Kehrseite der in vieler Hinsicht so glänzenden germanischen aristokratischen Ordnung war. Zweitens: Die Verbindung von Kirche und Staat war im Mittelalter so eng — verlangte doch der Staat von der Kirche auch die kirchlichen Folgen des staatlichen Bannes —, daß es fast selbstverständlich ist, daß eine Bewegung wie die der Katharer von

Kirche und Staat gemeinsam bekämpft wurde, und es ist zu verstehen, wenn auch noch so sehr zu bedauern, daß selbst die härtesten Maßnahmen des Staates von der Kirche angenommen worden sind.

Dieses geschah, als die überraschende Verbreitung des Katharertums in Südfrankreich, nachdem der Versuch mit gütlichen Mitteln nicht zum Ziele geführt hatte, in den großen Albigenserkrieg auslief (1209—29) und zur selben Zeit der Staufer Friedrich II., als Herrscher von durchgreifender, erbarmungsloser Energie und dazu das römische Recht erneuernd, i. J. 1224 für die Lombardei an Stelle des bisher geltenden milderen Verfahrens der Acht die Verbrennung der hartnäckigen Häretiker anordnete. Mit der Verbrennung übernahm er zugleich das aus der germanischen Volkstradition stammende, ursprünglich gegen Zauberer geübte Volksverfahren, das wir oben kennengelernt haben, und die Strafe des alten römischen Rechtes gegen die Manichäer. Leider erkannte der gleichzeitige Papst, Gregor IX., ein Mann von strengstem, bis zur Härte gehendem Berufseifer, das kaiserliche Gesetz i. J. 1230 nur zu bereitwillig auch für Rom an. Die Kirche hat allen Grund, zu trauern, daß damals die beiden unbeugsamen Regenten, die sich später als Feinde begegnen sollten, der Staufenkaiser und der Papst, sich angesichts des noch immer gefürchteten Katharertums trafen, und einer den anderen bestärkte. Das Gesetz von 1224 erließ Friedrich 1231 auch für Sizilien, 1232 für das ganze deutsche Reich, 1238 noch besonders für Arles und Vienne. Friedrich hatte die Häresie für ein „crimen laesae majestatis“, ein Majestätsverbrechen, erklärt. Das blieb sie jetzt, belegt mit der furchtbaren Strafe des Todes. Die Kirche übernahm es, zu wachen, daß keine Häresie entstehe oder, wo sie sich doch zeigte, die Schuldigen aufzufinden, sie zu bekehren, wenn es möglich war, und dann mit maßvollen kirchlichen Bußen zu belegen, die Unbekehrbaren aber dem staatlichen Arme anheimzugeben, daß er mit ihnen nach den staatlichen Gesetzen verfahre. Das war die Inquisition (Glaubensuntersuchung). Wohl wahrte man äußerlich den überlieferten Grundsatz: Ecclesia non sitit sanguinem: sie untersuchte nur den Tatbestand der Häresie. Aber sie ließ doch dem Staatsgesetze nicht nur freien Lauf, das sie kannte; sondern sie erwartete, und in gewissen Fällen hat sie noch besonders darauf gedrängt, daß die weltliche Obrigkeit handle.

Von höherer Warte aus gesehen, war es ein großes Unglück, daß sich Friedrich II. und Gregor IX. in der Ketzerbekämpfung verbanden und daß so für Jahrhunderte ein Verfahren eingeführt wurde, das zwar im Augenblick die Häresie ausrotten mochte, aber im ganzen der Kirche und dem Christentum nur schaden konnte. Jedoch die Menschen leben in ihrer Zeit, und das 13. Jahrhundert samt der nächsten Folgezeit hat für recht und geboten gehalten, was uns heute abstößt. Aber nichts kann verfehlter sein, als den Kampf gegen das Katharertum als einen Kampf gegen das Germanentum anzusehen. Katharertum war ein asiatischer Import auf dem Wege über das byzantinische Reich. Ein Grieche mit dem Namen Niketas trat 1167 auf dem Katharerkonzil, das bei Toulouse gehalten wurde, als oberster Leiter der Katharer auf. Waffendienst, Gefolgschaftstreue waren ihnen ebenso ein Greuel wie eine gesunde Ehe mit Kindersegen. Wo soll da das Germanische, das R. in ihnen findet, stecken?

Für den ebenso ungermanischen wie sozial bedrohlichen Charakter des Glaubens der Katharer führe ich noch das Zeugnis des nichtkatholischen und gegen die Kirche sogar sehr eingenommenen Historikers der Inquisition H. Ch.

Lea an: „Das war der Glaube, dessen rasche Ausbreitung im südlichen Europa die Kirche mit wohl begründetem Schrecken erfüllte. Wie sehr wir auch die Mittel verwünschen mögen, die zu seiner Unterdrückung angewandt wurden, und wie sehr wir auch diejenigen bemitleiden, die um ihres Gewissens willen also litten, so können wir doch nicht umhin zuzugeben, daß die Sache der Orthodoxie in diesem Falle mit der Sache der Zivilisation und des Fortschrittes übereinstimmte. Wäre der Katharismus herrschend geworden, oder hätte man ihm auch nur eine Gleichberechtigung zugestanden, so würde sich sein Einfluß unfehlbar als verhängnisvoll erwiesen haben. Seine Askese in bezug auf den Geschlechtsverkehr mußte, streng durchgeführt, notwendigerweise den Untergang des Menschengeschlechts zur Folge haben. Da es sich aber um einen Widerspruch gegen die Natur handelte, so würde sie wahrscheinlich viel eher einen zügellosen Konkubinat und die Vernichtung der legitimen Ehe veranlaßt, als das Menschengeschlecht vertilgt und die verbannte Seele zu ihrem Schöpfer zurückgeführt haben, wie es dem wahren Katharer als das höchste Glück erschien. Indem sie ferner das sichtbare Universum wie überhaupt alles Materielle als ein Werk Satans betrachteten und verwarfen, machten die Katharer alles Streben nach menschlicher Vervollkommnung zu einer Sünde, und das gewissenhafte Festhalten an einem solchen Glauben hätte die Menschen mit der Zeit zu einem Zustand der ursprünglichen Wildheit zurückführen müssen. So war also der Katharismus nicht nur eine Auflehnung gegen die Kirche, sondern auch eine Verzichtleistung auf die Natur. In diesem Sinne wurde er auch von Anfang an angesehen, und wir müssen uns nur wundern, daß er sich so lange und so hartnäckig behaupten konnte[10]."

Verhängnisvoll war es besonders, daß die Behandlung der Katharer normativ für die Behandlung der Häretiker überhaupt wurde. Die **Waldenser**, die auch im 12. Jahrhundert in Südfrankreich auftraten, waren von ganz anderem Schlage. Allerdings, was R. von ihnen sagt, ist voll von geschichtlichen Unrichtigkeiten. Nicht richtig ist, daß Peter Waldes germanischer Abkunft gewesen, daß er als geheimnisvoller Fremdling nach Lyon eingewandert sei — er war Kaufmann in Lyon; daß er später den Zunamen Valdo erhielt — das war vielmehr sein gebräuchlicher Name; daß er die Zwangsglaubenslehren schwer empfunden habe — davon ist keinerlei Rede in den Quellen und kein Anhalt dafür in den Verhältnissen, daß er Gedankenfreiheit verlangt oder erbeten habe —, nichts hätte einem mittelalterlichen schlichten Menschen ferner gelegen, daß man ihn zum Widerruf hätte zwingen wollen, und daß er in der von R. angegebenen Weise geantwortet habe, daß er nach Deutschland, an den Rhein und nach Böhmen gekommen und dort gewirkt habe — er hat nie daran gedacht. Und wo soll sein Kopf in Mainz sein?

Der wirkliche Sachverhalt ist so: Waldes wurde, vermutlich i. J. 1176, von dem Ideal der apostolischen Armut so ergriffen, daß er sein Vermögen den Armen verschenkte und bald mit anderen, die seinem Beispiele folgten, eine Bruderschaft zur Verwirklichung der Armut gründete. Nicht lange, und die neuen „Armen" beginnen zu predigen, d. h. wie der Anonymus von Laon, die beste uns zur Verfügung stehende Quelle, sagt, „sua et aliena culpare peccata". d. h. ihre und der andern Leute Sünden anzuschuldigen. Auf dem 3. Laterankonzil, das den Friedensschluß zwischen Barbarossa und dem großen Papste Alexander III. 1179 besiegelte, sucht Waldes um Bestätigung seiner

Bruderschaft nach. Er erhält sie ohne Einschränkung hinsichtlich des Armutsideals, dagegen hinsichtlich der Predigt mit der Beschränkung auf die Sittenpredigt, da ihnen als Nichtpriestern und ungebildeten Leuten die Glaubenspredigt nicht zugestanden werden sollte, und in Unterordnung unter die zuständigen Geistlichen. Genau so ist es später mit dem hl. Franziskus gegangen, der in seinen Anfängen mit Waldes große Verwandtschaft zeigt und wohl auch seine Ideen nicht ohne Einwirkung der von Waldes beeinflußten Bewegung in sich aufgenommen hat. Hätte sich Waldes, wie später Franziskus, in Unterordnung unter die zuständigen Vertreter der Kirche auf die Sittenpredigt beschränkt, so würde er wohl heute unter den großen Männern der Kirche, wenn nicht sogar unter ihren Heiligen, fortleben. Da er aber nach nicht langer Zeit sich an die befohlene Einschränkung nicht hielt, verbot der Bischof von Lyon ihm und seinen Genossen das Predigen, und da sie auch dieses Verbot nicht achteten, belegte er sie mit dem Banne und erwirkte ihr Verbot und ihre Bannung 1184 auf der schon oben erwähnten Synode von Verona, auf der Papst Lucius III. und Barbarossa sich mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse befaßten. Daraufhin bildete Waldes eine im Verborgenen wirkende Gegenkirche, zusammen mit einem Teile einer auf ähnlichen Ideen bestehenden Bruderschaft der Humiliaten in der Lombardei, speziell Mailand. Da aber die italienischen Anhänger nicht in allem sich der Leitung des Waldes, der als praepositus et pontifex omnium regieren wollte und regierte, unterwerfen wollten, kam es schon 1210 zum Bruche, und nach dem Tode des Waldes 1217 blieb die Trennung zwischen den italienischen und französischen Waldensern bestehen. Von den Humiliaten machte ein Teil die Trennung von der Kirche nicht mit; Papst Innozenz III. bestätigte sie 1201 als Orden. Der französische Zweig erhielt sich, ständig abnehmend, als geheime Gegenkirche innerhalb der katholischen Kirche, deren Gottesdienst sie mitmachte, bis ins 14. Jahrhundert. Der italienische Zweig aber entfaltete eine große Aktivität und Propaganda, auch über Italiens Grenzen hinaus, nach Deutschland, Polen, Böhmen und Ungarn und in die Alpentäler von Savoyen. Die große Verfolgung der savoyischen Waldenser von 1545, deren Grausamkeit von allen Historikern, ob Protestanten oder Katholiken, verabscheut wird, geschah durch Jean d'Oppède, den Präsidenten des Parlaments von Aix, im Auftrage von Franz I. von Frankreich, des Bundesgenossen der deutschen Protestanten gegen den Kaiser, nachdem 1532 die Waldenser sich mit den Kalvinisten verbunden hatten und dadurch in den Augen des Fürsten gefährlicher als zuvor erscheinen mußten. Auch der Katholik zollt der Ueberzeugungstreue der Waldenser und ihrem Ausharren in jahrhundertelanger Verfolgung hohe Achtung. Von einem besonderen germanischen Elemente weiß die Geschichte aber auch bei ihnen nichts.

Aber die **9 Millionen gemordeter Ketzer!** Die Geschichte weiß nichts von dieser phantastischen Zahl hingerichteter Ketzer. Woher stammt sie? Ich finde in dem für Freidenkerpropaganda geschriebenen, aus antichristlichen und antikirchlichen Anekdoten und aus Erotika zusammengestoppelten Buche von M. Kemmerich, Kulturkuriosa 1. Bd., (6.—7. Tausend o. J.) S. 70 die Angabe, daß Voltaire in seiner Schrift „Dieu et les hommes" berechnet habe, daß während der Glanzzeit des Papsttums 10 Millionen von Menschen der ‚Mutter Kirche' zum Opfer fielen". H. St. Chamberlain beruft sich in den Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts I, S. 452 (ich benutze die erste Auflage von 1899)

auf dieselbe Schrift von Voltaire, allerdings, indem er schreibt von den „vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet worden sind", bezw. in der Anmerkung, daß „Voltaire in seiner Schrift Dieu et les hommes eine ausführliche Berechnung gebe, wonach zehn Millionen Menschen als Opfer der christlichen Kirchenlehre gefallen wären", mit dem Zusatze, daß Voltaire die Zahlen noch sehr reduziert habe, bisweilen auf die Hälfte, um nur ja nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden.

Sicher ist also Voltaire direkt oder indirekt die Quelle für R. Sehen wir uns Voltaires Berechnung an. Sie steht im 42. Kapitel „De Jésus et des meurtres commis en son nom" seiner Schrift „Dieu et les hommes" (Oeuvres complétes, Bd. 30, Paris 1819, p. 322 ff.). Ich gebe in der Anmerkung genau die einzelnen Posten an, indem ich Voltaires beigefügten, mehrfach ziemlich langen und höhnischen Text zusammenfasse. Daraus ergibt sich, daß Voltaire nicht nur eine gehässige, sondern auch eine historisch unsinnige Berechnung aufgemacht hat. Da figurieren die angeblichen 2 000 000 Opfer aller Kriege des 16.—18. Jahrhunderts, also auch des spanischen Erbfolgekrieges, der Raubkriege Ludwig XIV., des Siebenjährigen Krieges als verschuldet durch die christliche Religion, wie nicht minder die angeblich 100 000 Opfer der Eroberung und deutschen Kultivierung der Ostsee- und baltischen Länder usw. Aber selbst Voltaire hat die Opfer der Inquisition, die doch eigentlich nur als die „von der Kirche gemordeten Ketzer" in Frage kommen, mit 200 000, die der getöteten Waldenser mit 18 000 angesetzt, ist also von den 9 Millionen R.s doch noch recht weit entfernt. Hier ist die Liste:

Nr.		
1.	Schisma des Novatus in Karthago und des Novatianus in Rom, als angebliche Ursache der Christenverfolg. d. Decius, deren Opfer	200
2.	Von den Christen getötete Heiden in der diokletianischen Verfolgung	200
3.	Opfer der Donatisten-Unruhen	400
4.	Opfer der Völkerwanderung, die durch den arianisch-katholischen Gegensatz verursacht wurde (!!)	300 000
5.	Opfer des Bilderstreites	60 000
6.	Von der byzantinischen Kaiserin Theodora dem Tode überlieferte Manichäer	120 000
7.	Tote bei Unruhen gelegentlich von Bischofswahlen . . .	20 000
8.	Kreuzzüge	1 000 000
9.	Opfer der deutschen Eroberung der baltischen Länder . .	100 000
10.	Ketzerkriege in Südfrankreich	100 000
11.	Päpstliche Kreuzzüge gegen die Kaiser	50 000
12.	Tote im großen Schisma	50 000
13.	Tote in den Hussiten-Kriegen	150 000
14.	Waldenser	18 000
15.	Kriegsopfer des 16.—18. Jahrhunderts	2 000 000
16.	Opfer der Inquisition	200 000
17.	Opfer der spanischen Eroberung Amerikas	5 000 000
18.	Opfer des japanischen Krieges, den die Jesuiten verschuldet haben (V. meint die japanischen Christenverfolgungen !!) . .	300 000
	Summe	9 468 800

Das Ganze ist ein Muster historischen Unsinns und blinden antichristlichen Fanatismus. Da wir es hier nicht mit Voltaire zu tun haben, erspare ich mir eine Diskussion der einzelnen Posten. Aber so entstehen die „9 Millionen verbrannter Ketzer"!

Die Forscher, die sich wissenschaftlich mit der Inquisition befaßt haben, so auch die oben erwähnten Lea, Hansen und Vacandard, haben es sich versagt, mit vagen Summenzahlen aufzuwarten. Sieht man aber auf die uns historisch feststellbaren Zahlen einzelner Inquisitionstribunale, so gibt z. B. Lea die Statistik des von 1308—23 in Südfrankreich am Inquisitionsgerichtshof von Pamiers tätigen Inquisitors Bernard Guidonis an, der 636 Fälle behandelt habe, von denen nur 40 mit Ueberweisung an den weltlichen Arm, die anderen mit geringeren, teilweise ganz leichten Strafen ausgingen, und fügt hinzu (I, 533): „Diese Tabelle kann vermutlich als ein ziemlich zutreffender Maßstab für die Häufigkeit der verschiedenen gebräuchlichen Strafen betrachtet werden." Richtig findet sich die Liste abgedruckt bei Vacandard, L'Inquisition p. 322, wonach die Gesamtzahl der behandelten Fälle 930 ist, also weniger als der 20. Teil mit der Ueberweisung an den weltlichen Arm zur Hinrichtung geendet hat. Das Verhältnis der behandelten Fälle zu der Ueberlieferung an den weltlichen Arm für den Gerichtshof von Toulouse kann Vacandard gleichfalls angeben. Es war 22 : 1. Man muß bedenken, daß sich die Inquisitions-Verfahren auf bestimmte Gegenden und bestimmte Zeiten konzentrierten, während in anderen Gegenden und lange Zeiten hindurch vielleicht nicht ein einziger Fall auftrat . So tief schmerzlich für uns daher die gewiß nicht geringe Zahl der unter Mitwirkung der Kirche dem Tode überlieferten Ketzer auch bleibt, so ist sie doch, wie Vacandard richtig bemerkt, „weit entfernt von den Phantomen, die nur allzu gern die vergrößernde Feder schlecht unterrichteter Kompilatoren entstehen läßt" (ebd. p. 237), denen es nicht darauf ankommt, die Zahlen mit 100 oder mehr zu multiplizieren. Wie konnte sich R. auf solche Kompilatoren stützen[11]?

Sieht es so hinsichtlich der großen geschichtlichen Zusammenhänge ganz anders aus, als R. glaubt, so tritt der Mangel an Kritik fast noch greller ans Licht, wenn man Einzelheiten prüft. Wir erwähnten die Behauptung bezüglich des **hl. Emmeram.** Nun, daß „er im frommen Regensburg angebetet werde", ist eine sonderbare Entgleisung. Jedes katholische Schulkind weiß ganz genau, daß nur Gott angebetet wird, die Heiligen aber verehrt werden. Das ist auch im frommen Regensburg so! Aber der römische Jude und der Vergewaltiger der Tochter des Bayernherzogs? Mit dem „römischen Juden" ist nun wirklich R. einmal den Juden zum Opfer gefallen. Denn Haimhram — wie der Heilige hieß, Emmeram ist nur eine Latinisierung davon —, ist ein urdeutscher Name und bedeutet Hausrabe. Haimhram war Franke. Aber in der Humanistenzeit, als man den Namen nicht verstand, ist ein findiger Kopf auf den Gedanken gekommen, ihn mit Amram, dem Namen des Vaters des Moses (Exod. VI, 18) in Verbindung zu bringen, und die Regensburger Juden waren gerne bereit, diese Erklärung sich zu eigen zu machen. Längst aber schon hat die Geschichtswissenschaft über diese krause Idee gelächelt[12]. Was nun die Vita betrifft, in der uns der Bischof Arbeo von Freising die Legende des Heiligen erzählt, so ist sie nach dem übereinstimmenden Urteil der Historiker derart, daß es schwer ist, einen zuverlässigen

Kern herauszuschälen. Diese legendenhafte Vita macht Haimhram zu einem Bischof von Poitiers, der sein Bistum aufgibt, gen Osten zieht, bei den Bayern vom Herzog festgehalten wird, um das Christentum in Bayern zu befestigen. Dann nach mehreren Jahren will er nach Rom weiterziehen. Vor der Abreise vertraut des Herzogs Tochter ihm an, daß sie sündigen Verkehr mit dem Sohne eines bayerischen Großen gepflogen hätte, der nicht ohne Folgen geblieben sei, und beide werfen sich, in der Gefahr der Entdeckung, verzweifelt dem Heiligen zu Füßen. Um ihr Leben zu retten, gestattet er, daß die Tochter des Herzogs ihn, den Unschuldigen, als Vater des Kindes bezeichne, begibt sich auf den Weg nach Rom, wird aber von einem Sohne des Königs eingeholt und auf die gräßlichste Weise ermordet. Mit Recht sagt Albert Hauck, der beste Kenner der deutschen Kirchengeschichte unter den Protestanten (in dem Artikel „Emmeram" der prot. Realencyklopädie V 339): „ein völlig ungelöstes Rätsel dagegen ist der Grund seiner Ermordung. Denn daß die von Aribo erzählte Geschichte eine freie Erfindung ist, läßt sich kaum bezweifeln." Was bleibt also von R.s Angaben? Nichts!

Nicht besser steht es mit den anderen historischen Einzelheiten. Welcher Quelle R. mit der Behauptung von der Aeußerung des **Papstes Gregor** VII. **über den Gottesdienst in der Landessprache** zum Opfer gefallen ist, sagt er nicht. Jedenfalls wieder ein Fehlurteil[13]. Die Quelle betr. **Papst Hadrian** I. ist nicht minder unrichtig. Ich verweise, um einen anerkannten protestantischen Gelehrten zu nennen, auf H. Böhmer, der in seinem eingehenden Artikel über die **Konstantinische Schenkung** in der Realencyklopädie f. protest. Theol. (XI, 1—7) schreibt, daß hinsichtlich der Frage, ob Hadrian I. in einem Briefe an Karl d. Gr. vom Jahre 778 „auf die Schenkung anspiele", zwar ein Satz, in dem er Papst Konstantin und Papst Silvester erwähnt, die Existenz der Urkunde vorauszusetzen scheine, dagegen die folgenden Sätze eher zu der gegenteiligen Meinung führen müßten, und hervorhebt, daß man sich in Rom weder im 9. noch im 10. Jahrhundert je auf die Urkunde bezogen hat. „Erst zwei ‚fränkische' Päpste, Gregor V. und Gerbert, der zweite Silvester, haben sich ihrer . . . bedient"[14]. Dann bleibt sie abermals ein halbes Jahrhundert vergessen, und „erst wieder ein ‚fränkischer' Papst, Leo IX., entreißt sie zum zweiten Male der Vergessenheit, aber er verwertet sie in der Auseinandersetzung mit Byzanz". Es konnte sich also höchstens darum handeln, daß Hadrian die Schenkung im Sinne gehabt und indirekt auf sie angespielt hätte; aber auch das ist so gut wie ausgeschlossen. Im übrigen sei zu der „Konstantinischen Schenkung", über die jedes katholische Handbuch der Kirchengeschichte Aufschluß gibt, folgendes bemerkt.

Sie entstand vermutlich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, in der Zeit der Bedrängnis Roms durch die Langobarden und seiner Vernachlässigung durch die Byzantiner. Inhaltlich ist sie eine Erweiterung der sogenannten Silvesterlegende, d. h., einer damals weithin, auch im christlichen Osten verbreiteten Legende, nach der Konstantin bei der Taufe, die ihm Papst Silvester gespendet habe, vom Aussatze gereinigt worden sei. Jetzt wurde hinzugedichtet, daß der Kaiser zum Danke dafür seine Residenz nach Byzanz, von Rom weg, verlegt habe, daß er dem Papste die Insignien des Kaisertums zu gebrauchen gestattet und ihm Rom, alle Provinzen, Gebiete und Städte Italiens und des Westens gegeben habe. Verwertet wird sie sicher zuerst in den sogenannten

pseudoisidorischen Fälschungen, die nicht in Rom, sondern in Gallien, und zwar gegen die Uebersteigerung der Macht der Metropoliten im 9. Jahrhundert entstanden sind. Hervorragende Historiker wollen auch die Entstehung der konstantinischen Schenkung dorthin verweisen. Dennoch möchten wir uns mit den meisten katholischen Historikern für Rom als Ort ihrer Entstehung entscheiden. Sie hat bekanntlich, nachdem sie einmal glaubhaft geworden war, keine geringe Rolle gespielt. Ihre Unechtheit jedoch wurde schon im 15. Jahrhundert aufgedeckt, und zwar durch den Kardinal Nicolaus von Cues, den hl. Antoninus, Erzbischof von Florenz, Enea Silvio Piccolomini, den späteren Papst Pius II., und den Humanisten Lorenzo Valla.

Das „Protokoll der Kirchenversammlung von Nicaea" (nach einer früheren Bemerkung von R. jenes Konzil, auf dem die Mönche, die nicht lesen und schreiben konnten, Lehrsätze gemacht haben; ein Protokoll scheinen sie also doch haben schreiben und lesen können) existiert nun leider nicht; wir wären unendlich froh, wenn es so etwas gäbe. In Wahrheit handelt es sich um die sogenannten „canones", d. h. die zusammenfassenden Beschlüsse von Nicaea, die in ihrer griechischen Originalfassung uns erhalten sind (von denen wir übrigens ja schon oben haben einmal sprechen müssen). Der 6. Kanon dieses Konzils beschäftigt sich mit der Ordnung der größeren kirchlichen Bezirke: „Das alte Herkommen soll bleiben in Aegypten, in Libyen und der Pentapolis, daß nämlich der Bischof von Alexandrien die Jurisdiktion über alle diese Provinzen habe, wie diese ja auch dem Bischof von Rom zukommt. Ebenso sollen in Antiochien und in den anderen Eparchien den Kirchen ihre herkömmlichen Rechte bewahrt werden. Ganz klar ist, daß wenn jemand Bischof werden wollte, ohne Zustimmung des Metropoliten, das Konzil ihm befiehlt, auf sein Bischofsamt zu verzichten. Wenn aber jemand gewählt worden ist mit guter Ueberlegung und nach den Gesetzen der Kirche, und nur zwei oder drei aus Widerspruchsgeist ihm entgegen sind, so gilt das Votum der Mehrheit[15]". Der Kanon will also die übergeordnete Stellung der Bischöfe von Alexandrien, Antiochien und anderer, kurz die kirchliche Ordnung innegehalten wissen nach dem Muster von Rom. In den Verhandlungen des Konzils von Chalcedon 451, auf dem es sich darum handelte, ob die Stellung der Patriarchen von Alexandrien und Antiochien gegenüber dem neu emporgekommenen Patriarchen von Konstantinopel in Kraft bleiben sollte, gab der päpstliche Legat Paschasinus den Inhalt des Kanons in lateinischer Sprache so an: Quod Ecclesia romana semper habuit primatum; teneat autem et Aegyptus, ut episcopus Alexandriae omnium habeat potestatem, quoniam et romano episcopo haec est consuetudo, d. h., also: . . . daß die römische Kirche immer einen Vorrang gehabt hat; es behalte ihn aber auch der Aegypter, so daß der Bischof von Alexandrien über alle (Gemeinden) Macht habe, da das auch für den römischen Bischof herkömmlich ist." Die schon in Nicaea anerkannte Ordnung der Patriarchatsbezirke soll also in Kraft bleiben, auch gegenüber Konstantinopel.

Das ist die angebliche Fälschung des Protokolls von Nicaea. Gerade die Zusammenstellung mit Alexandrien und Antiochien zeigt, daß es dem Legaten auf die Innehaltung des Herkommens ankam, auf die Hochhaltung bestehender Vorrangsverhältnisse; ob der Vorrang von Rom etwa weiter ging als der von Alexandrien und Antiochien, wird in seiner Inhaltsangabe des Kanons, dessen griechischen Text die Konzilsteilnehmer ja alle zur Hand hatten

oder leicht haben konnten, so daß der Versuch einer Fälschung ganz sinnlos gewesen wäre, nicht gesagt. Soweit über diesen Kanon eine wissenschaftliche Diskussion besteht, handelt es sich um die Bedeutung des in ihm erwähnten Primats und die oben angeführte zusammenfassende Ueberschrift.

Die „zusammen gefälschten ‚authentischen' Märtyrergeschichten, über 500 an der Zahl"! Erstens haben die Märtyrergeschichten mit „urkundlich beglaubigten Forderungen der römischen Kirche" so viel zu tun, wie etwa die Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit der Verfassung von Athen. Zweitens gibt es sehr viel mehr als 500 Märtyrergeschichten. Die Gelehrten hätten leichte Arbeit, wenn nicht mehr als 500 literarisch und geschichtskritisch zu sichten wären. Drittens ist die Ausgabe und kritische Untersuchung der Märtyrergeschichten ein Unternehmen, an dem katholische und nichtkatholische Gelehrte vom höchsten Rang freundschaftlich zusammenarbeiten, und weder von diesen noch von jenen denkt jemand daran, echte, also authentische, die es in ziemlicher Zahl gibt, und nicht authentische, legendäre durcheinander zu werfen, und viertens sind Märtyrerlegenden ebensowenig als Fälschungen zu bezeichnen, wie man etwa die deutschen Heldensagen als gefälscht bezeichnen würde, weil sie nicht historisch richtig sind[16].

Das angebliche „Dekret des Kaisers Gratian" ist eine Entdeckung, über die die Rechtshistoriker sich freuen werden. Kaiser Gratian regierte von 357—383. Das Decretum Gratiani, wie es ungenau abkürzend genannt wird, ist aber eine Sammlung von kirchenrechtlichen Quellen des Kamaldulensermönchs Gratianus aus dem 12. Jahrhundert. Sein eigentlicher Titel heißt: Concordantia discordantium canonum, d. h., es will kirchliche Rechtsbestimmungen früherer Zeit, die naturgemäß, da sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen und für verschiedene Nationen erlassen worden waren, durch wissenschaftliche Behandlung in Einklang bringen. Dadurch ist dieser Mönch zwar zu dem der Wissenschaft wohlbekannten Vater des Kirchenrechts geworden, aber doch nicht zu einem römischen Kaiser.

Unter dem Namen „Pseudo-Cyrillus" versteht man eine um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene teilweise unechte Sammlung von Aussprüchen östlicher Väter und Konzilien zur Stellung des Papstes in der Kirche, die dazu beitragen sollte, die Abneigung des griechischen Klerus gegen die Wiedervereinigung mit Rom zu überwinden. Daß Urban IV., dem sie übergeben wurde, sie gutgläubig als echt angesehen hat, hebt auch Döllinger, auf dessen Janus, oder die Neubearbeitung des Janus durch J. B. Friedrich die Angabe bei R. wohl indirekt zurückgehen dürfte, hervor (Friedrich, S. 132), aber auch, daß es gelehrte Dominikaner des 17./18. Jahrhunderts waren, die bereits die Echtheit bestritten haben[17].

Zum sogenannten **saeculum obscurum**, d. h. dem 10. Jahrhundert, dessen Zustände in Rom mitnichten „von einer einerseits verlogenen, andererseits feigen Geschichtsschreibung wohlweislich verschwiegen werden", sondern von alten und neuen katholischen Historikern mit der gleichen Offenheit wie Entrüstung stets behandelt worden sind, bemerkt R. leider nicht, daß ein sehr großer Teil der Schuld auf den übergroßen Einfluß fällt, den verwilderte Adelsgeschlechter auf den päpstlichen Stuhl erlangt hatten. Diese Adelsgeschlechter waren aber leider zum guten Teil deutschen Blutes. Stephan VI., der die bekannte schändliche Tat an der Leiche des Pap-

stes Formosus beging, war eine Kreatur der Grafen von Spoleto, unehelicher Abkömmlinge des karolingischen Geschlechts, und seine Tat war ein Stück der spoletanischen Machtpolitik. Die Hauptfigur des 10. Jahrhunderts in Rom ist Graf Alberich von Spoleto, dessen deutscher Name schon vorsichtig in der Verwertung der Mißstände des 10. Jahrhunderts hätte machen sollen. Der unwürdige Johann XII., auf den R. hinweist, war Alberichs Sohn und von ihm den Römern aufgezwungen.

Ganz verfehlt ist die Darstellung von den **weltlichen Herrschern als den wahren und einzigen Begründern von Kultur und geistigem Leben überhaupt,** sowohl in ihrer Gesamtanschauung, als auch in ihren zum Belege angeführten Einzelheiten. Nicht Otto I. ist der Gründer von **Reichenau,** sondern 200 Jahre vor ihm der hl. Pirmin, ein spanischer oder aquitanischer Missionar. Ebensowenig hat die Gründung von **Hersfeld** etwas mit Otto zu tun. Sein Gründer war niemand anders als der von R. so unfreundlich behandelte hl. Bonifatius in Verbindung mit seinem Jünger Sturmi.

Eine ganz sonderbare Behauptung ist es, Otto I. **habe festgesetzt, daß die Geistlichen vom Grundherren ernannt würden,** und das sogar, **um eine deutsche Nationalkirche zu gründen.** An letzteres hat Otto nie gedacht, und was das erstere betrifft, so ist anscheinend vom sogenannten Eigenkirchenwesen, d. h. von jener Einrichtung, daß der Grundherr für die auf seinem Grund und Boden errichtete Kirche den Geistlichen ernannte, eine ferne Kunde zu R. gedrungen. Aber das Eigenkirchenwesen bestand Jahrhunderte vor Otto, nach den neuesten Forschungen schon auf den großen römischen Gütern, und wurde, sehr zum Schaden des geistigen Hochstandes des Klerus, in den germanischen Reichen weiter entwickelt. Unter Karl dem Großen erreichte die Kirche die Beseitigung der schlimmsten Schäden. Dennoch blieb das Eigenkirchenwesen verhängnisvoll. Und vieles erklärt sich aus ihm, was man heute der Kirche des Mittelalters zum Vorwurfe macht[18].

Was bei R. nun folgt, ist wiederum irrig. Otto ließ im Jahre 964 die Römer den Schwur leisten, keinen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen. In ähnlicher Weise wählten die Römer zur Zeit Ottos III. die beiden vom Kaiser ihnen bezeichneten ausgezeichneten Männer: Gregor V. und Silvester II. Heinrich III. aber traf 1046 als gültigen Papst Gregor VI. an, einen untadeligen Mann, und als ungültigen, weil er selbst bereits vor einer römischen Synode 1045 zurückgetreten war, den unwürdigen Benedikt IX., wieder einen Sprößling der Grafen von Tuskulum! Er hatte also das Papsttum höchstens insofern noch zu säubern, als die Macht der Tuskulaner endlich gebrochen wurde und für längere Zeit Päpste aus dem damals hochstehenden deutschen Episkopate, die sogenannten deutschen Päpste, auf den Stuhl Petri kamen.

Restlos falsch ist, was dann über den Konflikt zwischen den deutschen Bischöfen und dem „volkslosen römischen Zentralismus" folgt. Bei **Willigis von Mainz** handelt es sich um einen Konflikt mit dem hl. Bernward von Hildesheim, einem der edelsten und größten Söhne des sächsischen Stammes, über die Frage, ob das 852 von Graf Liudolf, dem Ahnherrn des ottonischen Kaiserhauses, im Gebiete des Bistums Hildesheim gegründete Frauenkloster Gandersheim dem Bischofe von Hildesheim, oder, wie später eine Tochter Ottos II. bei ihrem Klostereintritt wünschte, dem von Mainz unterstehe. In der lange sich hinziehenden Sache standen die deutschen Bischöfe und die deut-

schen Kaiser zusammen mit dem Papste auf seiten des Sachsenbischofs gegen Willigis. Gerade das hat A. Hauck, der schon einmal genannte protestantische Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, eingehend dargestellt (III³⁻⁴, 268 ff.).

Eb. **Aribo von Mainz** (1021—31) war ein Freund der Mönche, einschließlich der **Cluniazenser.** Der veraltete Irrtum, den der eben zitierte Protestant Hauck ebenfalls zurückweist, Aribo als Gegner der cluniazensischen Reform anzusehen, beruht darauf, daß man den Beschlüssen einer Provinzialsynode eine unzulässige Deutung gab, die unter Aribos Vorsitz 1023 in Seligenstadt stattfand. Auf ihr wurde neben vielem anderen im Hinblick auf eine Appellation des Grafen Otto von Hammerstein in seiner Ehesache an den Papst beschlossen, ein zur Kirchenbuße Verurteilter dürfe erst nach Ableistung der Buße nach Rom appellieren und müsse ein Schreiben seines Bischofs dorthin mitnehmen. Mit Recht sagt Hauck, daß es verkehrt sei, aus dieser auf einem konkreten Fall beruhenden Bestimmung der Synode auf eine antipäpstliche Stellung Aribos zu schließen, und vollends daraus sogar eine anticluniazensische Einstellung zu machen, ganz zu schweigen von Dingen, die R. hier sucht. Inwiefern Aribo „den machtbewußten Konrad II. gestützt" haben sollte, dürfte ihm unmöglich sein zu erklären. Wohl weiß die Geschichte davon, daß Aribo peinlich überrascht war, als Konrad, ohne ihn, den Metropoliten, ins Vertrauen zu ziehen, den Bischof Achezo von Worms ernannte, und daß er noch mehr unzufrieden mit Konrad war, als dieser 1027 in Frankfurt die Mainzer Ansprüche auf Gandersheim zurückwies und auch 1028 auf dem Königstag zu Pöhlde, diesmal endgültig und für immer, Gandersheim für Hildesheim sicherte (vgl. Hauck a. a. O. S. 547 ff.). Wo immer man also auch zugreift, stets ist das Gegenteil von dem richtig, was R. übereilt aus der von ihm benutzten Literatur aufgegriffen hat.

So auch mit **Adalbert von Bremen.** Adalbert, im Jahre 1043 durch Heinrich III. auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen befördert, sticht dadurch von der Reihe der deutschen Bischöfe ab, daß er griechisches Blut in seinen Adern hatte und sich dessen rühmte, daher „sich auch darin gefiel, griechische Sitten und Gewohnheiten nachzuahmen" (Hauck, S. 650). „Er glaubte auch an die Macht der geheimen Kunst, und die lange Reihe deutscher Fürsten, die sich durch Goldmacher betrügen ließen, wird durch ihn eröffnet. Sein Goldmacher war ein getaufter Jude namens Paulus" (ebd.). Mit dem nordischen Blut in ihm ist es also nicht ganz einwandfrei bestellt. Ich charakterisiere ihn weiter mit den Worten von Hauck: „Dieser bizarre Zug seines Wesens steigerte sich im Alter: Er machte den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage. Seine Reden wurden immer prahlerischer und hochfahrender. Seine Zukunftsbilder immer ausschweifender. Sein ganzes Wesen immer ruheloser. Er schien an die Grenze des Wahnsinns zu streifen . . . Das Ergebnis dieser Faktoren war der ungemessenste Ehrgeiz . . ." (S. 656). In diesem Zusammenhang steht bei ihm auch der an sich sicher lobenswerte Gedanke eines ganz großen Unternehmens zur Fortsetzung der Bekehrung der nordischen Völker von ihren heidnischen Göttern und der Plan, Hamburg zu einem kirchlichen Patriarchat für den Norden zu machen. Nicht also eine germanische Nationalkirche, sondern Ausbreitung des römischen Christentums bei den nordischen Völkern und Errichtung eines Rom unterstellten Patriarchats in Hamburg war das Ziel.

Bleibt noch das „verlotterte Mönchtum", dessen Reform sich **Cluny** zum Ziel setzte, ehe es seine wahre, böse Seele enthüllte. Der Niedergang der Klöster, dem Cluny zu steuern suchte, bestand vor allem darin, daß die alte Unsitte der Vergebung des Klosters an weltliche Günstlinge der Herrscher (das System der Laienäbte, zusammenhängend mit dem Eigenkirchenwesen), die schon einmal in merowingischer und karolingischer Zeit manches Kloster heruntergebracht hatte, wieder einriß, daß in anderen die Vorbehaltung des Eintritts durch Adlige, die also dort ihre Versorgung suchten, den eigentlichen Zweck des Ordenslebens verdunkelte. Dazu kamen Zerstörungen bei den Einfällen der Normannen und der Hunnen. Von einer Verlotterung des Mönchtums kann also nicht gesprochen werden, sondern von der Zerrüttung mancher Klöster durch außermonastische Mächte. Daher finden wir auch dort, wo diese Mächte nicht am Werke waren, im 10. und 11. Jahrhundert, der Blütezeit Clunys, auch sonst blühende Abteien, deren geistiger Hochstand uns noch heute eindrucksvoll in den Werken der damals in ihnen geschaffenen Kunst vor Augen steht. Um etwa bei dem Erzbistum Köln zu bleiben, so blühte damals in Köln St. Pantaleon, dessen Bau noch heute in edler Pracht und Einfachheit sich vor uns erhebt, und St. Martin, in M.-Gladbach St. Vitus, ferner Brauweiler und Siegburg, in Trier St. Maximin, dessen herrlichste Handschriften aus jenen Tagen stammen, in Hildesheim St. Michael und St. Godehard, deren edle Kirchen die unvergängliche Zierde der Stadt sind, usw. Alle diese Bauten und ihre Kunstschätze sind Werke des „verlotterten Mönchtums" von damals.

Ebenso falsch ist, was von den **Cluniazensern im allgemeinen** gesagt wird[19]. Als Cluny gegründet wurde (910), war ja gerade die von R. so grell geschilderte Zeit des Verfalls des Papsttums, das saeculum obscurum. Sich diesem Papsttum zur Verfügung stellen, daran hat kein Mensch in Cluny gedacht. Der Gedanke wäre überhaupt völlig zeitfremd gewesen. Cluny hat sich wohl, um die manchen Klöstern durch selbstsüchtige Eingriffe der weltlichen oder geistlichen Großen drohenden Schädigungen der Disziplin zu bannen, von der bischöflichen Gewalt eximieren und unmittelbar Rom unterstellen lassen. Mit den deutschen Kaisern standen die Aebte immer in besonders guter Beziehung, auch mit denen, die dem Papsttum gegenüber sehr selbstherrlich aufgetreten sind, wie Heinrich III. Das weitere über die **Bußpflege** von Cluny ist ganz abwegig. Strenges Leben und Schweigen war Grundgesetz alles klösterlichen Lebens; es hat starke, männliche Charaktere erzogen.

Auf Schritt und Tritt steht man bei R. vor Irrtümern. Wenn er z. B. S. 226 in der langen Anmerkung aus einer Predigt des **Berthold von Regensburg**, die er leider nicht näher angibt, „reinste syrische Zauberei" herausliest, weil Berthold hier von der Lossprechungsgewalt der Priester spricht, so kann es sich kaum um eine andere Predigt handeln, als um die von den sieben Sakramenten. (In der Ausgabe von F. Göbel, die mir zur Verfügung steht, Schaffhausen 1850, Bd. I, S. 310 ff.) Dort findet sich (S. 327) die von R. angeführte Stelle größtenteils wörtlich, aber mit sehr bezeichnenden Unterschieden. R. zitiert: „Wer sich der Gewalt der Priester untertänig macht, — mag er auch noch so große Sünden begangen haben, — der Priester hat die Gewalt, daß er ihm alsbald die Hölle verschließt und den Himmel auftut." Berthold aber sagt: „Wer sich des Priesters Gewalt untertänig macht **mit lauterer Beicht und mit wahrer Reue**, der Priester hat die Gewalt, daß er ihm

gleich auf der Stelle die Hölle verschließt und den Himmel **auftut mit rechter Buße nach Gottes Gnaden und nach des Menschen Lage."** Weshalb fehlen die Worte in fett bei R.?

Wieder müssen wir fragen: Ist das Bild, das R. von der Kirche des Mittelalters entwirft, richtig? Ist von all den hier erwähnten Dingen auch nur ein einziges historisch richtig herausgestellt? Wir müssen antworten: auch nicht ein einziges! Und wo finden wir ein Wort von dem Großen im Mittelalter? Die **Kreuzzüge** sind für ihn „wahnwitzige" Unternehmungen, die nur den Zweck hatten, daß „Ströme von Blut für die herrschsüchtige Kirche vergossen wurden" (S. 190). Daß sie wirklich das Abendland vor dem Orient geschützt haben, Europa vor Asien, weiß er nicht. Wo steht, um diese großen deutschen Fragen zu stellen, ein Wort über **die deutsche Kolonisation des Ostens** durch die Zisterzienser und Prämonstratenser, wo eines über die **Sicherung der deutschen Mitte und des Ostens** überhaupt, die ohne die Verbindung des deutschen Königtums mit der Kirche nie geschehen und nie möglich gewesen wäre? Wo über die **positive Bedeutung der christlichen Kaiseridee,** die trotz der späteren Verwicklungen in Wahrheit die Wurzel der deutschen Weltbedeutung geworden ist? Wo etwas über **unsere großen Heiligen,** ganz von den großen Heiligen der anderen christlichen Länder zu schweigen? Und soll man wirklich glauben, daß die einzigartigen **Kathedralen** des Mittelalters und all jene anderen unsterblichen **Kunstwerke** der Plastik, der Malerei und der Dichtkunst aus einem Sumpfe aufgeblüht seien? Das sicherste Zeugnis des Innersten und Tiefsten einer Epoche ist seine Kunst, weil die Kunst naiv und wesenhaft ehrlich, ein treuer Zeuge ist. Sie stehen noch da, die steinernen Zeugen des Mittelalters. Die Kirche und ihr Geist haben sie ins Leben gerufen, und für jeden, der mit den Quellen der Geschichte nicht genug vertraut ist, um aus ihnen sich ein selbständiges Urteil zu bilden, künden wenigstens sie von der Größe des kirchlichen Mittelalters.

Die Kirche der Neuzeit

A. Das Bild bei R.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die **Geschichte der Kirche in der Neuzeit.** Daß die Fehler der Renaissancepäpste nicht verschwiegen werden, versteht sich von selbst. Doch einiges Ueberraschende erfahren wir zu dem der Wissenschaft Bekannten hinzu. Im Zusammenhang mit dem saeculum obscurum, dem 10. Jahrhundert, sagt R.: „Ich kann hier auf mehr Einzelheiten nicht eingehen. Bemerkt sei nur noch, daß die Päpste sich von den Hurenhäusern bestimmte Prozente zahlen ließen, was Paul II. (1464—71) zu einer ständigen Einnahmequelle ausgestaltete. Sixtus IV. bezog 20 000 Golddukaten aus den Freudenhäusern. Die Pfarrer mußten für ihre Konkubinen bestimmte Taxen zahlen, während der Vatikan seine Beamten mit Schecks auf die Bordelle entlohnte. Sixtus IV. erlaubte für eine bestimmte Zahlung auch die Knabenliebe. Innozenz VIII. hatte 16 Kinder zu ernähren. Alexander VI. aber erklärte, der Papst stehe höher als der König, so etwa wie der Mensch über dem Vieh. Deshalb ließ er wohl ein Dutzend Bischöfe und Kardinäle ermorden, die ihm gefährlich schienen. Papst Alexander VI. beseitigte für 30 000 Golddukaten den türkischen Thronprätendenten Dschem und strich das Geld des ungläubigen Sultans seelenruhig ein. 1501 ernannte Alexander VI. seine Tochter Lukrezia für eine Zeitlang zu seiner Stellvertreterin" (S. 193 bis 194). Wir erfahren dann noch von dem „Kadavergehorsam der Jesuiten" (S. 177), von der „schmutzigen Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori", die zusammen mit „der Ehrlosmachung durch den Jesuitismus bedingte, daß seit der Erdrosselung der Religion des Meister Eckart alles wirklich Große europäischer Kultur aus gegenkirchlichem Geist entsprungen ist, von Dante, der noch 1864 ausdrücklich verdammt wurde, u. a. weil er Rom als Kloake bezeichnet hatte, und Giotto bis Kopernikus und Luther, von der deutschen klassischen Kunst und nordischen Malerei und Musik gar nicht zu reden." Denn „Rom ist niederrassisch bedingt und erstarrt zugleich" (S. 196—197).

Ein besonders lehrreiches Beispiel dieser niederrassischen Bedingtheit lesen wir S. 383 f., wo als künstlerischer Ausdruck des „Sumpfkultes", d. h. des „Muttertums", des „verbreiteten allgemeinen Geschlechtsverkehrs", der „Frauenherrschaft" der von der „nordischen Kultur vielfach nur umspülten etruskischen Zentren", der Rundbau angeführt wird und der Kampf des nordischen Prinzips mit dem Prinzip der Sumpfkultur der Etrusker, die hier allerdings als „mutterverehren-

des Urvolk" angeführt werden, die „Auseinandersetzung des basilikalen und des zentralen Prinzips des Kirchenbaus" dargestellt wird. Wir hören, daß das basilikale Prinzip das nordische ist, der Zentralbau aus dem von ringsum zusammengestellten Sumpfschilf gebildeten Etruskerhaus kommt, daß daher „der Kuppelbau des ursprünglichen St. Peter, der durch Bramante basilikal verändert wurde, diese Idee des alten Rundhausgedankens ebenso zeigt, wie St. Stefano Rotondo oder Maria della Salute" (S. 383—384). So ist denn auch St. Peter als etruskisch entlarvt, wenn auch um den Preis, daß die Baugeschichte auf den Kopf gestellt wird.

Weiter hören wir noch, daß „Papst Innocenz X. die dreißig blutigen Jahre noch immer nicht genügten, die (gemeint ist der Dreißigjährige Krieg) das beste Blut Deutschlands ausrotteten" (S. 198 f.), daß ganz im selben Geiste Pius IX. „am 18. Januar 1874 in einer Versammlung von internationalen Pilgern erklärt habe: Bismarck sei die Schlange des Paradieses der Menschheit. Durch diese Schlange werde das deutsche Volk verführt, mehr sein zu wollen als Gott . . . dafür werde dieses Reich, das wie der Turm zu Babel Gott zum Trotz errichtet worden sei, in Trümmer verwandelt werden und zur Verherrlichung Gottes vergehen" (S. 471).

„Ganz folgerichtig steht die Politik Pius' XI. ganz eindeutig im Zeichen einer neuen, alle Instinkte der Inquisition aufpeitschenden Gegenreformation, um das germanische Deutschland für immer zu brechen . . . Kein deutscher Katholik kann sich heute der furchtbaren Erkenntnis verschließen, daß die zielbewußte unsentimentale römische Politik sich mit dem marxistischen Untermenschentum und allen äußeren Feinden Deutschlands zusammengeschlossen hat, um das zu vollenden, was im November 1918 noch nicht ganz gelungen war. Die römische Politik opfert zur Erreichung dieses Zieles auch Existenz und Leben der gesamten heutigen katholischen Generation, um die nachfolgenden verkümmerten Erben aller Deutschen unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen" (S. 476 f.).

Einen breiten Raum nimmt die Geschichte der **Hugenotten** ein (S. 95—104). Wir werden belehrt, daß der „Kopf des ermordeten Admirals Coligny nach Rom zum heiligen Vater geschickt wurde, was ein Freudenfest in der Engelsburg zur Folge hatte" (S. 101), hören, daß die Hugenotten „unerschütterlich Gewissens- und Lehrfreiheit forderten" (S. 98), dem Zusammenhange nach in dem Sinne von Freiheit des Gewissens für alle, wozu noch Coligny selbst ein Beispiel sein soll dadurch, „daß er Glaubensfreiheit nicht nur für sich forderte, sondern auch den Katholiken von Chatillon zugestand" (S. 98). Daß die Hugenotten das nordische Element Frankreichs waren, ist für R. selbstverständlich. Aber Papst Pius V. „rief zu immer neuem Blutvergießen . . . Er verband seinen Glückwunsch (nach dem Siege von Jarnac und dem Tode Condés) mit dem Befehl,

alle Ketzer, auch die Gefangenen, auszurotten" (S. 100). Er handelte offenbar aus demselben Geiste, aus dem der päpstliche Legat **Aleander** (wo und wann wird nicht mitgeteilt) erklärt habe: „Wir Römer werden dafür sorgen, daß ihr Deutschen euch gegenseitig erschlagt und in eurem Blute erstickt." Ja „dieses Wort gilt heute ebenso wie vor 400 Jahren (S. 620).

Aus der jüngsten Zeit wird das Bild noch dadurch bereichert, daß in der Enzyklika **„Casti connubii"** „wieder der Vatikan sich als der erbitterte Feind der Aufzucht des Wertvollen und als Schutzherr der Erhaltung und Fortpflanzung des Minderwertigsten bekannt hat" (S. 577), endlich, daß „heute noch der römische Priester bei seiner Amtseinsetzung einen Eid leisten muß, der nichts anderes bedeutet als eine bewußte Aufreizung zu Konfessions- und Klassenhaß. Darüber hinaus bedeutet er geradezu die Anerkennung landesverräterischer Tätigkeit, wenn der Staat nicht römischen Interessen dienstbar ist. Heute noch lautet der römische Bischofseid: „Die Irrlehrer, die vom apostolischen Stuhl Getrennten, die Empörer wider unseren Herrn und seinen Nachfolger werde ich nach Kräften verfolgen und bekämpfen." Daher verlangt R.: „Ein deutscher Staat hat einen solchen Eid zu verbieten. Er hat im Gegenteil allen Geistlichen den Eid auf die Wahrung der Ehre der Nation aufzuerlegen, wie früher den Eid auf den Monarchen, in einigen Staaten auf die Verfassung, im übrigen wird es die Hauptaufgabe des Deutschen Ordens sein, sich im Dienst des Mythus der Nation durch Schaffung einer Deutschen Volkskirche zu bemühen, bis ein zweiter Meister Eckehart einmal die Spannung löst, und diese Deutsche Seelengemeinschaft verkörpert, lebt, formt" (S. 608).

So sieht nach R. die Geschichte der katholischen Kirche aus. „Daß eine römische Geschichte alle ihre Fälschungen ableugnet, versteht sich von selbst, daß sie jeden echten Nationalismus verdammt, ist ebenfalls folgerichtig, sie kann ihn höchstens ab und zu als Mittel zu gewissen Zwecken gebrauchen; daß Luther ein niederträchtiger Lump gewesen ist, gilt den römischen Lehrern in allen Staaten als selbstverständlich" (S. 626).

B. Prüfung

Gehen wir in aller Ruhe auch zur Prüfung dieser Angaben über. Zu den Einzelheiten über die **Renaissancepäpste** gibt R. keine Quelle an. Wir haben über das päpstliche Finanzwesen des 15. Jahrhunderts das Buch von Adolf Gottlob, einem Spezialisten auf diesem Gebiete: Aus der Camera Apostolica des 15. Jahrhunderts (1889). Von Einnahmen des Papstes aus römischen Hurenhäusern findet sich dort nichts. Auch keine der großen Geschichten Roms und der Päpste, weder des durchaus nicht papstfreundlichen

Ferdinand Gregorovius Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (3. Aufl. 1880), der im 7. Bande diese Zeit behandelt, noch die Geschichte der Päpste in den letzten vier Jahrhunderten des noch weniger papstfreundlichen Leopold von Ranke, der zwar erst mit Leo X. beginnt, aber doch wohl Gelegenheit gehabt hätte, diese Dinge rückschauend zu erwähnen, wissen etwas davon, um nur Bücher nichtkatholischer Forscher hier zu nennen. Bezüglich der Entlohnung vatikanischer Beamten ist die Behauptung auch schon wegen der ganzen Organisation des kurialen Beamtentums sinnlos. Sixtus IV. hatte, weniger seinetwegen, da er ein Mann des größten Interesses für Wissenschaft und Kunst, aber auch ein Mann allzu großer Nachgiebigkeit war, als wegen seiner diese Nachgiebigkeit schmählich mißbrauchenden Neffen bittere Feinde, und der Chronist Stefano Infessura, der in seinem Diario della città di Roma alles zusammenträgt, was er glaubt Sixtus anhängen zu können, weiß von diesen Dingen nichts. Sie finden sich zum Teil aber in dem schon einmal erwähnten Pfaffenspiegel, also der trübsten Quelle, die es geben kann, nämlich die von der angeblichen Aeußerung Alexanders VI. betr. der Könige, von der Ermordung des Prinzen Dschem, ferner, ohne Zahlenangabe, von der Ermordung von Kardinälen durch Alexander VI. und seiner Stellvertretung durch Lukretia Borgia. Wir werden sogleich näher auf sie eingehen. Die Geschichte von den 20 000 Dukaten jährlicher Einnahmen Sixtus IV. aus Bordellen könnte R. entnommen haben der Geschichte der Prostitution von Dufour-Helbing, einer ganz ungeordneten und oberflächlichen Kompilation, die ihren pikanten Charakter nur unzulänglich unter dem Mantel des Sitteneifers verbirgt. Ich gehe zunächst auf diese Sache näher ein, weil sie lehrreich ist dafür, wie derartige Geschichtsmärchen entstehen. Dufour-Helbing erwähnt zunächst (Bd. II, 1; 5. Aufl. o. J. Seite 4) eine Reihe von scharfen Maßregeln, die von den Päpsten des 15. und 16. Jahrhunderts zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit erlassen worden seien, und in diesem Zusammenhang, daß auch in Rom die schlechten Weiber kaserniert worden seien, und daß „von Sixtus IV. mitgeteilt werde, daß er von einem Bordell 20 000 Dukaten bezogen haben soll". Er gibt auch seine Quellen an, nämlich: Georg. Franci, Tract. quo lupanaria ex principiis medicis improbantur, Heidelberg 1674, und Just. Lipsii, Opusc. tom. II. De magnitudine Romana, libr. II. c. VI. Schon die ungeschickte Zitationsweise verrät, daß er diese Quellen nicht selbst eingesehen hat. Schlägt man aber in der gemeinten Schrift des Justus Lipsius, des bekannten Löwener Gelehrten (1547—1606), ‚Admiranda sive de Magnitudine Romana' II. c. 6, nach, so steht dort ein Kapitel: De urinario vectigali et de Chrysargyria, item de meretricio, das von den genannten gerade nicht wohlriechenden Dingen, besonders von der Verwertung des Latrineninhaltes im antiken Rom berichtet, also überhaupt nichts mit unserer Sache zu tun hat. Hat man aber das Glück, die kleine Doktordissertation zu finden, die 1674 in Heidelberg Georg Franck als ‚Disputatio medica qua lupanaria s. Hurenhäuser ex principiis medicis improbantur' veröffentlicht hat, so findet man dort eine Angabe, daß „Pontifex Romanus in fiscum suum annuatim ultra 3000 coronatorum pro lactis censu quem vulgo dicunt Milchzinse seu Hurenzoll a clero scortisque accipit, ceu ex Joh. Gerhardo in loco de Ecclesia p. 1190 et B. Meisnero allegat Carpzov, prax. Crim. p. 29. 70 n. 7. Carpzow, den der junge Mediziner hier also ausschreibt, ist der bekannte 1595 in Witten-

berg geborene und 1666 in Leipzig gestorbene, als der furchtbarste Hexenverbrenner berüchtigte Kriminalist, der in seiner Practica criminalis (ich benutze die Ausgabe Leipzig 1695) an der angegebenen Stelle wörtlich das schreibt, was Franck von ihm abgeschrieben hat. Sucht man nun in den beiden von Carpzov angegebenen Quellen nach, so ist mir in den Loci theologici des Superintendenten Johannes Gerhard (1582—1637) in dem Abschnitt De Ecclesia eine in Betracht kommende Stelle allerdings nicht auffindbar gewesen. Sucht man aber in dem Buch des Balthasar Meisner (1587—1626), eines Wittenberger Theologen noch aus der Zeit der schärfsten Glaubenspolemik, nach, das den Titel trägt: Consultatio catholica de fide Lutherana capessenda et Romana Papistica deserenda (Wittenberg 1615), so findet man endlich unter allen möglichen anderen Vorwürfen gegen das Papsttum auch die von Carpzov übernommene Behauptung, allerdings ohne Quellenangabe, ferner die, daß Sixtus IV. einem Kardinal die Erlaubnis zur Sodomie gegeben habe. Wie zuverlässig der gute Meisnerus war, wenn es sich um die Schandtaten der bösen Papisten handelt, geht z. B. auch daraus hervor, daß er gleich nach dieser Sache erzählt, Papst Gregor — welcher von den vierzehn des Namens, die es damals schon gegeben hatte, sagt er nicht — habe in einem Teiche bei einem Kloster 6000 Kinderleichen gefunden! Wir sehen, hier handelt es sich um Greuelmärchen einer aufgeregten Kampfzeit, die ebensoviel Glauben verdienen wie die von den abgeschnittenen Händen belgischer Kinder, die im Weltkriege gegen unsere deutschen Soldaten von den Feinden verbreitet wurden. Aber solche Wege durch das Gestrüpp alter Literatur muß man sich bahnen, um den Ursprung der Greuel-Erzählungen aufzufinden, die leider heute wieder hervorgeholt werden.

Es liegt uns natürlich ganz fern, die Päpste der Renaissanzezeit, die wirklich gefehlt haben, von ihren Sünden reinwaschen zu wollen, am wenigsten Alexander VI., den wir Katholiken als einen Schänder des Stuhles Petri allen Grund haben aufs tiefste zu verabscheuen. Die katholische Kirchen-Geschichtsschreibung denkt gar nicht an eine Mohrenwäsche. Aber deshalb soll man doch bei der geschichtlichen Wirklichkeit bleiben. So wollen wir auf die von R. angeführten Fälle, soweit sie überhaupt irgend etwas mit Geschichte zu tun haben, noch eingehen.

Innozenz VIII. (1481—92), der Sohn einer reichen genuesischen Familie, hatte als Laie am Hofe der Könige von Aragon gelebt und aus dieser Zeit zwei uneheliche Kinder. Seitdem er später in den geistlichen Stand trat, und auf der Leiter der Würden zum Kardinalat und schließlich zum Papsttum aufstieg, ist von unsittlichem Lebenswandel nichts bekannt[1]. Die Ermordung des türkischen Prinzen Dschem ist zwar von einigen Autoren Alexander VI. zugeschrieben worden, aber geschichtlich nicht zu halten. Dschem war ein jüngerer Bruder des türkischen Sultans Bajazet, 1482 mit seinem Bruder in Thronstreitigkeiten geraten und vor diesem zu den Johanniter-Rittern auf Rhodus geflohen. Seitdem war er zunächst bei den Rittern, zuletzt bei dem Papste als Geisel gegen Bajazet in fürstlich-ehrenvollem Gewahrsam, indes sein Bruder, der seine Freilassung fürchten mußte, eine hohe Jahresrente für seinen Unterhalt zahlte und den Frieden mit den Christen hielt. Dschem starb infolge seines ausschweifenden Lebens; Alexander hätte schon in seinem eigenen Interesse nichts Unvorteilhafteres tun können, als ihn umbringen lassen[2].

Auch der Ermordung von Bischöfen und Kardinälen wird Alexander mit Unrecht geziehen. Wohl ist sein unehelicher Sohn Cesare Borgia, der Schrecken Roms und Italiens, auch vor diesem Verbrechen nicht zurückgescheut. Die Stellvertretung Alexanders durch seine Tochter Lukretia ist bekannt; sie hat aber nur darin bestanden, daß sie gelegentlich einer kurzen Reise ihres Vaters nach dem nahen Castel Gandolfo am 27. Juni 1501 die Vollmacht erhielt, die einlaufenden Briefe zu öffnen und den Palast zu verwalten, dasselbe abermals vom 25. September bis 23. Oktober 1501, als Alexander nach Nepi reiste. Mit Recht hat man das schon damals als skandalös empfunden; aber von einer Stellvertretung im Sinne von R. kann dabei doch keine Rede sein[3].

Aber nochmals sei es betont: In der Verabscheuung eines Alexanders VI. sind die Katholiken mit den Nichtkatholiken einig. Das Beispiel des Judas hat sich leider in der Kirche mehrmals erneuert. Aber man hat oft den Eindruck, als kennen die Gegner der Kirche nur diesen einen Papst, jedenfalls nur die Päpste, an denen zu tadeln ist, um der Mühe überhoben zu sein, das Papsttum in seinen anderen Vertretern zu studieren.

Ganz neu ist die Entdeckung, daß Bramante den geplanten Rundbau von St. Peter basilikal verändert habe. Gerade Bramante (1444—1514) hat den Rundbau entworfen; eben darin spricht sich ja Bramentes ganzes künstlerisches Ideal aus. Maderna (1556—1629) hat ihn hundert Jahre später zur Basilika umgestaltet. Die Sache ist also genau umgekehrt verlaufen, wie R. angibt, und das ist bei einem so bekannten und wichtigen Werke wie St. Peter und bei Bramante, dem eigentlichen Meister der Hochrenaissance, doch nicht ganz entschuldbar. Die merkwürdige Bezugnahme auf den etruskischen Sumpfkultus verlangt wohl keine Berichtigung.

Der „K a d a v e r g e h o r s a m d e r J e s u i t e n". In der Tat heißt es in den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, daß „wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen lenken und leiten lassen soll, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt, oder als sei er der Stab des Greises, der dem, der ihn hält, wo und wie dieser will, dient"; aber es heißt an derselben Stelle auch, daß der Sinn dieses Gehorsams sei, „um gleichförmiger zu werden der ersten und höchsten Richtschnur alles guten Willens, welches ist die ewige Güte und Weisheit" (Constitutiones III, 1, 2 ,3; Summarium 21), und es wird mehr als einmal hinzugefügt, daß der Gehorsam da aufhört, wo der Untergebene sich klar ist, daß das Verlangte etwa eine Sünde wäre. Vielleicht wird man heute in der Zeit neuer nationaler Disziplin für die Gehorsamsidee des hl. Ignatius, des ehemaligen Offiziers, eher Verständnis finden als in der vergangenen liberalistischen Epoche.

„D i e s c h m u t z i g e M o r a l t h e o l o g i e d e s h l. A l p h o n s". Der hl. Alphons behandelt in seiner 1748 erschienenen Theologia moralis, einem umfangreichen Werke in lateinischer Sprache, mit dem sichtlichen Widerstreben eines zartfühlenden, frommen Menschen das 6. und 9. Gebot. Von dem ganzen Stoff des Buches umfaßt dieser Teil nur etwa ein Neunzigstel![4] Wenn er nun, damit der Priester wisse, was für Sünden ihm begegnen können und wie sie hinsichtlich ihrer Schwere zu betrachten seien, von einzelnen Dingen handelt, von denen er nur zu gern geschwiegen hätte, so kann man sich fragen, ob er vielleicht zu ängstlich und kleinlich dabei gewesen ist. Aber von einer schmutzi-

gen Moraltheologie deshalb zu sprechen, bei einem lateinischen, also dem Mißbrauche durch den Neugierigen entzogenen Werke, ist noch viel ungerechter, als wenn man dem Werke eines Arztes, das in der ernstesten Form für Mediziner von sexualpathologischen Erkrankungen handelt, diesen Vorwurf machen wollte. Schmutzig handelten nur Männer wie Graßmann und der abgefallene Jesuit v. Hoensbroech, die in deutscher Uebersetzung vor dem Volke breit traten, was der hl. Alphons in seiner — man möchte sagen — überängstlichen Gewissenhaftigkeit den Benutzer seines Buches ausdrücklich bittet, nicht eher zu lesen, als bis er glaube, in der Seelsorge von solchen Dingen wissen zu müssen.

Einen ganz besonders großen Raum nehmen die konfessionellen Kämpfe der Vergangenheit ein. Wer sein Volk liebt, wird alles tun, um nicht unnötig alte Wunden aufzureißen. Die Wissenschaft kann ruhig und leidenschaftslos auch von diesen Dingen handeln; sie wird sich in den Geist und die Verhältnisse der Vergangenheit versetzen und beide Seiten zu verstehen sich bemühen. Vor allem wird sie vom strengsten Wahrheitsstreben geleitet sein müssen. Strengste Wahrhaftigkeit, Vermeidung von Schlagworten, die nur allzu leicht mißverstanden werden, muß auch verlangt werden, wenn die Glaubenskämpfe von ehedem in populären Werken heute vor einem breiteren Leserkreise behandelt werden. Nur so dienen wir unserem Volk und Vaterlande.

R. berichtet von einer angeblichen Aeußerung des päpstlichen Legaten Aleander. Sie soll bei Gelegenheit der Anwesenheit Aleanders auf dem Wormser Reichstage gefallen sein. Aber nimmt man die Zeugnisse einzeln zur Hand, so wird sie immer unwahrscheinlicher. Amtlich und in der Oeffentlichkeit hat Aleander eine solche Aeußerung nicht getan; darüber besteht kein Zweifel. Sie soll irgendwo privatim gefallen sein. So schreibt Luther in einem Briefe an W. Link in Nürnberg: Spalatin habe von ihr gehört. Der Nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler schreibt, Aleander, „den sie mir hier für einen getauften Juden anzeigen", solle „vor etlichen ehrbaren Personen" die Aeußerung getan haben. Anderswo heißt es, sie sei vor einer ehrbaren Person erfolgt. Wo von ihr berichtet wird, ist es also immer ein: man sagt, er soll; niemand weiß, wo und wann und in wessen Gegenwart. Wer wird nicht daran erinnert, wie heute so manche falschen Gerüchte entstehen. Vielleicht war das Gerücht genau so wahr wie das vom „getauften Juden", nämlich ganz falsch; vielleicht ist eine ganz anders lautende und gemeinte Aeußerung Aleanders mißverstanden und dann in der Erbitterung, die damals bei den Anhängern Luthers herrschte, so weiter getragen worden; vielleicht auch war es so, wie der protestantische Theologe O. Clemen meint: „Das Gerücht ist wohl aus der Vergröberung eines Ausspruches Aleanders entstanden" (Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation I, 1907, S. 208). In der Weise, wie er damals von den erregten Lutheranhängern kolportiert wurde, ist er sicher nicht gefallen. Daher scheidet er doch wohl auch heute aus der Diskussion wohl mit Recht aus[5].

Ganz sicher wird **Papst Innozenz** X. mit Unrecht beschuldigt, daß er an den 30 Jahren Blutvergießens noch nicht genug gehabt hätte. Es handelt sich um den Protest, den Innozenz X. i. J. 1650, also zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden, gegen mehrere seiner Artikel, und zwar unter Zurückdatierung auf das Jahr 1648 erließ, weil diese Artikel, wie z. B. die Unterdrückung einer ganzen Reihe von Bistümern, nicht gutgeheißen werden konnten. Wörtlich

schreibt er: „Mit großem Schmerze haben wir erfahren, daß durch verschiedene Artikel . . . das schwerste Unrecht gegen die katholische Religion, den Dienst Gottes, und den römischen apostolischen Stuhl geschehen ist . . .“ Nur gegen diese Artikel, die er nicht als gültig anerkennen kann, protestiert der Papst. Von einer Verlängerung des Blutvergießens war keine Rede. Mit Absicht hatte der Papst sogar mit der Veröffentlichung des Protestes gewartet, bis auch die Gefahr von Repressalien der Schweden durch ihren Abzug aus den bisher besetzten Gebieten von den deutschen Katholiken abgewendet war [6].

Die **Hugenottenkriege!** R. scheint allen Ernstes daran zu glauben, daß auf dem Programm der Hugenotten Religionsfreiheit für sie und die Katholiken gestanden habe. Mit Entrüstung würden das die alten Hugenotten zurückgewiesen haben. Hören wir Calvin selbst in der Defensio orthodoxae fidei, 1554 (Calvini Opera VIII, 453 ff.), wo es u. a. heißt: „. . . eine rechtschaffene Obrigkeit wird nicht nur die wahre Lehre schirmen, sie wird nicht nur die weniger Geneigten zum Glauben zwingen, sondern auch, damit Christus in dem Staat, in welchem sie durch seine Gnade herrscht, die ihm gebührende Stelle behalte, seinen heiligen Namen und seine Lehre nicht verhöhnen und angreifen lassen . . . Die Ketzer töten durch das Gift ihrer Lehren die Seelen, und die Obrigkeit sollte ihre Leiber schonen? . . . Gott hat befohlen, daß man jene töte, die das (israelitische) Volk zur Abgötterei zu verführen suchten . . . Sie mögen nun Gott selbst der Grausamkeit beschuldigen, jene, die den Abfall vom wahren Glauben als ein leichtes Vergehen betrachten. Wer angesichts dieses göttlichen Befehls noch behaupten will, daß es unrecht sei, die Ketzer und Gotteslästerer zu strafen, der macht sich mit Wissen und Willen einer Gotteslästerung schuldig . . . Gott fordert, daß ganze Städte zerstört und ihre Einwohner getötet werden, wenn sie dem Götzendienste sich zuwenden. Daraus mögen jene Barmherzigen, die der Ketzerei Straflosigkeit zusichern wollen, ersehen, wie wenig sie mit dem Gebote Gottes übereinstimmen. Um der Kirche den Vorwurf allzu großer Strenge zu ersparen, möchten sie zugunsten eines einzigen Menschen verderblichen Irrtümern freien Lauf lassen. Gott aber fordert, daß ganze Städte niedergerissen und alle ihre Einwohner vertilgt werden“. Auf die alttestamentlichen Stellen also gegen die Duldung des Götzendienstes baut Calvin seine Anschauung von der Nichtduldung abweichender Lehre auf. Noch 1559 schreibt Calvin in seiner Erklärung zum Propheten Zacharias: „Falsche Lehren verbreiten ist ein größeres Verbrechen als einen unschuldigen Menschen ermorden, einen Gast vergiften oder Hand an den eigenen Vater zu legen. Alle sonstigen Uebeltaten reichen nicht an dieses schreckliche Verbrechen heran“ (Opp. XLIV, 348). Die Staatsanschauung, zu welcher Calvin sich bekennt, ist daher, wie der protestantische Historiker G. Beyerhaus (Studien zur Staatsanschauung Calvins, Berlin 1910, S. 150) sagt: „schlechterding unvereinbar mit dem Prinzip der Duldung“.

Eine ganze Wolke von Zeugen könnte dafür angeführt werden, daß so, wie Calvin, der Lehrer, auch der ganze Calvinismus gedacht hat. Es sei genug mit dem Hinweis, daß alle calvinischen offiziellen Glaubensbekenntnisse das Recht und die Pflicht der Obrigkeit hervorheben, abweichende Lehren mit Gewalt zu unterdrücken. Nehmen wir als Beispiel etwa das französische von 1559, das sagt, „wir glauben, daß Gott . . . das Schwert in die Hand der

Obrigkeit gelegt hat, um die Sünden zu unterdrücken, nicht nur gegen die zweite Tafel (d. h. das 4. bis 10. Gebot), sondern auch die gegen die erste Tafel" (Müller, Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche, S. 232), oder das niederländische, das man zur Beurteilung der Schärfe des Kampfes in den Niederlanden beachten muß: „Es ist Pflicht der Obrigkeit, . . . das Reich des Antichrist (damit ist die katholische Kirche gemeint), zu zerstören . . . und dafür zu sorgen, daß die reine Lehre überall gepredigt werde" (Müller, S. 248), oder das schottische von 1560: „Wir bekennen, daß es das Amt der Könige, Fürsten und Obrigkeiten ist, die reine Religion zu schützen und die befleckte zu reinigen, denn . . . sie sind dazu eingesetzt, allen Götzendienst und allen Aberglauben . . . zu unterdrücken, was man an David, Josaphat, Ezechias, Josias und den anderen Königen sehen kann", oder endlich das ungarische von 1562: „Ihre (der Obrigkeiten) Sache ist vor allem, die Ehre Gottes zu schützen, die Götzenbilder zu zerstören, den Götzendienst und die, welche Messe lesen, zu bestrafen." Welches aber die Götzendiener seien, lernte jedes Kind aus dem reformierten Katechismus, dem Heidelberger: Die Messe ist im Grund nichts anderes denn eine Verleugnung des einigen Opfers und Leidens Jesu Christi und eine vermaledeite Abgötterei" (Müller S. 704 u. 315 ff.)[7].

Daher wurde dann auch praktisch überall, wo der Calvinismus zur Macht kam, der Katholizismus mit äußerster Gewalt und unter Durchführung der Todesstrafe unterdrückt. Wäre er in Frankreich zum Siege gekommen, so wäre er ebenso ausgelöscht worden wie in Genf oder Schottland. Das ist der Grund, weshalb es in Frankreich, dem Heimatlande Calvins, in dem seine Lehre begeisterte Aufnahme fand, zum Kriege kommen mußte und weshalb diese Kriege von beiden Seiten so erbittert geführt worden sind. Man mag die Ueberzeugungstreue der Calvinisten, ihrer rücksichtslosen Durchsetzung ihrer Ideale alle Anerkennung zollen. Aber nichts ist verkehrter, als sie anzusehen als Verfechter moderner Gewissensfreiheit. Daher ist die ganze Darstellung, die R. von den Hugenotten gibt, unhaltbar. Ganz abgesehen davon, daß er nichts von den zahlreichen Katholiken weiß, die als Opfer ihres Glaubens unter den ausgesuchtesten Martern in Frankreich und England gestorben sind.

Das zur allgemeinen Richtigstellung. Im einzelnen ist wieder alles, was R. anführt, geschichtlich unhaltbar. Daß der „Kopf Colignys nach Rom geschickt worden sei", ist ein altes, längst abgetanes Märchen[8]. Wenn ferner Coligny wirklich in Chatillon den Katholiken noch Glaubensfreiheit zugestanden haben sollte, wofür ich aber kein Zeugnis finde, so wäre es in einem weitaus überwiegend katholischen Lande, unter einem katholischen Könige gewesen. Als Herr Frankreichs hätte Coligny nie daran gedacht, den Katholiken die Ausübung ihres Glaubens zu gestatten. Wenn man die in der Tat harten Schreiben Pius V. nach dem Siege von Jarnac heranzieht, so sollte man auch nicht vergessen, zu erwähnen, welche Greueltaten der Papst beklagen mußte und anführte, die an den Katholiken von den Hugenotten begangen worden waren.

Nur noch ein paar Worte zu den letzten R.schen Angaben. **Dante** ist keineswegs i. J. 1864 verdammt worden. Im Gegenteil ist er von den Päpsten trotz seiner scharfen Sprache gegen Bonifaz VIII. und gegen Mißbräuche, die er an einzelnen Stellen seiner Divina Commedia der Kurie vorhält, hoch geehrt worden. Leo XIII. hat eine eigene Professur für Dantestudien in Rom

errichtet. Wie R. zu seinem Irrtum gekommen ist, wird einem sofort klar, wenn man bei Chamberlain, Grundlagen II, S. 621, liest, daß die von Dante in seiner Schrift ‚De Monarchia‘ vertretenen Grundsätze über das Verhältnis von Staat und Kirche durch die Sätze 75 und 76 des Syllabus Pius' IX. v. J. 1864 getroffen seien oder, wie sich Chamberlain für R. mißverständlich ausgedrückt hat, „einem zweifachen Anathem verfallen sind“. R. hat das wohl allzu eilig gelesen und den Syllabus, der mit Dante natürlich überhaupt nichts zu tun hat, zu einer ausdrücklichen Verdammung Dantes gemacht und aus seinen Erinnerungen dann das von der Kloake hinzugesetzt[9].

Pius IX. hat am 18. Januar 1874 weder vor internationalen Pilgern noch über Deutschland gesprochen, sondern zu neapolitanischen Pilgern über Dinge, die diese angingen. Die fragliche Aeußerung hat er überhaupt nicht getan[10].

Einen solchen **Priestereid**, wie R. sagt, gibt es nicht. Es gibt wohl einen reinen Glaubenseid, der aber auch gar nichts mit dem zu tun hat, von dem R. schreibt.

Ebensowenig ist im **Bischofseid** auch nur ein Wort, das den konfessionellen Gegensatz verschärfen oder die Liebe zu den Andersgläubigen verletzen könnte. Die Angabe von R. stimmt nicht[11].

Daß gar **Luther** als niederträchtiger Lump der römischen Lehre in allen Staaten gelte, bedarf keiner Widerlegung. Nirgendwo wird R. diese Behauptung belegen können. Wohl aber wird ein Blick in die katholischen kirchengeschichtlichen Lehrbücher ihm zeigen, daß man gern den religiösen Ernst Luthers und seinen Reformwillen anerkennt.

Und endlich die **letzten Pontifikate**. Ist denn wirklich alles vergessen worden, alle Bemühungen Benedikts des XV. für das unter dem Kriege und den Kriegsfolgen leidende Deutschland, seine Sammlungen und Hilfsspendungen, seine Bemühungen für die Gefangenen, und so vieles andere, dessen auch der sich erinnern sollte, der nicht weiß, wie sehr dieser Papst von den Gegnern Deutschlands angefeindet worden ist, weil er deutschfreundlich sei und weil er wirklich Deutschland vor dem bitteren Kriegsausgange bewahren wollte?[10a] Oder gar, wie kann R. von **Pius** XI. sprechen, daß „dessen Politik ganz eindeutig im Zeichen einer neuen, alle Instinkte der Inquisition aufpeitschenden Gegenreformation“ stehe, „um das germanische Deutschland für immer zu brechen“. Man greift sich an den Kopf, wo ist auch nur der Schatten vom Schatten des Beweises für eine solche Behauptung? Pius XI., der Papst, der Deutschland liebt, nicht nur, weil er der Vater aller Katholiken ist, sondern auch, weil er sich als Gelehrter und als seeleneifriger Priester seit je mit ihm verwachsen fühlte, der als Student nicht ruhte, bis er die deutsche Sprache beherrschte, als Bibliothekar in Mailand seine freie Zeit der Deutschen-Seelsorge widmete, der als Nuntius in Polen das Ziel der schärfsten Angriffe war, weil er den deutschen Kardinal Bertram in seiner Abwehr des Mißbrauchs kirchlicher Mittel seitens der polnischen Propaganda im oberschlesischen Abstimmungsgebiete energisch unterstützt hatte, Angriffe, die so stark waren, daß nur mit zwei Stimmen Mehrheit ein Antrag im polnischen Landtage abgewiesen werden konnte, dem Nuntius die Pässe zu übergeben, d. h. ihn auszuweisen, der als Papst immer wieder Beweise seiner Liebe zu Deutschland gegeben, der alles getan hat, den deutschen Notleidenden zu helfen, der in der schweren Zeit unserer wirtschaft-

lichen Depression deutschen Gelehrten, und zwar protestantischen so gut wie katholischen, die Mittel der Fortsetzung ihrer Forschungen gegeben hat! Wahrlich, so wie er dachte nicht jener weltbekannte deutsche Gelehrte, der mir selbst freudestrahlend von der Großzügigkeit des Papstes erzählte, da dieser sozusagen mit dem letzten, was er zur Verfügung stellen konnte, ihm, dem Protestanten, geholfen hatte, und zwar mit derselben Summe, mit der er kurz zuvor einem ebenso berühmten deutschen katholischen Gelehrten beigesprungen war. Und wer kämpft denn um die Erhaltung der deutschen Sprache im religiösen Leben Südtirols, um deutschstämmige Priester daselbst, wenn nicht Pius XI.? Und das mit Erfolg!

Zum Schlusse erhebe ich wieder die Frage, wie schon zweimal früher am Schlusse der anderen beiden Teile: Ist auch nur eine der hier behandelten Stellen, die von R. zur Geschichte der Kirche in der Neuzeit niedergeschrieben worden sind, richtig? Und wieder muß die Antwort lauten: Auch nicht eine einzige! Entweder sind sie gänzlich verfehlt oder in wesentlichen Teilen unrichtig.

Ein letztes Wort! Immer wieder wirft R. der Kirche Verfolgungssucht, Gehässigkeit, erbarmungslose Unduldsamkeit, vor. Die Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts läßt er vor dem Leser auflodern. Kann es geschehen, ohne daß der Leser, der der Geschichte unkundig ist, der alles für richtig hält, weil es gedruckt ist, in die schärfste antikatholische Stimmung hineinversetzt, seinen katholischen Mitbürgern in der tiefsten Seele entfremdet wird?

Wir Katholiken denken ganz anders. Wir wissen, daß wir vor Gott die heilige Pflicht haben, gerade indem wir unsere Kirche lieben, auch die Andersgläubigen zu lieben. Um mit den Worten des edlen, i. J. 1923 allzu früh verstorbenen Kölner Weihbischofs Dr. Stoffels zu sprechen: „Der Kirche anzugehören und in ihr an Christi Werk sich mühen zu dürfen, ist das große Glück der Kinder der Kirche. Gewiß, Gott führt sein Regiment groß und weit. Die Kirche engt ihn nicht ein. Wir können seinem Gnadenwirken keine Grenze ziehen, auch nicht etwa die Grenzen, die mit denen der Kirche zusammenfielen. Alles Gute, auch außerhalb der Kirche, wird durch ihn gestützt. Wir kennen die katholische Lehre von der inneren Zugehörigkeit zur Kirche derer, die ohne ihre Schuld außerhalb der sichtbaren Kirche stehen, aber durch die heiligmachende Gnade mit Christus und durch ihn mit dem Vater, auch mit der Seele der Kirche verbunden sind[12]." Und wie hier der Erzieher junger Theologen zu künftigen Priestern, genau so hat Pius IX., der Papst des so viel mißdeuteten Syllabus, gesprochen, wenn er in einer Allokution vom 9. Dezember 1854 sagte, „daß es ganz sicher ist, daß die, welche die wahre Religion nicht erkennen, wenn dieses Nichterkennen unüberwindlich ist, wegen dieser Unkenntnis keine Schuld vor Gott haben. Nun aber, wer wollte sich anmaßen, die Grenzen dieses Nichterkennens zu bestimmen, im Hinblick auf die Verschiedenheit und Art der Völker, Länder, Geister und so vieler anderer Umstände[13]".

Die Kirche ist nicht unduldsam, wenn sie auch an dem Worte und Verlangen ihres göttlichen Meisters festhält, daß ein Hirt und eine Herde werde. Nichts liegt uns Katholiken sehnlicher am Herzen, als der Friede, aufrichtiger, vertrauensvoller Friede mit unseren nichtkatholischen Brüdern in Deutschland. Ist es denn so schwer, uns zu verstehen? Ist es wirklich möglich, daß ein Mann

wie R. von Katholiken und ihrer Kirche spricht, als lebte er auf einem anderen Planeten? Hat die Kirche nicht wenigstens das Recht — will man schon all ihr Gutes und Großes verschweigen, alles, was Menschliches in fast 2000 Jahren von ihren Gliedern geschehen sein mag, ins grelle Licht stellen —, hat sie nicht das Recht, daß man wenigstens nur das sagt, was wahr ist? Wäre es wirklich unmöglich, daß der Autor selbst sein Buch, das nun doch voller Irrtümer ist, zurückzöge? Müßte es nicht eigentlich geschehen? Wie soll unser Vaterland in seiner schweren Not gesunden, wenn nicht der Respekt vor dem Religiösen, die Achtung vor fremder Ueberzeugung das ungeschriebene Grundgesetz des öffentlichen Lebens wird?

In heißer Liebe zum Vaterlande und zur Kirche sind diese Prüfungen des vielgenannten Buches vorgenommen worden, nur in dem einen Bestreben, daß sie leidenschaftslos gerecht, streng wissenschaftlich und wahrhaftig, für die Zukunft positiv aufbauend seien. Das Wort des Herrn leuchtete ihnen voran:

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" Jo. VIII, 32.

II.

Zur Heiligen Schrift

Erster Abschnitt

Das Alte Testament (A. T.)

Zur Heiligen Schrift gehören das ganze Neue **und** Alte Testament. Nie hat die katholische Kirche anders gelehrt. Ihr ist das Alte Testament so gut wie das Neue scriptura divinitus inspirata „von Gott eingegebene Schrift" (2 Tim. 3, 16). Alle, die seit Marcion aus gnostischem Dualismus oder falsch verstandenem Antijudaismus heraus ein Christentum ohne Altes Testament fordern zu sollen glaubten, fanden in der Kirche eine unversöhnliche Gegnerin. Diesen in ständigem Kampfe behaupteten und gefestigten Standpunkt wird die Kirche auch gegenüber den neuesten Angriffen nicht preisgeben, sie könnte es nicht, ohne sich selbst preiszugeben. Das muß R. selbst zugestehen: „Sie haben ganz recht, wenn sie erklären: daß, falls das ‚Alte Testament' oder das Nicaeische Glaubensbekenntnis aus dem Bau der Kirchen gezwängt werden würden, dann die Ecksteine fehlten, der ganze Bau also zusammenstürzen müsse" (S. 133).

Nun ist aber gerade die Tatsache, daß das Alte Testament „Eckstein" im Bau der Kirchen, der katholischen wie der gläubig evangelischen, ist, für R. einer der vielen Steine des Anstoßes, die er am Kirchenglauben findet, die für ihn die Anerkennung dieser Kirchen durch den deutschen Menschen zur Unmöglichkeit, zur schlimmsten Sünde gegen die Stimme des nordischen Blutes werden lassen. R. kann es Luther nicht verzeihen, daß „er in Worms die Hand zugleich auf das Neue **und** Alte Testament legte" (S. 129). „Die größte Sünde des Protestantismus aber war es, anstatt auf sie (nämlich die frohe Botschaft der deutschen Mystik) zu hören, das sogenannte (!) Alte Testament zum Volksbuch gemacht und den jüdischen Buchstaben als Götzen hingestellt zu haben" (S. 218).

R.s Ueberschätzung der nordischen Rasse, seine unbedingte Absage an alles Jüdische ließ ihm schließlich ja auch keine andere Wahl. Für ihn ist das A. T. ein rein jüdisches Werk, er nennt es „jerusalemitisch" (S. 13), „jüdischer Buchstabe" (S. 218), die „Judenbibel" (S. 245, 250), der gegenüber es für den nordischen Menschen nur **eine** Haltung gibt: restlose Ablehnung! Für die von R. gepredigte neue deutsche Religion bleibt nur **eine** Konsequenz:

„Abgeschafft werden muß demnach ein für allemal das sogenannte Alte Testament als Religionsbuch. Damit entfällt der mißlungene Versuch der letzten anderthalb Jahrtausende, uns geistig zu Juden zu machen, ein Versuch, dem wir u. a. auch unsere heutige materielle Judenherrschaft zu danken haben" (S. 603). „Denn an Stelle der alttestamentlichen Zuhälter- und Viehhändlergeschichten werden die nordischen Sagen und Märchen treten, anfangs schlicht erzählt, später als Symbole ergriffen. Nicht der Traum von Haß und mordendem Messianismus, sondern der Traum von Ehre und Freiheit ist es, der durch nordische, germanische Sagen angefacht werden muß" (S. 614). „Diese doch kommende Zeit aber bejaht sowohl das Straßburger Münster wie die Wartburg, verneint jedoch das anmaßende römische Zentrum ebenso wie das jerusalemitische Alte Testament" (S. 13).

Es geht hier nicht mehr bloß um eine von der protestantischen Bibelkritik wohl hier und da geforderte „Reinigung" des Alten Testamentes, sondern um vollständige Aufgabe. Als letzter Grund dieser unbedingten Absage an das Alte Testament enthüllt sich in diesen Aeußerungen klar die Tatsache, daß R. in ihm nicht mehr zu sehen vermag als die „jüdische Bibel", deren Anerkennung das Christentum letztlich zu einer „jüdischen" Religion werden ließ. Der Katholizismus ist deshalb „jüdisch-römische Weltanschauung" (S. 252). Weil die Reformation sich nicht vom Alten Testament frei zu machen vermochte, ist auch sie schuld, daß „der Wertmesser für unser Seelenleben außerhalb des deutschen Wesens lag, wenn auch erdkundlich nicht so klar feststellbar wie im Falle des ‚Antichrist' in Rom" (S. 129). Dadurch, daß die Bibel ein Volksbuch und die alttestamentliche Prophetie Religion geworden war, „war die Verjudung und Erstarrung unseres Lebens um einen neuen Schritt vorwärts getrieben, und es ist kein Wunder, daß fortan blonde deutsche Kinder allsonntäglich singen mußten: Dir, dir, Jehova, will ich singen, denn wo ist wohl ein solcher Gott wie du . . ." (S. 129).

Es muß hier eine Zwischenbemerkung eingeschoben werden. R. ist keineswegs der erste, der vom Standpunkt des nordischen Menschen das Alte Testament als jüdisches Geisteserzeugnis bekämpft. Paul de Lagarde und der unmittelbare Lehrmeister R.s, Houston Stewart **Chamberlain,** hatten schon vor Jahrzehnten ähnliche Meinungen, wenn auch weniger konsequent und heftig, vertreten. In der Nachkriegszeit ist es vor allem Friedrich **Delitzsch** gewesen, der in seiner Schrift „Die große Täuschung" (Stuttgart und Berlin 1920) das Alte Testament „für die christliche Kirche und damit für die christliche Familie" für „vollkommen entbehrlich" erklärte und dann fortfuhr: „Es wäre ungleich ratsamer, daß wir uns von Zeit zu Zeit in die tiefen Gedanken versenken würden, die unsere deutschen Geistesheroen über Gott und Jenseits und Unsterblichkeit gedacht haben" (S. 95).

Von anderen, die ähnliche Lehren verkündigten, braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden. R. darf als ihr lautester und prominentester Exponent angesehen werden.

Was ist nun zu den maßlosen Vorwürfen R.s zu sagen? Ist denn wirklich das Christentum durch die Uebernahme des Alten Testamentes verjudet? Dadurch schuld „an der heutigen materiellen Judenherrschaft" (S. 603), an der „Verjudung und Erstarrung unseres Lebens" (S. 129)? Ist überhaupt das Alte Testament im letzten Sinne „jüdische Bibel"?

Ehe wir auf die durch die Diskussion um das A. T. aufgeworfenen Fragen eingehen, müssen wir erst in aller Deutlichkeit auf das Grundsätzliche hinweisen: entweder sind wir Christen und dann **mit** der **ganzen** Heiligen Schrift, mit N. T. **und** A. T. oder wir sind keine Christen. Denn Jesus Christus ist in seiner Person, seinem Leben, seinem Wort, seinem Werk unzertrennlich mit dem A. T. verknüpft. Wer darum aus Rassewertungen heraus das A. T. verwirft, lehnt Jesus Christus ab. (Wie R. sich dieser Konsequenz durch eine mehr oder weniger willkürliche Unterscheidung vom „positiven" und „negativen Christentum" entzieht, davon später auf S. 79.)

Als die Kirche das Alte Testament für verbindlich und als Heilige Schrift erklärte, tat sie das nicht, um etwa dem Judentum entgegenzukommen, um das „Hebräische Parasitenvolk" zu „vergötzen" (S. 12). Sie tat nichts anderes, als was ihr göttlicher Stifter auch getan hat. Wenn historische Dokumente noch irgend etwas gelten, so kann und darf man die Anerkennung des Alten Testamentes durch Christus und seine Apostel nicht in Zweifel ziehen[1]. Es heißt alle Regeln historischer Forschung mißachten und die Persönlichkeit Jesu gründlich verkennen, wenn R. mit de Lagarde sagt: „(Erst) Paulus hat das Alte Testament in die Kirche gebracht"(S.457).

Christus weiß sich eng mit dem Alten Testament verbunden. „Glaubt nicht, ich sei gekommen, Gesetz und Propheten aufzuheben. Nicht um sie aufzuheben, bin ich gekommen, sondern um sie zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, kein Strichlein und kein Häklein wird vom Gesetze vergehen, bis Himmel und Erde vergehen, bis alles in Erfüllung gegangen ist" (Mt. 5, 17 f.). Den reichen Jüngling verweist Jesus auf das Gesetz: „Halte die Gebote!" (Mt. 19, 17; vgl. Mk. 10, 19; Lk. 18, 20).

Die Schrift (d. i. das Alte Testament) muß nach Jesu eigenen Worten an ihm in Erfüllung gehen (Lk. 22, 37; 24, 44; Jo. 5, 39). Damit die Schrift erfüllt würde, mußte die **Jungfrau** den Sohn gebären (Is. 7, 14), mußte Jesus in **Bethlehem** geboren werden (Mich. 5, 2), mußte die **„Stimme des Rufenden in der Wüste"** (Is. 40, 3) in Johannes dem Täufer hörbar werden. Damit die Schrift erfüllt würde, wurde Christus, **„der Hirte geschlagen"** (Zach. 13, 7), seine **Kleider wurden geteilt** (Ps. 21, 19), aber **kein Gebein** durfte ihm **zerbrochen** werden (2. Mos. 12, 46). Und gemäß der Schrift (Zeichen des Jonas) stand Jesus am dritten Tage **von den Toten wieder auf** und in Erfüllung der Prophezeiung Joels (2, 28—32) kam der **Heilige Geist**.

Jesus beruft sich darauf, daß die heiligen Schriften seines Volkes in ihren Vorbildern, in ihren Hoffnungen und in ihrer Adventssehnsucht von ihm sprechen. Er weiß, daß er vom Vater gesandt ist, um von alters her gegebenes

göttliches Wort einzulösen und sein Volk und die Welt zu erretten. Eine Szene sei beispielshalber ganz erzählt:

„So kam er nach Nazareth, wo er aufgewachsen war. Seiner Gewohnheit gemäß ging er am Sabbat in die Synagoge und erhob sich zum Vorlesen. Man reichte ihm das Buch des Propheten Isaias. Er rollte das Buch auf und traf die Stelle, wo geschrieben stand:

‚Der Geist des Herrn ruht auf mir;
er hat mich gesalbt,
den Armen die frohe Botschaft zu bringen;
er hat mich gesandt (gebrochene Herzen zu heilen),
den Gefangenen Befreiung,
den Blinden das Augenlicht,
den Unterdrückten Erlösung zu verkünden,
ein Gnadenjahr des Herrn
(und einen Tag der Vergeltung) auszurufen.'

Dann rollte er das Buch zusammen, gab es dem Diener und setzte sich. Aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Und er begann zu ihnen zu sprechen: **‚Heute ist diese Schriftstelle, die ihr soeben vernommen, in Erfüllung gegangen'** (Lk. 4, 16—21).

Auch die Apostel berufen sich, ganz im Sinne ihres Herrn, auf das Alte Testament. Ihre Predigt bei den Juden gipfelt immer wieder in dem Nachweis, daß in Christus die Weissagungen der Heiligen Schriften in Erfüllung gegangen sind. Die von den Aposteln und Apostelschülern geschriebenen Evangelien und Briefe sind ein einziger Niederschlag dieser mit dem A. T. innigst verbundenen urchristlichen Predigt. Und es geht nicht an, einen Gegensatz zwischen dem „Pharisäer" Paulus und dem „Aristokraten" Johannes konstruieren zu wollen, alle Apostel sind in gleicher Weise wie ihr göttlicher Lehrmeister davon durchdrungen, daß in den Schriften des Alten Bundes ihnen „Heilige Schriften" gegenüberstanden.

Da die Kirche sich aufbaut auf dem Grundstein Jesus Christus, so ist sie wie Christus in ihrer Predigt, in ihrer Frömmigkeit, mit dem Alten Testamente verbunden. Es ist gar nicht möglich, in wenigen Sätzen aufzuzeichnen, wie innig, stark, lebendig und fruchtbar diese Verbindung durch neunzehn Jahrhunderte hindurch gewesen ist, und wie sie bleiben wird bis an das Ende der Zeiten. In den Gebeten des A. T. beten auch wir, die Priester täglich die Psalmen, wir alle in der heiligen Messe (Amen, Alleluja, Hosanna), wie alle täglich („Aller Augen warten auf dich, o Herr"). Und das ist uns keine „artfremde" Sprache. In den Symbolen des A. T. erfassen wir das Opfer der hl. Messe (das Opfer nach der Ordnung des Melchisedech, Christus das wahre Osterlamm, „Nun Isaak ist geschlachtet"), in den Worten des A. T. singen wir („Es ist ein Ros' entsprungen", „Tauet, Himmel, den Gerechten"), und es sind uns vertraute, uns **anheimelnde** Gesänge. An dem Gottvertrauen des A. T. richten auch wir uns auf („der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit"). Zu unserer Ehe spricht die Kirche „es segne euch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs", und in der Liturgie der Kirche erstrahlen in Schönheit das „Rorate, coeli" und die Klagelieder des Karfreitags.

Die Kirche Christi, ja die ganze Christenheit, ehren die Heiligen Schriften. Generationen schrieben sie ab, umgaben sie mit Kostbarkeiten; anderthalb Jahrtausend zählen unsere ältesten Handschriften, an Wert mit Gold nicht aufzuwiegen, in ungezählte Sprachen und Dialekte sind die Heiligen Schriften übersetzt.

Klar ist die zuletzt auf dem Vatikanischen Konzil ausgesprochene Lehre der katholischen Kirche: „daß die heiligen Bücher unter Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben sind, Gott zum Urheber haben und als solche (d. h. als inspirierte Schriften) der Kirche selbst übergeben sind“[2]. Es würde hier zu weit führen, diesen „Zwangsglaubenssatz“ im einzelnen zu begründen und zu erklären. Es mag genügen, auf das heute besonders zu empfehlende Buch von N. Peters „Unsere Bibel. Die Lebensquellen der Heiligen Schrift“ (Paderborn 1929) zu verweisen, wo alles Nähere (S. 43—46) nachgelesen werden kann. — Wer das Alte Testament verwirft, verwirft Christus, verwirft die Apostel, verwirft die Kirche, sagt sich los von der Christenheit, verleugnet die Entwicklung der letzten Jahrhunderte!

Es ist für uns außer Zweifel, daß wir dem Worte Christi und der Kirche unserer Väter glauben, denen das A. T. ein **Buch Gottes** ist. Aber selbst den Nichtchristen ist oft das A. T. heilig, wenn nicht als Buch Gottes, so dann doch als Menschheitsbuch. Als Zeugen seien nur einige Männer aufgeführt, die für R. Autoritäten ersten Ranges sind (siehe das Namensverzeichnis zum „Mythus“!). So bekennt z. B. **Goethe** „Ich für meine Person halte die Bibel[3] lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Art wirksam gewesen“[4]. „Wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die Heiligen Schriften veranlaßt werden, so kehren wir immer wieder zu denselben zurück als den erquicklichsten, obgleich hier und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern[5].“ Auch **Nietzsche** steht voll Bewunderung vor dem Alten Testament: „Im jüdischen Alten Testament, dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Reden in einem so großen Stile, daß das griechische und indische Schrifttum ihm nichts zur Seite zu stellen hat. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Ueberbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den ‚Fortschritt der Menschen‘ bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben. . . . Der Geschmack am Alten Testament ist ein Prüfstein in Hinsicht auf ‚groß‘ und ‚klein‘ . . .[6].“ Diesen Stimmen ließen sich noch viele anfügen, und es muß schon dabei bleiben: Das Alte Testament ist ein ewiges Menschheitsbuch von so unvergänglichem religiösen und ästhetischen Wert, daß er nicht nach Zeitaltern und Rassen gemessen werden kann. Und überdies: es ist ein Buch Gottes!

Grundsätzliche und radikale Ablehnung des A. T. ist möglich für den, der nicht an einen Gott glaubt, der sich offenbaren könne. Einem solchen Nichtoffenbarungsgläubigen ist das A. T. nur ein Menschenwerk, und wenn es dann für ihn das Werk eines Volkes ist, das er überdies als aller edlen Leistung unfähig ansieht, so **muß** er es ja ablehnen, ganz unabhängig von einer Prüfung seines etwaigen Wertes. Für R. aber ist Religion auf keinen Fall „das Anerkennen gewisser übersinnlicher Lehren als Zwangsglau-

bensjätze (Dogmen)" (S. 608). Dafür, daß eine Religion sich auf göttliche Offenbarung beruft und diese in Heiliger Schrift und Tradition hinterlegte Offenbarung eines persönlichen Gottes zu ihrer Grundlage macht, wird man also bei R. kein Verständnis erwarten können. Die christliche Bibel insbesondere wird er niemals als **Heilige** Schrift göttlichen Ursprungs und deshalb zum Glauben verpflichtend anerkennen können.

Wer aber an einen überweltlichen, persönlichen Gott glaubt, der kann keinen Anstoß daran nehmen, daß dieser Gott sich dem jüdischen und nicht etwa dem germanischen Volke geoffenbart hat. Welcher Mensch könnte das Recht für sich in Anspruch nehmen, darüber mit Gott zu rechten? Und steht es einmal fest, daß Gott sich geoffenbart hat, so bleibt dem Menschen nur eine Antwort: gläubige Hinnahme des göttlichen Wortes. Denn dieses Wort Gottes gilt überall und für alle, hat übernationalen und überrassischen Charakter. Die Offenbarung Gottes mag an einen jüdischen oder nordischen Menschen ergangen, mag also in jüdische oder nordische Form gegossen sein, was wir vernehmen, was uns verpflichtet, ist weder jüdisches noch nordisches, sondern göttliches Wort.

Es wäre falsch, wollte man den menschlichen Faktor bei der Ueberlieferung und Niederschrift der Offenbarung übersehen und ausschalten, ebenso falsch aber ist es, den Inhalt der Offenbarung, etwa den Gottesbegriff des Alten Testamentes, als „blutgebunden" (S. 11) und deshalb für Menschen anderen Blutes als nicht verbindlich hinzustellen. In dieser Sicht ist die Formulierung „jüdische Bibel" zum mindesten zweideutig. Richtig ist die Bezeichnung des Alten Testamentes, wenn man damit sagen will, daß Gott seine Offenbarungen den Juden anvertraut hat und durch jüdische Menschen aufzeichnen und der Nachwelt überliefern ließ; falsch aber, wenn man damit den gesamten Inhalt der Heiligen Schrift als jüdisch-menschliches Geistesprodukt und deshalb als anderen Rassen wesensfremd und unannehmbar bezeichnen wollte, wie es R. offenbar tut.

Das Christentum ist also schon deshalb nicht „verjudet", weil es das Alte Testament nicht als „jüdisches", sondern als göttliche Offenbarung enthaltendes Buch übernahm. Gerade die Tatsache der „Erfüllung" aller Offenbarung in Jesus Christus hinderte die Kirche vor einer Ueberschätzung des Alten Testamentes, lehrte sie zu unterscheiden „zwischen dem, was vorübergehenden Wert hatte, und dem, was ewigen Wert haben sollte" (Faulhaber). Das Alte Testament steht vor uns nicht als etwas Absolutes, in sich Geschlossenes, sondern als etwas über sich Hinausweisendes, der Erfüllung Harrendes. Wir wissen, wie scharf die Urkirche gegen eine Verabsolutierung insbesondere des mosaischen Gesetzes kämpfen mußte, gegen eine judenchristliche Strömung, die den Heiden erst zum Juden machen wollte, ehe er Christ werden könnte. Sie konnte sich auch hierbei auf Christus berufen, der selbst vor allem in der Bergpredigt den unvollkommenen und vorbereitenden Charakter des Alten Testamentes eindringlich betonte: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt worden ist . . ., ich aber sage euch . ." (Mt. 5. 21. 27. 31. 33. 38. 43). Das Gesetz des Moses war eben „der Zuchtmeister auf Christus hin" wie Paulus sich ausdrückt (Gal. 3, 24).

Aus der Kennzeichnung des Alten Testamentes als eines „jüdischen" Machwerkes ergibt sich für R. konsequenterweise die Ablehnung der vom Alten Testament vertretenen Gottesvorstellung. Sie ist „blutgebunden", und „folglich geht uns diese syrische Lebens- und Geistesform nicht das geringste an" (S. 11). „Man stelle sich bloß ein Gesicht mit krummer Nase, hängenden Lippen, stechenden schwarzen Augen und Wollhaaren vor, um sogleich die plastische Unmöglichkeit der Verkörperung des europäischen Gottes durch einen jüdischen Kopf (geschweige denn durch eine jüdische ‚Gestalt') zu empfinden. Diese Erkenntnis allein aber müßte genügen, auch die **innere** Gottesvorstellung des Judentums, welche mit dem jüdischen Aeußeren **ein** Wesen bildet, restlos abzulehnen. **Hier** ist unsere Seele aber jüdisch verseucht worden. Das Mittel dazu waren die Bibel und die Kirche Roms. Mit ihrer Hilfe wurde der Wüstendämon (!) der ‚Gott' Europas. Wer ihn nicht wollte, wurde verbrannt oder vergiftet" (S. 294; vgl. 264). Eine eigenartige Logik, welche die Schule Friedr. Delitzsch's nicht verleugnen kann. Also weil R. der äußeren Gestalt des heutigen Juden keinen Geschmack abzugewinnen vermag, glaubt er den Gott, wie ihn die vorchristlichen Juden sich vorgestellt haben, verwerfen zu müssen[7]. Inwiefern **innere** Gottvorstellung mit dem jüdischen Aeußeren **ein** Wesen bilden sollten, ist nicht einzusehen. Wieder ist zu sagen: Wer an **einen** überweltlichen Gott glaubt, kann und darf keinen Anstoß daran nehmen, daß dieser Gott sich einem Volke fremder Rasse geoffenbart hat. Es ist unmöglich, wenn man den einen, wahren Gott meint, von einem „jüdischen", „germanischen" usw. Gott zu sprechen.

Daß der Gott des Alten Testamentes wirklich der wahre Gott ist, kann nach dem, was über den Offenbarungscharakter des Alten Testamentes gesagt wurde, nicht mehr zweifelhaft sein. Der Glaube der Kirche steht auch hier seit Marcion unbeirrbar fest. Mehr als einmal hat die Kirche erklärt, daß „der Gott des Alten und des Neuen Testamentes einer und derselbe ist" (Decretum pro Jacobitis). Es ist bei Berücksichtigung des Entwicklungsmomentes in der Offenbarung nicht zu verwundern, daß der alttestamentliche Gottesbegriff noch nicht auf der Höhe des Neuen Testamentes steht. Keineswegs aber berechtigen diese anerkannten Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten des Alten Testamentes zu dem summarischen Urteil R.s, daß der „kosmische Gott" nicht „mit den zweifelhaften Niederschlägen des Alten Testamentes identisch sein" könne (S. 11)[8].

Wo R. versucht, den Gottesbegriff des Alten Testamentes näher zu umreißen, ist die gleiche Verzeichnung zu konstatieren, die sich schon bei Friedr. Delitsch in seiner „Großen Täuschung" findet. Es ist R. unmöglich, von Jahwe anders zu sprechen als von dem „Wüstendämon" (S. 294), dem „zu Gott erhobenen Dämon", dem „Gottestyrannen" (S. 247). „Der über allem thronende, unnahbare furchtbare Gott, das ist der Jahwe des sogenannten Alten Testamentes, den man mit Zittern lobt und in Furcht anbetet. Er schafft uns alle

aus dem Nichts, er verrichtet, wenn es ihm paßt, zauberische Wundertaten und bildet die Welt zu seiner Verherrlichung" (S. 246). Das Johannes-Evangelium soll verstanden werden als „die erste geniale Deutung, das Erlebnis der ewigen Polarität von Gut und Böse gegen die alttestamentliche Wahnvorstellung, daß Jahwe das Gute und das Böse aus dem Nichts geschaffen, von seiner Welt zugleich gesagt habe, sie sei ‚sehr gut', um dann selbst Anstifter von Lug, Betrug und Mordtaten zu werden" (S. 604). „Rom-Jahwe bedeutet: zauberischer Despotismus, magisches Schöpfertum aus dem Nichts (ein für uns wahnwitziger Gedanke)" (S. 248).

In solche und ähnliche lapidare Sätze kleidet R. sein Urteil über den Gott des Alten Testamentes. Man muß schon fragen, wie ein solches Urteil möglich ist! Ein gründliches, unvoreingenommenes Studium des Alten Testamentes kann nur zu ganz anderen Ergebnissen führen. Von wirklichen Fachgelehrten ist in den Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte immer von neuem herausgestellt worden, daß gerade der hochstehende sittliche Ein-Gott-Glaube eines der kostbarsten Eigengüter des Alten Testamentes, und das untrüglichste Zeichen für seinen übermenschlichen Ursprung ist[9]. Es ist eine direkte Unwahrheit, vom Christen her gesehen eine furchtbare Gotteslästerung, zu behaupten, daß Jahwe „das Gute **und das Böse** aus dem Nichts geschaffen", daß er „Anstifter von Lug, Betrug und Mordtaten" sei. Nur ganz grobes Mißverständnis einzelner alttestamentlicher Stellen könnte dem letzteren Vorwurf einen Schein der Berechtigung geben. Gerade das Alte Testament preist immer wieder die **Heiligkeit** als grundlegende Eigenschaft Gottes[10]. „Seid heilig, denn ich, der Herr, euer Gott, bin heilig!" (Lev. 19, 2; vgl. 11, 44; 21, 8). Und wenn in der Ausdrucksweise des Alten Testamentes Gott etwa die Verstockung des Pharao, der Befehl zur Ausrottung der Kanaaniter zugeschrieben wird, liegt dies letztlich in einer Ueberbetonung der Allursächlichkeit Gottes auf Kosten der sogenannten zweiten Ursache des menschlichen Willens. „Gott ist als Schöpfer naturnotwendig der erste Urheber von allem; seine Allursächlichkeit erstreckt sich also in etwa auch auf die Sünde, Schuld und Strafe der Gottlosen. Sie sind Glieder seines Weltplanes. Daß trotzdem die Sünde freie Tat des Menschen bleibt, ist ebenso sicher Lehre des Alten Testamentes, wie das Nebeneinander der Freiheit des Menschen und der Allursächlichkeit Gottes für Menschenverstand ein ‚großartiges Geheimnis' (Tridentinum) bleibt"[11].

Wer immer von dem „unnahbaren, furchtbaren" Schreckensgott des Alten Testamentes spricht, sollte nicht vergessen, hinzuzufügen, daß das „Dämonische" (um den Ausdruck einmal zu gebrauchen) oder das tremendum nur eine Seite des alttestamentlichen Gottesbegriffs ausmacht. Sicher ist in der alten Zeit das „Abstandsgefühl" des Menschen gegenüber Gott stärker betont worden. Wenn sich aber schon der göttliche Wille mit seinen hohen Forderungen gegenüber den rauhen Sitten dieser Zeit durchsetzen sollte, war eine den Christen zunächst befremdende Hervorhebung des Furchtmotivs gar nicht zu umgehen. Gerade hierin zeigt sich wieder die feine Anpassung der göttlichen Offenbarung an die jeweilige Situation des Menschengeschlechtes, und nichts wäre falscher, als eine bloße **Stufe der Offenbarung** zu verabsolutieren und von einer innerlich möglichen und tatsächlich erfolgten Entwicklung abzusehen. Zudem

werden schon in den ältesten Schriften des Alten Testamentes neben der Gerechtigkeit und Erhabenheit auch Liebe und Barmherzigkeit, Güte und Treue als ebenso selbstverständliche Eigenschaften Gottes genannt. Wer dieses lebendige und fruchtbare Neben- und Ineinander in ein Gegeneinander umdeuten will, trifft damit auch den Gottesbegriff des Neuen Testamentes. Auch hier gilt gleicherweise, daß der Christ „nicht den Geist der Knechtschaft zu neuer Furcht, sondern den Geist der Kindschaft empfangen" hat (Röm. 8, 15), und daß er sein „Heil in Furcht und Zittern wirken" soll (Phil. 2, 12).

Es ist eine direkte Umkehrung der Wahrheit, wenn R. behauptet, daß „die jüdisch-syrisch-römische Gedankenwelt" „Persönlichkeit und Gott auseinanderreißt und feindlich gegenüberstellt" (S. 395), wenn er davon spricht, daß die „vollkommene Trennung Persönlichkeit — Gott im streng jüdisch-kirchlichen ‚Christentum' weiterlebt" (S. 396). Man muß nur die feine Schrift des protestantischen Theologen J. Hempel, Gott und Mensch im Alten Testament (Stuttgart 1926)[12] lesen, um zu erkennen, wie einseitig und falsch R. über das eigentlich religiöse Verhältnis zwischen Mensch und Gott im Lichte alttestamentlicher Frömmigkeit urteilt. Daß „die römische Vorstellung des zu Gott erhobenen Dämons (!) die Vernichtung unserer willenhaften Seele, einen Attentatsversuch auf die Polarität des geistigen Wesens" bedingt, kann nur der vertreten, der mit der „Gottähnlichkeit" nicht zufrieden ist und „Gottgleichheit" der menschlichen Seele fordert (S. 247). Damit ist natürlich nicht nur der alttestamentliche und der katholische, sondern jeder christliche Gottesbegriff geleugnet.

Immer wieder kann man im Alten Testament von der unbestechlichen Gerechtigkeit Gottes lesen, die „kein Ansehen der Person kennt". Man ist also einigermaßen überrascht, bei R. das alte, viel gebrauchte Wort Marcions von „einer willkürlichen Gottesmacht und ihrer schrankenlosen Gewaltherrschaft" in neuer Betonung aufleben zu sehen (S. 75, vgl. 248). Selbst die protestantische Bibelkritik, die, eine Zeitlang auf den Spuren J. Wellhausens wandelnd, für den Gottesbegriff der älteren Bücher des Alten Testamentes ähnliche Formulierungen zu gebrauchen beliebte[13], muß heute bekennen, daß der Gott des Alten Testamentes „wirklich ein gerechter, unbestechlicher Richter ist". Das gilt schon „der alten Zeit als selbstverständlich"[14].

Ein letzter Einwand R.s ist noch kurz zu würdigen. Wiederum heißt es bei Friedr. Delitzsch (Die große Täuschung 71), daß „Jaho von Haus aus durchaus nicht der einzigste Gott überhaupt sein will, das Alte Testament vielmehr mehrfach erkennen läßt, daß es auch den „anderen" Göttern, den Göttern der anderen Völker ihre **volle Realität** zuerkennt und für Jaho nur die höchste Götterwürde beansprucht. Dieser höchste Gott aber ist und bleibt gemäß der Lehre des Alten Testaments vom ältesten bis zum jüngsten Buche, in den Jahrhunderten vor wie nach dem Exil der **ausschließliche Gott Israels** und keines Volkes sonst". R. formuliert dieselben Gedanken etwas anders: „Die Israeliten und Juden waren ursprünglich in einem durchaus pluralistischen Religionsleben befangen gewesen; ihr Nationalgott sorgte für sie und sie für ihn, aber niemand bezweifelte, daß die ‚anderen Götter' ebenso wirklich und wirkend waren wie Jahwe" (S. 127).

R. wie Delitzsch ersparen sich die Mühe eines Beweises. Schon aus diesem Grunde müßten ihre Aufstellungen als unkontrollierbar einfach übergangen werden. Tatsächlich ergibt denn auch eine unvoreingenommene Auslegung des Alten Testamentes ein ganz anderes Resultat. Die offizielle Religion hat nie mit der Wirklichkeit „anderer" Götter gerechnet. „Schon für den Mose kam Jahwe allein, der keine anderen Götter neben sich duldete, als Gott in Betracht", erklärt der protestantische Exeget Sellin[15]. Die katholische Exegese hat nie einen anderen Standpunkt vertreten. Nur dadurch, daß man gelegentliche Verirrungen der Volksreligion als Maßstab anlegte, konnte man zu der Behauptung kommen, daß in der frühen Zeit an die Existenz fremder Götter geglaubt worden sei.

Auf die gleiche Weise erledigt sich der Einwand von der sogen. nationalen Beschränktheit des alttestamentlichen Gottesbegriffs. Jahwe ist keineswegs „der ausschließliche Gott Israels". Nur einige Stellen von vielen, die dagegen sprechen: „Alle Völker sollen erkennen, daß er allein der Höchste ist über die **ganze** Erde" (Ps. 83, 19). Alle Nationen werden zum Berge Sion wallen, um ihn anzubeten (Jes. 2, 2—4). Die ganze Erde soll von der Herrlichkeit des Herrn erfüllt werden! (Num. 14, 21). Kann solches von einem bloßen Stammesgott gesagt werden? „Es bleibt deshalb dabei: Jahwe ist von Anfang an der universale Weltenherrscher"[16].

Hieraus ergibt sich die Unmöglichkeit der weiteren These R.s, daß die Juden später „die Vorstellung eines allweltlichen (kosmischen) Gottes den Persern entlehnt" hätten (S. 129; vgl. 11). Eine Zeitlang war es in der radikalen Bibelkritik üblich, den israelitischen Monotheismus auf babylonische Einflüsse zurückzuführen. R. kann dieses Argument nicht verwerten, weil die Babylonier eben auch **Semiten** waren und weil bei einer Herleitung des biblischen Monotheismus von den Babyloniern nicht mehr der Satz zu Recht bestünde, daß alles Edle und Wertvolle von den Ariern stamme. Deshalb muß schon die spätere Gottesauffassung der Juden den Persern entlehnt sein. Es braucht eigentlich nicht gesagt zu werden, daß eine solche Behauptung den historischen Tatsachen diametral entgegensteht. Also erst in der Gefangenschaft der Perser, höchstens also nach 538 v. Chr. sollen die Juden von einem „allweltlichen (kosmischen) Gott" erfahren haben (S. 127)! Wie alle die Stellen des Alten Testamentes, die eine universale Gottesidee schon für die mosaische Zeit (rund 1000 Jahre früher!) bezeugen, erklärt werden sollen, dafür bleibt R. die Antwort schuldig! Auf die inneren, wesentlichen Verschiedenheiten zwischen alttestamentlicher und persischer Gottesvorstellung braucht wirklich nicht eingegangen zu werden. Wenn schon nach einer Begründung der „unsemitischen" Gottesauffassung des Alten Testamentes gesucht wird, bleibt nur eine übrig: Gott selbst war es, der dem israelitischen Volke seinen Namen und sein Wesen offenbarte und zur schließlichen Weitergabe an die gesamte Menschheit anvertraute.

Zusammenfassend muß man sagen: R.s Zeichnung des alttestamentlichen Gottesbegriffs ist total verzerrt und aus den literarischen Quellen nicht zu belegen. In diesem Punkte stellt R. an die Kritiklosigkeit seiner Leser die höchsten Ansprüche. Es ist noch lange nicht so weit, wie R. mit Pathos verkündet, daß „der kirchliche Jahwe nun heute tot ist wie Wotan vor 1500 Jahren" (S. 134).

2. Bibel und Naturwissenschaften

Aus der Tatsache der Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift ergeben sich für die Einzelarklärung insbesondere des Alten Testamentes auf den ersten Blick gewichtige Schwierigkeiten. Wie ist z. B. die unvollkommene Darstellung naturwissenschaftlicher Gegenstände in der Bibel mit der behaupteten Irrtumslosigkeit in Einklang zu bringen? Nun, die Kirche hat diese Schwierigkeit authentisch gelöst. Papst Leo XIII. hat in seiner Enzyklika „Providentissimus Deus" (18. XI. 1893) den Standpunkt der Kirche klar umrissen: „Die hl. Schriftsteller oder richtiger der Geist, der durch sie redete, hat nicht beabsichtigt, den Menschen darüber (d. i. über das innerste Wesen der augenfälligen Dinge) Belehrung zu geben, da sie niemand zum Heile Nutzen bringt. — Statt direkt Naturwissenschaft zu treiben, beschreiben und behandeln sie die Dinge manchmal lieber auf bildliche Weise oder auch so, wie die gemeine Ausdrucksweise in jenen Zeiten es mit sich brachte und wie sie selbst heute bei vielen Dingen im täglichen Leben selbst unter den größten Gelehrten in Gebrauch ist". Damit werden alle Einwände, die man vom Standpunkte heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnisse gegen die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift gemacht hat, hinfällig. Die Bibel ist zunächst ein religiöses Buch, bestimmt unseren Glauben und unsere Sitten zu normieren. Sie will kein Lehrbuch der Naturwissenschaft sein und gibt deshalb nur die Naturanschauung ihrer Zeit wieder [17]. So z. B. gibt das A. T. uns keine Aufklärung darüber, daß die Erde sich um die Sonne bewege (s. u.)

Leider erspart R. sich Anspielungen auf diese „Schwierigkeiten" nicht. „Da stehen die Konfessionsschulen, die heute allen Ernstes auch Geographie und Mathemathik auf Grund ihrer alttestamentlichen Offenbarungen lehren wollen, wenngleich sie doch zornerfüllt zugestehen müssen, daß gleich nach ihrer ‚religiösen' Darstellung der Jahwe-Schöpfung aus Nichts und der Arche Noah und den berühmten 6000 Jahren der Weltschöpfung die Ewigkeit des Weltalls verkündet wird und Millionen Jahre der Erdbildung als Vorbedingung unseres Erdendaseins behauptet werden" (S. 625). Man ist nicht wenig über die Sicherheit erstaunt, mit der R. hier Behauptungen aufstellt. Tatsächlich ist die Ewigkeit des Weltalls wie der Materie überhaupt bisher von niemand bewiesen worden und wird, wie sehr viele Naturwissenschaftler heute lehren, wohl niemals bewiesen werden können. Was aber die „berühmten 6000 Jahre der Weltschöpfung" anlangt, so dürfte R. wohl wissen, daß wir dies nicht im eigentlichen Sinne verstehen, und daß es auch in katholischen Schulen nicht so gelehrt wird. Auch wenn die Bibel von einem „Sechstagewerk" spricht, geht es ihr dabei nicht um eine wissenschaftliche Beschreibung der Weltschöpfung, sondern um die religiöse Lehre, **daß** Gott die Welt erschaffen hat. Ebenso ist das „Weltbild von der unbeweglichen Erdscheibe mit dem Himmel oben und der Hölle unten" kein der Bibel entnommener Glaubenssatz. Auch hier handelt es sich nur um eine zeitbedingte Ausdrucksweise, die als naturwissenschaftliche Wahrheit zu lehren der Bibel völlig fernliegt. Damit entfällt auch die Folgerung, die R. aus dieser

auf bloßem Augenschein beruhenden Redeweise der Bibel ziehen zu können glaubt, daß nämlich „Kopernikus, der an die Stelle des statischen Weltbildes von der unbeweglichen Erdscheibe mit dem Himmel oben und der Hölle unten das dynamische der ewig kreisenden Sonnensysteme setzte, unsere gesamte kirchliche Zwangsglaubenslehre, die gesamte Höllenfahrts- und Auferstehungsmythologie restlos überwunden, ein für allemal erledigt hat" (S. 133). Man muß sich schon darüber wundern, mit welcher Unbekümmertheit dieser uralte, längst widerlegte monistische Einwand von R. vorgebracht wird. Im vorigen Jahrhundert verkündeten D. F. Strauß und E. Häckel genau dasselbe. Aber auch sie mußten sich sagen lassen, daß ihr Vorwurf die Bibel überhaupt nicht trifft. Denn nirgends kommt es der Bibel darauf an, uns über das Wo von Himmel und Hölle zu belehren. Sie schildert nur die Tatsächlichkeit eines Jenseits und den Zustand der dort befindlichen Seelen [18], und die Gültigkeit dieses Dogmas hängt nicht davon ab, ob das Weltbild „statisch" oder „dynamisch" ist.

3. Unsterblichkeitsglaube

„Im ganzen sog. Alten Testament finden wir den Unsterblichkeitsglauben bekanntlich nicht, es sei denn der Niederschlag der nachweislich äußeren Einwirkung der Perser auf die Juden in der Verbannung" (S. 363). Es wird auf mangelnde Uebung im Gebrauch theologischer Termini zurückgeführt werden müssen, daß R. hier von „Unsterblichkeitsglauben" und nicht von „Auferstehungsglauben" spricht. Der Glaube an eine persönliche Auferstehung auch des Leibes ist im Alten Testament allerdings erst spät in voller Deutlichkeit zu belegen. Jedenfalls aber ist er vorhanden und „kein etwa aus Persien-Babylonien in die jüdische Gedankenwelt hineingewehtes Akzidens, er ist das folgerichtige und notwendige Schlußglied der ganzen Kette der alttestamentlichen Erwartung von der künftigen Gottesherrschaft" [19]. Sollte R. aber wirklich den „Unsterblichkeitsglauben" gemeint haben, so dürfte er mit dem obigen Satz ganz allein dastehen. Der Glaube an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist dem **ganzen** Alten Testament eigen, wie sich durch unzählige Stellen belegen ließe. So sicher aber der Glaube an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode war, die Vorstellung über den Zustand im Jenseits blieb bis in die jüngste Zeit unklar. Das Dasein der Schatten in der Unterwelt galt als trostlos und wenig anziehend. Der Gedanke an Gericht und Vergeltung war eben in diesem Stadium der Offenbarung noch unentwickelt, ohne daß man dieser daraus einen Vorwurf machen könnte. Wenn nun auch das Ideal des Israeliten ein möglichst langes Leben auf dieser Erde war, ist es doch ganz ungerechtfertigt, dem Alten Testament den Glauben an eine Unsterblichkeit kurzerhand abzusprechen. Man darf hier nicht Unsterblichkeit mit Seligkeit verwechseln [20]. Gerade der feste Unsterblichkeitsglaube konnte die Grundlage für die später klar ausgesprochene Auferstehungshoffnung auch des Leibes abgeben.

Es ist irreführend, wenn R. auf S. 363 jüdische Theorien über das den Gerechten auf dieser Erde erwartende Paradies als Lehre späterer „*heiliger Bücher*" hinstellt. Nach dem Zusammenhang muß der Eindruck entstehen, als ob diese Phantasieprodukte irgendwo im Alten Testament ständen. Das ist nicht der Fall. Es handelt sich vielmehr um außerbiblische Schriften des späten Judentums, die mit Heiliger Schrift im Sinne des Christentums nichts gemein haben.

4. Psalmen

Ein Wort zu dem Urteil R.s über die Psalmen! Um die Minderwertigkeit der jüdischen Dichtung überhaupt darzutun, müssen ausgerechnet die Psalmen als Beweis herangezogen werden. Sie sind für R. „*bald in Furcht klappernde, bald ‚in Angst jauchzende', bald rachegierig schnaubende Gesänge (die nur dank Luthers Umdichtung oft so schön klingen)*" (S. 364). Im gleichen Zusammenhang müssen die Psalmen es sich gefallen lassen, mit dem „*niederträchtigen Heinrich Heine*" auf eine Stufe gestellt zu werden.

Zur Widerlegung kann nur die Lektüre des Psalmenbuches angeraten werden[21]. Sicher finden sich unter den 150 Psalmen auch einige, deren Frömmigkeit nicht nach christlichen Maßstäben gemessen werden kann . Hierin bilden die Psalmen keine Ausnahme von der oben erörterten Unvollkommenheit des Alten Testamentes überhaupt. Das allgemeine Verdikt R.s ist jedenfalls völlig unberechtigt. Sowohl was künstlerische Qualität wie religiösen Gehalt angeht, steht das Psalmenbuch als Ganzes gesehen in der vorchristlichen Zeit unerreicht da. Es ist vielleicht am Platze, gerade R. gegenüber auf das Urteil Friedr. Delitzsch' zu verweisen, der trotz seiner kritischen Einstellung zum Alten Testament bekennen mußte, daß „weder die indische noch die babylonische noch die semitische Poesie überhaupt eine Liedersammlung besitze, die an poetischer Schönheit vieler Einzeldichtungen, vor allem aber an ernstem Sich-Versenken in die Rätsel des Menschenlebens und an ergreifender Betätigung lauterster Religiosität auch nur annähernd einen Vergleich mit dem Alttestamentlichen Psalmenbuch zulasse, diesem vom stillsten Piano bis zu vollakkordigem Fortissimo anschwellendem Lied des Gottvertrauens. Ja, in der ganzen Weltliteratur stehen — diese Lieder einzigartig da"[23].

Die Psalmen sind geheiligt durch Christus, der sich im Gebet ihrer bediente (vgl. Mk. 14, 26; 15, 34), sind das Gebetbuch der christlichen Kirche seit ihren ersten Tagen. Man wird von ihnen als von genialen Ausdrucksformen religiöser Ergriffenheit selbst dann noch sprechen, wenn andere Bücher längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

5. Verschiedene Richtigstellungen

Auf S. 296 sagt R.: „*Rembrandt war ein guter Bibelkundiger (—), glaubte sich verpflichtet, viele Judenköpfe zu malen, um biblische Geschichten auch ‚richtig' darzustellen. Den ertappten Joseph schildert er denn auch, wie er, mit*

den Händen redend, dem Mann der attakierten Frau Potiphar seine ‚Unschuld' beteuert (Berlin), aber sobald Rembrandt ernste Dinge behandelt, muß er das Amsterdamer Ghetto verlassen". Es interessiert hier nur die von R. vertretene Deutung der bekannten Episode aus dem Leben des ägyptischen Joseph (Gen. 39, 7—20). Nach der Darstellung der Bibel wollte das Weib des Putiphar den Joseph zur Sünde verführen. Joseph wehrt sich mit dem herrlichen Wort: „Wie sollte ich ein so schweres Unrecht tun und mich gegen Gott versündigen?" Dem Intrigenspiel des Weibes gelingt es, ihrem Mann gegenüber den Sachverhalt umzukehren und Joseph des versuchten Ehebruches zu verdächtigen. Der Mann glaubte seinem Weibe mehr und ließ Joseph unschuldig ins Gefängnis werfen. Nun, R. hält auch die Lüge des Weibes für einsichtiger als die den „Juden" Joseph in besseres Licht stellende Bibel. Er spricht von der „attakierten" Frau, vom „ertappten", seine „Unschuld" (in Anführungszeichen!) beteuernden Joseph! Man fragt sich, mit welchem Recht diese offensichtlich falsche Darstellung historischer Tatsachen? Von anderen Gründen abgesehen, ergibt sich die Glaubwürdigkeit der Bibel daraus, daß sie anderwärts gar keinen Anlaß nimmt, wirkliche Fehler der Patriarchen und Könige zu verschweigen oder zu beschönigen (vgl. etwa Gen. 20; 26; 27; 2. Sam. 11; 1 Kg. 11).

Joseph kommt überhaupt bei R. schlecht weg. Auf S. 463 heißt es: „Der Charakter der Juden in ihrer zwischenhändlerischen Tätigkeit und Zersetzung fremder Typen ist sich stets gleich geblieben, von Joseph in Aegypten bis Rothschild und Rathenau, von Philo über David ben Selomo bis Heine." In Wirklichkeit errettete Joseph durch seine „zwischenhändlerische Tätigkeit" Aegypten von einer großen Hungersnot. Und den ägyptischen Typus konnte er schon aus dem Grunde nicht „zersetzen", weil nach R. selbst die Aegypter als „Mixovariation zwischen Atlantiern und der negroiden Urbevölkerung" (S. 26) damals kein einheitlicher Typus mehr waren!

Es geht in diesem Zusammenhang nicht darum, die Juden gegen die vielen Vorwürfe R.s zu verteidigen. Wenn R. aber Heldenhaftigkeit ausschließlich den nordischen Völkern zugesteht und den Semiten jede „heroische Haltung" abspricht (S. 138), muß dagegen doch auf so manches Zeugnis echt heldischer Gesinnung im Alten Testament hingewiesen werden. R. sagt z. B. (S. 138): „Das jüdische Volk beginnt mit Viehzüchtungsgeschichten, die aber auch jeder Heldenhaftigkeit ermangeln".

Eine Heldentat Abrahams berichtet uns Gen. 14. Jedermann kennt diese uralte Erzählung: wie der „Viehzüchter" Abraham mit nur 318 Getreuen das siegreiche Heer der Könige des Ostens bei Nacht überfiel, in die Flucht jagte und ihm seine Beute wieder abnahm. Dazu verzichtete Abraham — wie wenig „händlerisch"! — auf die ihm angebotene Belohnung (Gen. 14, 22 f.)! Sind weiter die Taten der Richter, die Philisterkriege Sauls und Davids, der Freiheitskampf der Makkabäer (um nur wenige Beispiele anzuführen) etwa keine Zeichen von „Heldenhaftigkeit", würdig, neben den „Schwertadel Siegfrieds und Herakles" gestellt zu werden?

Durch eine Bemerkung R.s auf S. 67 wird der Eindruck erweckt, als ob die später in Rom verehrte „Große Mutter", die „Große Hure" der Pelasger, identisch sei mit der „schönen lieben Hure" von Ninive, die

Nahum 3, 4 genannt sein soll. Beim Propheten ist aber nicht die Rede von der „schönen lieben Hure“ **von** Ninive, vielmehr erscheint das verdorbene Ninive **selbst** unter dem Bilde einer „anmutigen, zauberkundigen Buhlerin“, über die der Prophet im Auftrag Gottes sein Wehe spricht!

Aehnlich liegt die Sache bei einer Bemerkung zu einer angeblichen etruskischen Sitte, die Begattung öffentlich zu vollziehen. In Klammern führt R. leichthin an: „wie auch Absolom mit Davids Kebsweibern 2. Sam. 16, 22“ (S. 62). Was steht im Alten Testament? „Da schlug man für Absalom auf dem Dache ein **Zelt** auf, und Absalom ging zu den Kebsweibern seines Vaters vor den Augen ganz Israels“. Zunächst wird hier nichts von einer **Sitte** erwähnt, sondern ein einmaliges Vorkommnis, das, wie die später berichtete Strafe Absaloms zeigt, vom Verfasser der Samuelbücher aufs schärfste verurteilt wird. Zudem kann hier von „Oeffentlichkeit“ im Gegensatz zu der behaupteten etruskischen Sitte doch nur in eingeschränktem Sinne gesprochen werden (Zelt!).

—

Es hieße Unmögliches vom Alten Testamente verlangen, wollte man bei ihm den Hochstand christlicher Sittlichkeit, den Glauben in der Klarheit des Neuen Testamentes suchen. Das Alte Testament ist nur eine **Stufe** der göttlichen Offenbarung und enthält deshalb manches Unvollkommene, Vorläufige, Zeitbedingte. „Das aber ist das Gesetz jeder Entwicklung und Erziehung, unter Schonung der Eigenart aus dem Einfacheren und weniger Vollkommenen, ja Unvollkommenen durch behutsame, geduldige, langwierige Arbeit das Vollkommene und Vollendete herauszuholen“ [24]. Und das eine kann bei Hervorhebung aller Unvollkommenheiten des Alten Testamentes nicht bezweifelt werden, daß es vor uns steht als einzigartiges religiöses Dokument, dem in der vorchristlichen Zeit nichts zur Seite gestellt werden kann. Gerade die sich von Jahr zu Jahr vertiefende Kenntnis der Umwelt, in der es entstand — R. selbst spricht von der „geistigen Dschungelhaftigkeit des vorderen Orients“ (S. 139) —, hat immer deutlicher gezeigt, daß es als reines Menschenwerk und vollends als „jüdisches Buch“ schlechthin unerklärlich und unbegreiflich wäre [25].

Schließen möchte ich mit dem Urteil Kardinal Faulhabers in seinen „Adventspredigten“: „Bei keinem anderen Volk findet sich eine solche Schriftenreihe, worin so klar, so bestimmt, so einheitlich die Grundwahrheiten des religiösen Lebens dargeboten werden“ (S. 12).

„Heute, da Geschichte und Schriftentum der anderen Völker der vorchristlichen Geschichte erforscht sind, kann die Religionswissenschaft Vergleiche ziehen, und sie wird dem Volk am Jordan das Zeugnis ausstellen: Du hast sie alle durch deine religiöse Höhenlinie übertroffen, du hast unter allen Völkern der alten Zeit die höchsten religiösen Werte geboten“ (S. 13).

„Im besonderen verdanken die menschliche Kultur und christliche Religion dem Alten Testament einen reinen und erhabenen Gottesgedanken, das Biblischste an der Bibel, die Offenbarung von Jahwe, dem Seienden, von Gott Sabaoth, dem Herrn der Heerscharen. Von dem einzigen Gott, der keine fremden Götter neben sich duldet. Von dem überweltlichen, persönlichen Gott, der in der Offenbarung aus seinen unendlichen Höhen sich niederneigte und durch seine Boten zu den Menschen redete, der sein Gesetz gab und für dieses Gesetz Gehorsam forderte. Von dem Gott, der in der dichterischen, nichtphilosophischen

Sprache der Psalmisten mit Hoheit und Herrlichkeit sich umkleidete, mit dem Licht wie mit einem Mantel sich umgab, die Himmel wie ein Zelttuch ausspannte, die Geister zu seinen Boten machte und das lohende Feuer zu seinem Herold (Ps. 103, 1—4). Der Gottesgedanke ist der höchste Gedanke, den der Menschengeist denken kann" (S. 14/15).

Und endlich auf S. 75/76: „Dieses Gedankengut ist so einzigartig unter allen Kulturvölkern des Altertums, daß wir sagen müssen: Volk Israel, das ist nicht als deine Pflanzung in deinem Garten gewachsen. Dieses Wehe über wucherischen Großgrundbesitz, dieser Kampf gegen die Ueberschuldung der Landwirtschaft, dieses Verbot, Zins zu nehmen, ist nicht Geist von deinem Geiste. Wer nicht an die Inspiration glaubt und diese Bücher nicht als Gottes Wort und Gottes Offenbarung entgegennimmt, der muß das Volk Israel als das Ueberwolk der Weltgeschichte halten. Es gibt keine andere Wahl als dieses Entweder-Oder. Entweder glauben wir an die Inspiration der Hl. Bücher, oder wir müssen dem jüdischen Volke sagen: ‚Du bist die genialste Rasse der Weltgeschichte'. Wir glauben an die Inspiration. Wir glauben, daß der Geist Gottes durch den Mund der auserwählten Propheten zur Menschheit gesprochen hat. In diesem Glauben fordern wir immer wieder: Deutsches Volk, bewahre, was du hast! Laß dir das kostbare Erbgut der Hl. Bücher nicht aus der Hand schlagen und dulde nicht, daß der biblische Unterricht aus der deutschen Schule ausgeschaltet und so ein schwerer Raub an den deutschen Kindern begangen werde! Amen."

Zweiter Abschnitt

Das Neue Testament

Das Neue Testament kommt bei R. kaum besser weg als das Alte. Nichts erscheint ihm dringlicher als eine Reinigung des Neuen Testamentes von den vielen „verfälschenden Zutaten", die uns die Möglichkeit genommen haben, die „große Persönlichkeit des Stifters des Christentums in ihrer eigentlichen Größe zu erschauen" (S. 13).

„Von seiten eines ringenden Menschen (nicht des Staatspolitikers) ist deshalb die Bewegung zu stärken, welche die Streichung offenbar verstellter und abergläubiger Berichte aus dem Neuen Testament anstrebt. Das notwendige fünfte Evangelium kann dabei aber natürlich nicht von einer **Synode** beschlossen werden. Es wird die Schöpfung **eines Mannes** sein, der die Sehnsucht nach Reinigung ebenso tief erlebt, wie er die Wissenschaft des Neuen Testaments durchforscht hat" (S. 603).

Mit dürren Worten also: Gottes Wort soll durch Menschenwerk verdrängt werden! Die im Gottessohn Jesus Christus vollendete Offenbarung soll auf Grund menschlichen Gutdünkens verbessert werden! Für den Christen hört hier natürlich alle Diskussion auf.

Des Neuen Testamentes Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit steht über allen Zweifel fest[1]. Wer seinen göttlichen Ursprung und die Göttlichkeit Jesu Christi bestreitet, sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, geschichtliche Dokumente umzudeuten und zu „verbessern". Zu welchen „Erfolgen" solche „Wissenschaft" zu führen imstande ist, zeigt das klägliche Schicksal der radikalen Bibelkritik vergangener Jahrzehnte.

1. Die Persönlichkeit Christi

In dem Gesagten ist schon angedeutet, daß Jesus Christus für R. eben nur eine „große Persönlichkeit" ist, aber auch nicht mehr. Da eine Anerkennung von **Jesu Gottessohnschaft** und Erlöseramt für R. von vornherein nicht in Frage kommen kann, gehören alle diesbezüglichen Aussagen der Evangelien oder anderer neutestamentlicher Schriften eben zu den „verfälschenden Zutaten", sind „christliche Legenden" (S. 132), die keinen Glauben beanspruchen können.

„Die große Persönlichkeit Jesu Christi, wie immer sie auch gestaltet gewesen sein mag, wurde gleich nach ihrem Hinscheiden mit allem Wust des vorderasiatischen, des jüdischen und afrikanischen (sic!) Lebens beladen und verschmolzen" (S. 74). „Jungfrauengeburt", stoffliche „Auferstehung" Christi, „Himmel- und Höllenfahrt" gehören zu den „christlichen Legenden, die allen Ernstes noch heute den Europäern verkündet werden". Sie stehen nach R. auf der gleichen Stufe wie die „verschiedenen Gesichte katholischer Heiligen" (S. 132)! Die von Jesus berichteten Wunder gehören selbstverständlich auch in den Bereich der Legende.

„Im Urevangelium des Markus finden wir — auch die sagenhaften Züge von den Besessenen, was wir ebenso auf volkstümliche Erzählungen zurückführen können wie die ausschmückenden Zugaben zu den Abenteuern etwa Friedrichs des Großen und des hl. Franziskus, der sogar den Vögeln gepredigt haben soll" (S. 607).

Man fragt sich, wie es Leser geben mag, die kein Gespür für die kaum faßbare Willkür haben, mit der sich R. über uralte, mit Recht als geschichtliche Quellen gewertete Ueberlieferungen einfach hinwegsetzt. Wohin würde es führen, wenn jeder das gleiche Recht wie R. für sich in Anspruch nehmen wollte, mit beliebiger Auswahl irgendwelcher neutestamentlicher Berichte ein Christusbild nach eigenem Geschmack zu entwerfen? Die Vielzahl der sog. christlichen Sekten zeigt zum Erschrecken, was das Ergebnis und gleichzeitig das Ende wäre!

Klugerweise unterfängt sich R. nicht, das von ihm geforderte „neue Jesusbild" (S. 414) in allen Einzelheiten auszumalen. Er begnügt sich damit, hie und da einige Andeutungen zu machen, wie nach seiner Meinung die Persönlichkeit Jesu zu verstehen ist.

Zunächst übernimmt er von Chamberlain, Delitzsch und Dinter die Mär von der **angeblichen arischen Herkunft Jesu.** Die Formulierung ist allerdings

sehr vorsichtig: „Was Jesu Herkunft betrifft, so liegt, wie schon von Chamberlain und Delitzsch betont worden ist, nicht der geringste zwingende Grund zur Annahme vor, daß Jesus jüdischer Herkunft gewesen, wenn er auch in jüdischen Gedankenkreisen aufgewachsen ist" (S. 76 Anm.). Nach S. 27 ist Jesus aus der von den Amoritern gebildeten „nordischen Schicht" Galiläas hervorgegangen. Was davon zu halten ist, kennzeichnet treffend ein Wort E. Meyers, des berühmten Erforschers der alten Geschichte: „Daß ich die mehr als naiven Versuche, nachzuweisen, Jesus sei ein Arier gewesen, einer Erörterung unterziehen soll, wird hoffentlich niemand erwarten" [2].

R. stützt sich nach der Anm. S. 76 auch auf E. Jungs Buch „Die geschichtliche Persönlichkeit Jesu" (München 1924). „Laut dem syrischen Christenprediger Ephraem (4. Jahrhundert) hatte Jesus zur Mutter ein danaitisches Weib (also aus Dan gebürtig) und einen Lateiner zum Vater." — Ephrem († 373) werden viele unechte Schriften zugeeignet. In den echten Schriften Ephrems wird wie auch sonst bei den Vätern, die **„Jungfrau** Maria" verherrlicht. Näheres darüber siehe Rauschen-Wittig, Patrologie (Freiburg 1921, S. 156 f.), der ich ein Marienlob Ephrems entnehme: „Du (o Herr) und deine Mutter, ihr seid die einzigen, welche in jeder Hinsicht schön sind; denn an dir, o Herr, ist kein Flecken, und kein Makel ist an deiner Mutter". Ebenso heißt es bei Ephrem unzählige Male, daß Jesus Christus der **Sohn Gottes** ist, z. B.: „Er ist der Eingeborene aus dem Vater und der Eingeborene aus Maria". „Wer leugnet, Maria habe Gott geboren, wird nie die Herrlichkeit seiner Gottheit schauen" [3]. So stimmt Ephrem mit der Lehre der Väter und des Neuen Testamentes überein, daß Jesus der Sohn Gottes war, geboren aus Maria der Jungfrau.

Das N. T. bezeugt, daß Jesus Sohn Davids, also „dem Fleische nach" Jude war. „Israeliten sind sie; . . . aus ihnen stammt dem Leibe nach Christus" (Röm. 9, 4 f.). Den Stammbaum Jesu lesen wir Mt. 1, 1—17 und Lk. 3, 24—38. Und so verkündete der Engel Gabriel: „Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären und du sollst ihm den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten heißen. Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben" (Lk. 1, 32 f.). So löst Gott das Wort ein, das er schon dem Abraham, dem Stammvater des jüdischen Volkes, gegeben hatte: „in deinem Stamme sollen gesegnet sein die Völker der Erde" (Gen. 22,18).

Nicht nur die Gottessohnschaft Jesu wird von R. bestritten, er versucht auch klarzumachen, daß Jesus selbst **nie Messias** im Sinne der Juden hat sein wollen. Erst eine „spätere Welt" habe ihn zum Messias gestempelt. An verschiedenen Stellen seines Buches macht R. hierüber Ausführungen, die sämtlich ohne weiteres widerlegt werden können. Einmal heißt es: „Vor allem weiß Markus [4] nichts von Jesus als dem ‚Erfüller' des jüdischen Messiasgedankens, den uns Matthäus und Paulus beschert haben zum Unheil für die ganze abendländische Kulturwelt. Noch mehr. Als der geschwätzige Petrus von Jesus sagte: ‚Du bist der Messias' (Markus 8, 29), da ‚bedrohte' Jesus den Petrus und verbot seinen Jüngern, solches zu sagen" (S. 604 f.). So R. Wie aber lautet der letzte Teil des zitierten Verses wörtlich? „Da schärfte er ihnen ein, niemand etwas über ihn

zu sagen". Damit ergibt sich ein ganz anderer Sinn. Jesus weist nicht etwa den Messiastitel ab, sondern verbietet seinen Jüngern nur vorläufig, diese Kenntnis dem dafür noch nicht reifen Volke mitzuteilen. Und gerade Markus berichtet später von dem klaren Messiasbekenntnis Jesu vor dem Hohen Rate: „Wieder fragte ihn der Hohepriester und sagte zu ihm: Bist du der Christus (d. i. der Messias), der Sohn des Hochgebenedeiten? Jesus antwortete: Ich bin es, und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen" (Mk. 14, 61 f.; vgl. Mt. 26, 63 f.). Wie stimmt das zu der Behauptung R.s, daß Markus nichts von Jesus als dem „Erfüller" des jüdischen Messiasgedankens wisse?

Wohl erscheint Jesus bei Markus nicht so häufig als der verheißene Messias, wie etwa bei Matthäus. Diese Tatsache findet jedoch zwanglos ihre Erklärung in dem verschiedenen Leserkreis, für den die beiden Evangelien bestimmt sind: Matthäus schreibt für schon mit dem Messiasgedanken vertraute Judenchristen, Markus, der Petrusschüler, für Heidenchristen, denen vor allem Jesu übermenschliche, göttliche Macht gezeigt werden soll[5].

R. weiß nicht nur zu sagen, **daß** Jesus erst später zum Messias gemacht worden ist, er versucht auch zu erklären, **wie** es dazu gekommen ist. Es ist das zwar schon oben im geschichtlichen Teile behandelt worden, doch sei diese Stelle hier nochmals in vollem Wortlaut angeführt: „In Kleinasien übten die Römer ein straffes Regiment aus und trieben unerbittlich ihre Steuern ein; in der unterdrückten Bevölkerung entstand folglich die Hoffnung auf einen Sklavenführer und Befreier: das war die Legende vom **Chrestos**. Von Kleinasien gelangte dieser Chrestosmythus nach Palästina, wurde lebhaft aufgegriffen, mit dem jüdischen Messiasgedanken verbunden und schließlich auf die Persönlichkeit Jesu übertragen usw. (S. 74).

(Die Richtigstellung dieser völlig falschen Behauptung lies oben S. 6.)

So ganz sicher scheint R. in dieser Ableitung des Messiastitels Jesu doch nicht zu sein. An einer anderen Stelle behauptet er: „Die christliche Kirche eignete sich die persische Heilandsidee vom Weltfriedensfürsten Çaoshianç an, wenn auch entstellt durch den jüdischen Messiasgedanken" (S. 33; vgl. 130). Auch diese Behauptung ist reine Willkür.

Es würde zu weit führen, alle Einseitigkeiten, die sich in der R.schen Deutung der Christuspersönlichkeit finden, ad absurdum zu führen. Einige Stellen mögen für sich selber sprechen. Für R. ist „Jesus der **Held**. Nicht der Zerschundene, nicht der magisch Entschwundene der **späten** Gotik, sondern die einmalige herbe Persönlichkeit" (S. 414). „Aus der inneren Neueinstellung zum Jesusbilde aber ergibt sich auch eine unbedingt notwendige, scheinbar nur äußerliche Aenderung: der Ersatz der die quälende Kreuzigung darstellenden Kruzifixe in Kirchen und auf Dorfstraßen". „Eine Deutsche Kirche wird nach und nach in den ihr überwiesenen Kirchen an Stelle der Kreuzigung den lehrenden Feuergeist, den Helden im höchsten Sinne darstellen" (S. 616). An einer anderen Stelle ist Jesus der „Empörer

aus Nazareth". Bewiesen wird dieser Titel durch zwei aus dem Zusammenhang gerissene Evangelienstellen: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert". „Ich will ein Feuer entzünden auf Erden, und ich wünschte, es brennete schon". (Die erste Stelle entstammt ausgerechnet dem von R. so heftig abgelehnten Evangelium des „jüdischen Zeloten" [S. 13] Matthäus.) Mehr kann man Jesus kaum mißverstehen!

2. Das Christentum

Wie R. Christus als den Sohn Gottes ablehnt, so lehnt er auch sein Werk ab. Das Christentum, so wie es gläubige katholische und evangelische Christen bekennen, mit dem Herzstück der Lehre vom Kreuze, von dem Lamm Gottes, das uns erlöste von unseren Sünden, dieses Christentum lehnt R. ab. Und er lehnt es gründlich ab. „Mit dem Wegfall der Predigten über den Knecht und den Sündenbock als das Lamm Gottes, die Betrauung des Petrus mit der Gründung der römischen Kirche, der ‚Erfüllung' des Alten Testamentes, des Ablasses, von den magischen Wundermitteln usw. wird eine entsprechende Aenderung des äußeren Gebrauchstums (Ritus) vor sich gehen müssen" (S. 615/616). Daß R. konsequenterweise die Entfernung der Kruzifixe fordert, lasen wir eben.

Aber dennoch lehnt R. das Christentum nicht schlechthin ab, wie wir nun vermuten möchten. Er bekennt sich vielmehr weiterhin zu ihm. Denn unser Christentum mit Kreuz und Gotteslamm, mit Demut und Erbarmen, nennt R. „negatives Christentum" — und dem gegenüber stellt er das „positive Christentum": „Der gewaltige Prediger und der Zürnende im Tempel, der Mann, der mitriß und dem ‚sie alle' folgten ..., nicht der Gekreuzigte ist heute das bildende Ideal, das uns aus den Evangelien hervorleuchtet" (S. 604). „Das negative und das positive Christentum standen von je im Kampfe und ringen noch erbitterter als früher gerade in unseren Tagen" (S. 79) ... „das positive Christentum ruft erneut die Kräfte des nordischen Blutes wach" (S. 79).

Uns aber will scheinen, daß die Majestät des Sohnes Gottes nicht erträgt, wenn jemand über sie richten will, um je nach der Eigenart seines Blutes dies und jenes an Christus als negativ abzulehnen oder als positiv anzuerkennen. Christus ist es ja, der jedem Volke seine Eigenart gab, und **er** urteilt souverän über die Völker, und **er** verlangt, daß sie sich ausrichten nach **ihm**, und nicht er kann sich ausrichten nach ihnen.

Die Ablehnung des Kreuzes durch R. ist nicht so sehr rassisch bedingt, wie er es wohl verstehen möchte, sondern ist ein allgemein menschliches, auch bei Juden und Griechen bezeugtes Sich-Wehren des Menschen gegen die Gedanken Gottes, die oft anders sind als die Sehnsuchts-Träume der Menschen. Ebenso ist die Annahme des Kreuzes und des „negativen Christentums" nicht rassisch bedingt, sondern Gnadenwirken Gottes und Eingehen der Völker auf

Gottes Wirken. Während die Juden in ihrer Mehrzahl das Kreuz ablehnten, haben die besten Zeiten unseres Volkes im Zeichen des Kreuzes gestanden. Und die Gräber „*der zwei Millionen Deutscher Helden, die im Weltkriege fielen*", denen R. sein Buch widmet, ruhen unter dem Kreuze!

> „Wir predigen Christus den Gekreuzigten:
> Den Juden ein Aergernis,
> Den Heiden eine Torheit" (1. Kor. 2, 23).

Auch die Juden wollten einen Christus der Herrlichkeit; einem Messias-König, der mit Macht an den Säulen des bedrückenden römischen Weltreiches gerüttelt hätte, wären ihre Herzen zugeflogen. Aber Christus, in Kraft und Majestät und Würde und Hoheit vor uns und ihnen stehend, dieser Christus war gekommen, „zu suchen, was verloren war", zu heilen und zu retten, zu leiden und zu sterben. Das konnten die Seinen nicht begreifen, seine Apostel konnten es nicht fassen, bis zum Schluß träumten sie den Traum der irdischen Größe, und als dann Kreuz und Tod kam, wurden sie alle an Christus irre. Da erstand der Herr vom Tode und sandte seinen Heiligen Geist, der uns erleuchtet, daß wir erkennen, daß das Kreuz **kein** Aergernis ist, daß Demut **nicht** Feigheit ist, sondern Mut zur Wahrheit und sich selbst gegenüber, daß Güte **nicht** Schwäche ist, sondern die Kraft Gottes, die uns zum Mitbruder treibt. Das ist das Neue, das in die Welt kam, das Unerhörte, das, was der Welt zum scandalum, zum Aergernis ward. Und das Neue, im Zeichen des Kreuzes, das eigentlich Christliche, das Ueber-Menschliche, das nennt R. nun das „Negative Christentum"! Und nur das, was seines „Blutes" Stimme zu entsprechen scheint, nennt er an Christus positiv!

„Der natürliche Mensch erfaßt nicht, was vom Geiste Gottes kommt. Es gilt ihm als Torheit, und er kann es nicht verstehen, weil es geistig (d. h. im Geiste Gottes) verstanden sein will" (1. Kor. 2, 14). Das, was R. positives Christentum nennt, das heißt nicht nur Ableugnung der Gottheit Jesu, Ablehnung der Heiligen Schriften, Ablehnung der Kirche Christi, das heißt auch Abweisung der Erlösung durch Christi Tod, Aufhören der Meßfeier als der Erneuerung dieses Opfers, Entfernen der Kruzifixe nicht nur aus den Schulen, nein, aus den Kirchen! Und das alles im Namen des Christentums selbst!! — Wir aber bekennen uns zum Christentum Christi, zum Christentum des Kreuzes, zum Christentum des Ewigen Heiles, das Gott uns bereitet hat!

III.

Zum Eckart-Problem

Für den Laien sei kurz vorweg bemerkt: Meister Eckart war der bedeutendste aller mittelalterlichen Mystiker. Unter der hohen Mystik verstehen wir jenes frohe Eintauchen des ganzen Gemütes in die unausschöpfbaren Herrlichkeiten Gottes, wobei spekulatives Denken und liebender Wille einander mehr oder minder die Waage halten.

Meister Eckart wurde um 1260 in Hochheim (Thüringen) geboren. Er gehörte dem ritterlichen Stande an. Er wurde Dominikaner und studierte in Köln und Paris. Um 1302 erhielt er die Würde eines Magisters (daher Meister) an der Pariser Universität. Er war mithin an dieser bedeutendsten aller Universitäten Professor. Durch das Vertrauen seiner Ordensoberen wurde er bereits 1304 Ordensprovinzial für Sachsen, d. h. das nordwestliche Deutschland. Einige Jahre später erhielt er dann den ehrenden Auftrag, auch noch die böhmische Ordensprovinz zu übernehmen, um hier besonders reformierend zu wirken. Zwischendurch predigte er im weiten Deutschland mit größtem Ruhme. Dann ging er zum zweitenmal an die Pariser Universität, um gegen Ende seines Lebens in Köln zu lehren. Hier entspannen sich Zwistigkeiten mit den Franziskanern, die manche seiner Sätze angriffen. 1326 leitete der Kölner Erzbischof einen Prozeß in Glaubensdingen gegen ihn ein. Der Erfolg war, daß 28 der Eckartschen Thesen von Papst Johann XXII. im Jahre 1329 verurteilt wurden. Zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Urteils aber war Eckart bereits zu Köln gestorben.

Seine Schriften sind zum größten Teil lateinisch und behandeln Fragen philosophisch-theologischen, vor allem schrifterklärenden (exegetischen) Inhalts. Seine deutschen Predigten sind von Pfeiffer 1857 herausgegeben, heute textkritisch untersucht von Josef Quint. Ein Teil des lateinischen Schrifttums ist verloren und das noch vorhandene zumeist ungedruckt.

*

Die Abkürzungen Pf. u. Dan. im folgenden verweisen auf:

Pfeiffer: „Meister Eckart“. 4; unveränderte Auflage. Göttingen 1924.

Daniels: „Eine lateinische Rechtfertigungsschrift des Meister Eckart“. In „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“, herausgegeben von Clem. Bäumker, Bd. XXIII, Heft 5. Münster 1923. Kurz zitiert defensorium.

Eine Deutung

Die Weltanschauung R.s, seine Religion des Blutes, der Mythus des 20. Jahrhunderts soll bereits im 13. ihre große Geburtsstunde erlebt haben, und zwar in Meister Eckart. „In ihm kam die nordische Seele zum erstenmal ganz zum Bewußtsein ihrer selbst, „in seiner Persönlichkeit liegen alle unsere späteren Großen gebettet". So schreibt R. S. 259.

R. will den Nachweis erbringen, daß „die Urdogmen des deutschen Glaubens von heute hier bereits grundgelegt sind": „die freie, adelige, schöne Seele" sei niemandem, weder Gott noch Mensch oder gar so etwas wie Kirche, verbunden außer einzig ihrem Blut, ihrer Rasse. Schon bei Meister Eckart feiere sie fröhliche Urständ aus dem harten Joch syrisch-afrikanisch-römischer Zwangs- und Dunkelmächte. Diese Seele sei entstiegen und darum gebunden an ihr arteigenes Erb- und Blutgut, religiös orientiert somit nach unten, den biologischen Tiefengründen ihrer Existenz. Diese Seele trüge in sich „die ursprünglichen Bewußtseinsgegensätze", die „ewige Polarität des Daseins" (S. 243). Natur — Freiheit, Gott — Natur (S. 231), die sie aller gegenständlichen Welt von sich aus zuspricht.

Gott ist also schon für Eckart und damit alle nordische Seelenhaltung nur mehr eine unvermeidbare „Idee", eine Art Postulat im Sinne Kants, das wir brauchen, um überhaupt der untergründigen Elemente unseres Daseins bewußt zu werden, sie begrifflich irgendwie festhalten zu können. So ist der Herrgott eben nur noch ein Produkt unserer Seele, als „neues Objekt von ihr geschaffen" (S. 222). Diese Seele verkündet in selbstherrlicher Autonomie, in „Freiheit und Ehre" ihre „Gleichwertigkeit" diesem Gott gegenüber (ebenda). Dieser Liberalismus der Eckartschen Seele soll sich also bis zum „demokratischen" Gleichheitsanspruch ihrem Gott gegenüber steigern, den sie — wohlgemerkt — selbst geschaffen, und den sie nur gebraucht, um in der Oekonomie ihres metaphisischen Haushalts zurechtzukommen.

Aber Kant ist noch mehr von Eckart vorweg abgeschrieben. Gott ist nichts anderes als die „religiöse" Umschreibung des erkenntnistheoretischen Grenzbegriffs vom Ding an sich. Ja, Eckart soll in Raum und Zeit, den Begriffen von Ursache und Wirkung nichts anderes sehen als bloße Ordnungsformen, die nötig sind, um den andrängenden Erscheinungsstoff zu bewältigen (S. 222). Dieses „Grundbekenntnis alles arischen Wesens", „diese seine deutsche Religion" (S. 254) scheut sich Eckart denn auch nicht, „freudig und offen hinauszurufen" (S. 222) in die Welt „der Dogmen, Kirche und Päpste" (S. 222), mit ihrer „römisch-lateinischen Aufpfropfung" (S. 255) und „ihren Höchstwerten Liebe, Demut und Barmherzigkeit" (S. 233).

Dazu stimmt es allerdings nicht ganz, wenn „die adelige Seele" (S. 232) „des ketzerischen Eckart" (S. 223) mit ihren nicht nur eigenschaftlichen, sondern wesenhaften Höchstwerten „Ehre und Freiheit"

(S. 218), wenn dieser „größte Apostel des nordischen Abendlandes“ (S. 218), dem doch für ihn eigentlich selbstverständlichen Marthyrium so abhold scheint, daß er nicht „im offenen Angriff gegen Rom“, sondern nur im „bildhaften, positiven Hinstellen seelischer Erfahrungen“ (S. 233) seiner Mission genügt. Aber eine ähnliche Zweideutigkeit umgibt auch den — wie es S. 242 heißt — „**ehrwürdigen** Thomas von Aquino“, der aber auf S. 255 bereits „offenbar aus der Art geschlagen und fahnenflüchtig“ geworden ist.

Diesen Wertungssprüngen wäre kaum Bedeutung beizumessen, wenn sie nicht Ausfluß eben einer völlig verfehlten Grundhaltung wären. Es rächt sich auf Schritt und Tritt, daß R. **sein** Weltbild, seine Religion des Blutes rücküberträgt auf jene hohe Zeit, deren Verständnis sich einem derart antirömischen Affekt niemals erschließen dürfte. Idem eodem cognoscitur, dasselbe wird nur durch dasselbe erkannt. Dieses alte aristotelisch-thomistische Erkenntnisaxiom gilt auch für die Geistesgeschichte des Mittelalters. Man muß noch ein Stück Mittelalter bezw. echt katholischer Mystik im Herzen tragen, um diesem großartigen Phänomen deutscher Katholizität verstehend begegnen zu können. Aber völlig verfehlt ist es, an einem Weltbild von heute, dem das 19. Jahrhundert durch den Franzosen Gobineau, den Engländer Chamberlain alles Wesentliche zugesteuert, und dem etwas kantischer Idealismus schlecht beigemischt wurde, wenn man an diesem Weltbild Eckart bemessen will. Nicht bei einem mehr oder minder affektiven Rückgang vom Heute her, sondern einzig beim methodisch-besonnenen Einsatz an weit vorläufiger Zeitstelle gibt sich dem **genetischen** Geschichtsverständnis eine historische Erscheinung. Und so auch hier.

Das Phänomen Eckartscher Mystik will eingebaut sein in die große antikmittelalterliche Tradition, in den Strom jener philosophia perennis (durchdauernden Philosophie), der bei Platon-Aristoteles aufquillt, um sich über den Neuplatonismus Augustins hinweg aufzustauen in den großartigen Gedankenschöpfungen des hl. Thomas von Aquino. Wer Eckart aus dieser Welt herauslöst, ihn zur Angelegenheit heutiger Meinungen und Parteiungen mit all ihren unerquicklichen Ressentiments und schlecht verhüllten Tendenzen macht, hat sicherlich nicht den klaren und ungetrübten Blick, der nötig ist, um sich in die Feinheiten und zarten Filigrane Eckartscher Spekulation geruhig zu vertiefen. Sagt Meister Eckart doch selbst einmal, daß seine Lehre zum Teil „seltsam, schwierig und sinnverwoben“ (rara, difficilis, subtilis) sei und sich nur einem „verständigen und frommen (pie et sane) Gemüt erschließe (Daniels: Defensorium S. 2 u. 34). So muß man ihn aus der tiefen Religiösität des Mittelalters, seiner spekulativen Denkkraft, seinem gigantischen antik-christlichen Kulturausgleich, dem rezipierten Aristoteles, dem fortquellenden Neuplatonismus, aus Patristik, vor allem aber aus den biblischen Quellenschriften, aus Altem und Neuem Testament, besonders aus paulinischer-augustinischer „Existenzialtheologie“ heraus verstehen, aber doch sicher nicht aus den erkenntniskritisch-rassebiologischen Gedankenstücken des 19. Jahrhunderts. Man erwäge dazu noch die strenge Gebundenheit des Mittelalters an eben jene Autoritäten, deren Gedankengut man höchstens zu erläutern, aber kaum fortzubilden wagt, es sei denn in jener freundschaftlichen Interpretation, mittels der z. B. der hl. Thomas den großen Augustinus unter der Hand umdeutet. Nur ein Geist, der sich an jenen überzeitlichen Quellen sattgetrunken, hat im Mittelalter das

Recht, sich zu produzieren. Mit Recht befürchtete man allzu frühen geistigen Leerlauf, darum mußte man erst erworben haben, um zu besitzen. Auf billige Subjektivität ward gern verzichtet. Den Liberalismus einer „alleinigen, freien Vernunfterkenntnis“, wie ihn R. (S. 254) unserem Meister ansinnt, den kannte man nun ganz und gar nicht. Man schätzte ihn aus gesunder und universaler Seelenhaltung heraus nicht, auch ohne daß man erst — wie wir — die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts hätte machen müssen.

So mögen im folgenden die traditionellen Autoritäten Meister Eckarts, über die man in seinen Schriften geradezu stolpert, obenhin erwähnt sein: Platon, Aristoteles, Proclus, Dionysius, Cicero, Horaz, Seneca, Avicenna, Avencebrol, der „liber de causis“ (das Buch über die Ursachen), Moses Maimonides, Origines, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Johannes Damascenus, Augustinus, Hieronymus, Gregor der Große, Boetius, Bernhard von Clairveaux, Hugo und Richard von St. Victor, Petrus Lombardus, Albert der Große und Thomas von Aquin. An den transzendentalen Idealismus oder an moderne Rassentheorien hat wohl keiner von ihnen gedacht.

Daß ein ganz wesentlicher Teil Eckartschen Schrifttums der Bibelerklärung gewidmet ist, muß ausdrücklich erklärt werden. Die Erklärung des Johannesevangeliums war geradezu des Meisters literarisches „Lieblingskind“, Wenn R. demgegenüber konstatieren kann, „daß er sich nicht auf kirchliche Lehrsätze, ja nicht einmal die Bibel berufe (wie später Luther)“ (S. 254), so sei das nur als Kuriosum hier angemerkt. Aeußeres Zeichen dieser hohen geistigen Abkunft Meister Eckarts ist dann auch die lateinische Sprache, der fast neun Zehntel seines Schrifttums zugehören. Bei all seiner schöpferischen Sprachgewalt, mit welcher der Prediger Eckart seinen deutschen Hörern ans Herz griff und seine Muttersprache den sprödesten Abstraktionen gefügig machte, um sie bildhaft, bunt und klingend einzuholen, vergessen wir nicht, daß er der universalen Sprache Roms ebenso mächtig war, wie dieser seiner Muttersprache. Es ist eine methodische Todsünde, wenn R. seine Eckartdeutung — ganz abgesehen von ihrer Tagesbedingtheit — einzig auf die deutschen Predigten und Traktate des Meisters gründet. Dazu kommt noch, daß er sich nicht einmal auf das originale Mittelhochdeutsch der Pfeifferschen Ausgabe, sondern auf all die Willkür und Verdeutungskunst einer Uebersetzung — nämlich der von Büttner — bezieht. Aber noch nicht genug: Selbst der originale Text, wie ihn Pfeiffer herausgab, ist stärkstens verderbt. Erst neuerdings hat der Bonner Germanist J. Quint eine Textkorrektur herausgegeben unter dem Titel: Die Ueberlieferung der deutschen Predigten Meister Eckarts. Bonn 1932. Hier sind nicht nur die schwersten Sinnfehler Büttners aufgezeigt, sondern auch die textlichen Unzulänglichkeiten seiner Vorlage ausgemerzt. Ohne die Quintsche, mit allen Mitteln moderner Textkritik besorgte Besserung ist somit die Pfeiffersche Ausgabe, um wieviel mehr die Büttnersche Uebersetzung unbrauchbar. Damit sind wir noch immer nicht dem ursprünglichen Sinn, den Meister Eckart seinen Predigten gegeben wissen wollte, unmittelbar beigekommen. Denn auch bei diesem verbesserten Text handelt es sich um Predigtnachschriften mit all den Deutungs- und Gedächtnisfehlern des Nachschreibers, und nicht um stenographische Protokolle. Von jenen Nachschriften sagt Meister Eckart selbst, daß sie allenthalben (passim) und häufig (frequenter), sogar von Klerikern (etiam a clericis) entstellt und falsch (dimi-

nute et falso), eben als bloße Hörberichte nachmals wiedergegeben seien. (Que audiunt, reportantur) (Daniels 12).

Wer die Wahrheit will, kann also niemals auf die wirklich originalen Eckart-Handschriften — und das sind einzig die lateinischen —, die Exaktheit und Allgemeingültigkeit ihrer scholastischen Begriffssprache verzichten. Fassen wir zusammen, so ist es einmal jener tendenziöse Pragmatismus, der Eckart als interessanten Beleg für ein heutiges Weltbild gebraucht und ihn damit seines eigentlichen Charakters beraubt. Dann ist das Außerachtlassen des wesentlichen lateinischen Schrifttums der zweite schwere Verstoß, der die Eckartdeutung R.s schon rein methodisch in Frage stellt.

Im folgenden soll die innere, sachliche Unmöglichkeit der R.schen Deutung, die Vereinseitigung und das zusammenhanglose Auflesen jeweils passender Satz- und Gedankenbrocken dargetan werden. Wir gliedern dabei in drei Abschnitte: 1. die Beziehung von Gott und Mensch, 2. die „Höchstwerte" Meister Eckarts („Ehre und Freiheit"), 3. sein Verhältnis zur Kirche.

Zweiter Abschnitt

Beziehung von Gott und Mensch

a) Ihre Identität

Nach R. betont „die landläufige Erklärung der Mystik ... immer nur das Sichaufgeben, das Sichwegwerfen an Gott und erblickt in dieser Selbsthingabe an ein **Anderes** das Wesen des mystischen Erlebens". Da ist natürlich wie immer Rom schuld, denn „diese Betrachtungsweise ist durch die römisch verfälschte Spätmystik verständlich, sie entstammt ferner der scheinbar unausrottbaren Einstellung, als seien Ich und Gott **wesensverschieden.**" „Wer aber Eckart als eine Ganzheit begriffen hat, wird unschwer feststellen, daß diese Hingabe in Wirklichkeit **höchstes Selbstbewußtsein** ist, das sich in dieser Welt aber gar nicht anders darstellen läßt, als durch ein Gegenüber in Zeit und Raum. Die Lehre von der Seele, die mehr ist als das Weltall, auch **frei ist von Gott** (!), und die Lehre von der Abgeschiedenheit bedeuten eine restlose Absage an die alttestamentliche Vorstellungswelt und die süßliche Aftermystik der späteren Zeit" (alle Zitate S. 223).

Das ist etwas viel auf einmal. Denn Eckart wird hier zu nichts anderem als zu einem liberalen Prometheus des 19. Jahrhunderts befördert, dessen „Los-von-Gott"- bzw. „Los-von-Rom"-Rufe bedenklich das Heute vorwegnehmen. Zudem sind wir gezwungen nach R., in dieser Welt von Raum und Zeit unserem lieben Selbst diesen Als-ob-Charakter eines göttlichen Gegenübers zu geben.

Denn andernfalls wären wir uns ganz und gar unverständlich. M. a. W., um unser selbst irgendwie habhaft werden zu können, geben wir uns einen lieben Gott, in dessen Gegenständlichkeit wir unser liberales Ich bespiegeln. Wir dagegen vernahmen: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen . . ., nicht einmal in deinem Bewußtsein! Hier ist also Gott nurmehr ein Als-ob-Symbol unseres freien Selbstbewußtseins. Man beachte, wie sehr diese Deutung den gedanklichen Höhenlagen des deutschen Idealismus z. B. entsunken ist und den guten Meister Eckart, den Dominikanerprior des 14. Jahrhunderts, zu einem positivistischen Vorläufer des Herrn Vaihinger und seiner Als-ob-Philosophie degradiert hat. Denn von Kant sind wir hier schon meilenweit entfernt, da er in seiner Ethik den Herrgott auch als Realität noch nicht ganz entbehren konnte.

Worauf stützt sich nun diese groteske Deutung R.s? In der Hauptsache auf folgende Stelle, natürlich in Büttnerscher Uebersetzung, die wert ist, hier ganz verzeichnet zu werden. Die Sperrung-fett stammt von R.)

„Ich bin die Ursache meiner selbst, nach meinem ewigen **und** zeitlichen Wesen. Nur hierum bin ich geboren. Nach meiner ewigen Geburtsweise bin ich von Ewigkeit her gewesen und bin und werde ewiglich bleiben. Nur was ich als **zeitliches** Wesen bin, das wird sterben und zunichte werden, denn es gehört dem Tage an; darum muß es wie die Zeit verschwinden. In meiner Geburt wurden auch alle Dinge geboren, ich war zugleich meine **eigene** und **aller Dinge** Ursache. Und wollte ich: weder ich wäre, noch alle Dinge. Wäre aber ich nicht, so wäre auch Gott nicht“ (S. 225).

Nun begibt sich das reguläre Mißgeschick derer, die — wie in diesem Falle — **nur** aus zweiter Hand beziehen. Die Stelle ist nämlich einmal durch und durch falsch übersetzt, mit sinnentstellenden Sperrungen versehen, so daß Quint a. a. O. S. 789 erklären muß: „Völlig sinnlos sind die Uebersetzungen von Büttner und Lehmann, die den Unsinn ihrer Uebertragungen durch Sperrungen noch verschlimmern.“ Auf eine solche Stelle stützt sich jene frappante Deutung R.s ganz wesentlich. Ja, er läßt Eckart sogar „mit einer herrlichen Gebärde“ diesen notorischen Unsinn der Herren Büttner-Lehmann „der Welt zurufen“ (!!) (R. S. 225).

Statt dessen mag Eckart nach der Quintschen Textkorrektur folgenden Gedanken seinen Hörern — allerdings ohne das bewegte Pathos eines protestierenden Revolutionärs — gepredigt haben. (Wir bringen der Wichtigkeit halber zunächst den korrigierten Pfeifferschen Text im Original, denn gerade auf diesen typischen Gedanken aller Mystik stützt sich der Vorwurf eines subjektiven Pantheismus allzumeist.)

„Wan min wesentlich wesen ist ober ob got also, **als wir got** nemen einen **begin der creaturen** (fette Wörter von uns!), wan in dem selben wesen gotes, da got ist ober allem wesen und oben underscheit, da was ich selber unde hier umbe so bin ich min selbes sache nach minem wesen, daz ewig ist, unde niht nach minem gewerden, daz zitlich ist, und hier umbe so bin ich ungeborn, unde nach miner ungebornen wise so enmac ich niemer ersterben. Nach miner ungebornen wise so bin ich ewicliche gewesen unde bin nu unde sol ewicliche beliben. Daz ich bin nach gebornheit, daz sol sterben unde ze nihte werden, wan ez ist

toetlich, unde hete ich gewolt, so enwere niht, noch alliu dinc enweren niht, und enwere ich niht, so enwere ouch got niht: daz got got ist, des bin ich eine sache. Enwere ich niht, so enwere got niht got". So lautet verbessert Pfeiffer S. 283, 38 in der Uebersetzung:

„Mein wesenheitliches Sein ist oberhalb Gottes, **sofern wir ihn auffassen als den Anfang aller Kreatur.** In demselben göttlichen Sein, wo Gott allen Wesen vorweg ist und über allem Unterschied, da war ich selbst. Deshalb bin ich Ursache meiner Selbst nach meiner Wesenheit, die ewig ist, aber nicht nach meinem Werden, das zeitlich ist. Deswegen bin ich ungeboren und nach meiner ungeborenen Seinsweise kann ich nimmer sterben. Nach meiner ungeborenen Weise bin ich ewiglich gewesen, bin sowohl jetzt wie ich ewiglich soll währen. Was ich infolge meiner Geburt bin, das soll sterben und zu Nichts werden, denn es ist tödlich. Und hätte ich gewollt, ich wäre nicht, und wäre ich nicht, so wäre Gott nicht. Daß Gott eben Gott ist, des bin ich eine Ursache. Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht Gott."

Nunmehr gibt sich der Sinn dieses Gedankens, der in seiner gewollten Paradoxie die Geheimnisse des Unaussprechlichen eben dadurch sagen möchte, daß er sie nicht, d. i. eben paradox, sagt, als durchaus „harmlos"-traditionell. Es ist nämlich die alte Lehre Platons vom eidos aïdeon, die augustinisch-thomistische idea exemplaris, die ratio aeterna, das universale **ante** rem, „daz vorgewürket dinc" (Pf. S. 487, 40) Meister Eckarts, die Urform der Dinge, die Gottes unendlich-schöpferischer Intellekt vorbildhaft von Ewigkeit her in sich trägt, und nach deren Maßgabe sein schöpferischer Wille die Kreaturen hernach ins Dasein setzt.

So kann z. B. Meister Eckart sagen: Gott hat alle heiligen geminnet also er sie vorgesehen hat, e diu welt würde" (Pf. S. 488, 6). Und als Gott die Kreaturen in die Zeit hinein erschuf, „da stand kein neuer Wille in ihm auf, denn als die Kreatur nicht war in sich selber, wie nunmehr, da war sie doch (ewelten) vor der Welt Beginn in gote und siner vernunft" (Pf. S. 488, 18). Und wenn er auch diese ideale Kreatur in und mit der Zeugung seines göttlichen Sohnes gebiert (ein alter patristisch-scholastischer Gedanke), „so muoz er gebern sin bilde belibende in im selber, in dem grunde daz bilde, also als ez ewiclich ist gewesen in ime, (formae illius) daz ist sin forme belibende in im selber, so muß er gebären dessen Bild, das in ihm selbst verbleibt, jenes Bild im Urgrund, so wie es ewiglich in ihm gewesen ist (dessen Formen) d. i. dessen form, verbleibend in ihm selbst." In Ihm, in Seiner „Erstigkeit (ersteceit), in Seinem „Innersten", in Seinem „Grunde", in den „kernen der veterlichkeit", in seinem „einigen ein", „hie sint alliu grasbletelin und holz unde stein und alliu dinc ein" (Pf. S. 332, 30 f.). Wahrhaftig, dieses Geheimnis unserer „Gott-i n n i g keit wonach wir und alle Schöpfung der ewige Traum des Unendlichen, das ist groß. Und von Platon, Aristoteles über Augustinus und Thomas, der ganze große Chor der Denker und Gottesmänner, durchdauernd kreist deren heidnisch-adventistisches bzw. christlich-erfülltes Denken um diese Fülle des Göttlichen, das in uns wohnt. Um wieviel mehr mußte die gesteigerte Gott**innig**keit des Mystikers an diesem Einheitspunkt von Glauben und Wissen aufglühn, daß davon Eckart sagen mag: „diz ist daz aller beste und ich han mich darinne vertöret" (Ich ward trunken-töricht ob alledem!) (Pf. S. 332, 40).

Denn **diese vorbildliche Urform** unser selbst **in Gott,** die ist ja **gleichzeitig** bei der absoluten Einfachheit seines Wesens **auch Gott,** selber Gott. Insofern sind wir durch unsere ewige Existenz im Gedanken Gottes selber Gott. „Die göttliche **Wesenheit** ist das eigentümliche Musterbild einer jeden Sache, eben durch den idealen Urgrund dieser Sache, den Gottes Wesenheit allemal bei sich hält", so sagt der hl. Thomas in De veritate VIII, 8 ad 1.

In dieser göttlichen Wesenheit sind wir also unserem Urbilde nach von Ewigkeit. Insofern „beleben" und „belichten" wir uns selbst, nämlich unsere irdische, zeitbedingte Existenz aus diesem unseren vorgängigen ewigen Dasein im Schoße Gottes. **Wir sind also tatsächlich in gewisser Weise die Ursache unser selbst.** „Denn die Urgründe der Kreatur sind im Geiste Gottes Licht und Leben (lux et vita!) **Leben,** soferne sie ausgehen, die Dinge ins Sein zu bringen, so wie das künstlerische Formbild hinwill ins Kunstwerk . . ., **Licht** aber: sofern eben jene sich ‚ähnliche' Prägformen hervorbringen in den (erschaffenen) Geistern" (Thomas: ebenda VIII, 8. Corp.).

Und Meister Eckart kündet mit einer leichten Aenderung unserer heutigen Interpunktion das Johanneische Wort also: Quod factum est, in Ipso vita erat, was gemacht ist, in Ihm war es bereits Leben (Joh. 1, 3).

Ist es aus diesen großen Gedanken christlicher Tradition heraus etwa Häresie und pantheistisches „Gottgleichseinwollen", wenn Meister Eckart an obiger Stelle sagt, daß ich meiner Wesenheit, d. i. meiner in Gott beschlossenen Idealform nach begrifflich früher bin als Gottes Welterschaffen? Mußte ich nicht von Ewigkeit her zuerst geschaut sein in Gottes Intellekt, eh' denn sein unendlicher Wille mich erschuf?! Oder anders: Meine ewige Urform, mein „ewig Ich" ist Gottes Sein, und alles Sein liegt begrifflich seinem Tun voraus. Agere sequitur esse, das Handeln folgt dem Sein. So ist also mein „ewiges Ich", oder die mich ideativ besitzende Gottheit die Ursache meines zeitlichen Daseins. Hätte sie oder „Ich" (in diesem Sinne!) die zeitliche Existenz, mein „wirklich Ich" und mit ihm alle irdische Kreatur nicht gewollt, selbstverständlich wäre Gott dann nicht das, als was wir ihn der Eckartschen Einleitung gemäß hier auffassen sollen: nämlich als Weltenschöpfer, als „begin der creaturen".

Sofern mein ewig Urbild in Gottes ewiger Schau seine verströmende „Güte" (diffusivum sui) zum Schaffen bringt, bin ich Ursache meines irdischen Selbst sowohl wie die von Gottes wirklichem Schöpfertum.

Diese unsere **natürliche** Einförmigkeit mit Gott, wie sehr steigert sie sich dem christlichen Mystiker, der sich eingetaucht weiß in die **übernatürlichen** Gnadenströme, die durch Christi Mittlertum nunmehr auch hier drunten Gott und Mensch in Eines setzen. War ich dort die Ursache von Gott als dem Schöpfer, so nunmehr die Ursache von Gott als dem Erlöser. Beidemal vermag ich ihn zu „nötigen", zu „zwingen" (ein echter Mystikergedanke!), eben weil seine Güte, seine ewige Liebe sich zwingen lassen **will,** da es ihre Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein; ja weil Gott so sehr die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab . . .

Wahrhaftig, Angelus Silesius hat recht: Ohne mich, in meiner ewigen **„Vorgewirktheit"** (die Gott selber ist!), ohne mich in meiner **„Erschaffenheit"**, ohne mich in meiner **„Erlöstheit"** . . . Gott wäre nicht Gott, vermöchte „ohne mich nicht einen Nu zu leben". Aber nicht als ob er dadurch begrenzt würde, sondern gerade deshalb, weil er so grenzen**los,** so ganz grenzenlos in seiner

Liebe. Deus autem caritas, Meister Eckart und wer nicht, hat sich verloren in ihren Tiefen . . .

Und darum ist es unrecht, wenn R. (S. 257) den Mystiker in „Gottgleichheit" sagen läßt: „Wer ist wie ich?", denn demütig und gottverloren bekennt er allemal: Wer ist wie Er, quis sicut deus, der solche Macht den Menschen gegeben hat?

Ueber allem steht dem Mystiker die Liebe: sei's in ihrer Erfüllung drüben oder in ihrer Leidenschaft und Bewegtheit hier. So klingen jene christlichen Urworte des hl. Paulus immer und immer wieder auf in Eckarts Schriften. Nehmen sie doch alle jenen Gedanken von vorhin herrlich vorweg, wie z. B. Röm. VIII, 28: „Denn die er **vorhersah,** bestimmte er auch **vorher** dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, auf daß er selbst erstgeborener unter vielen Brüdern sei." Oder: „Aus ihm, durch ihn, in ihm ist alles." Röm. XI, 36. Oder: „Ihr seid Christi Leib, und zwar Glied um Glied." I. Kor. XII, 27. „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Gal. II, 20. „Christus ist mir das Leben." Phil. I, 21. „Gott alles in allem." 1. Kor.. XV, 28. „Ich habe das Verlangen, aufgelöst und bei Christus zu sein, was weit besser ist" (Phil. I, 23), diesen paulinischen Gedanken, wie oft läßt Eckart ihn weiterklingen in jenes verwandte Augustinuswort: Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir, o Gott.

Die Mystik ist eben ein Urphänomen des Christentums, grundgelegt in jenem Heilandswort, das Eckart immer wieder vorbringt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, aus deinem ganzen Gemüte." Luk. X, 27. „Minne dinen got von ganzen herzen", „minne mit allen kreften der sele!" (Pf. S. 489, 9 — Daniels: S. 19).

Diese mystische, liebende Vereinigung mit Christus nun vollzieht sich in der Gnade; mit der gesamten Scholastik kündet Meister Eckart jene spezifisch katholische Lehre, wonach die Gnade die Natur voraussetzt, aber nicht aufhebt. Ihm ist alle „Schöpfung hingeordnet auf das Werk der Gnade und der Wiedergeburt" (Daniels, S. 40/45).

Diese Gottesgeburt aber hat einzig in der **erlösten** Menschenseele statt. „Dieser Geburt ist keine Kreatur empfänglich, denn allein die Seele . . . alle Vollkommenheit, Licht und Seligkeit muß notwendig mit dieser Geburt in die Seele kommen, auf keine Weise sonst" (Pf. IX, 39). „Jetzt ist die Seele nach Gott geformt, sie wird überformt durch Gott in Gott" (Pf. S. 401, 16).

Hier befinden wir uns im Grunde Eckartscher Mystik, wo er über den hl. Thomas hinaus bewußt an den „sklavischen Halbafrikaner" Augustinus anknüpft, um eine Transzendentalienlehre der Gnade aufzubauen. Den platonisch-augustinischen Begriff der „Teilnahme" wendet er an auf die beiden **Grundbegriffe** der Transzendentalität, nämlich das esse und das unum, das Sein und die Einheit. Und wenn schon im natürlichen Bereich unser Sein und die ihm konvertible Einheit irgendeine Teil-nahme an eben diesen unendlichen Eigentümlichkeiten Gottes bedeuten, so ist das noch viel mehr im übernatürlichen Seinsbereich der Fall. So ist nach Eckart die Gnade nicht irgendein donum creatum (endliches Geschenk) habitueller Art **an** der Seele, sondern die Gnade bringt ihr göttliches bzw. gottförmiges **Sein,** analog jener **natürlichen** Erschaffung des Menschen, die hier nur weitergeführt, über-

bildet wird. Gnade ist kein Geschaffenes, sondern etwas Ungeschaffenes, sofern wir am göttlichen Sein teilnehmen, das somit als „Teilgenommenes“ in unserer Seele blüht. Die Gnade ist die Gottförmigkeit, die Göttlichkeit, das Ewige im Menschen. Es ist das Wunder des Lichtes, das dem Mystiker so oft diese höchsten Prozesse veranschaulichen muß und ihn vor pantheistischen Entgleisungen bewahrt.

So ist ihm die Gnade ein „ausfließend Licht“ (Pf. S. 404, 34), ein Gleichnis, das seine köstliche Ausgestaltung erfährt in folgenden Worten: „Ich nehme ein Becken mit Wasser, lege darin einen Spiegel und setze es unter das Rund der Sonne. Sie wirft dann aus ihren lichten Schein aus ihrem Rund und tiefen Grund heraus und vergeht doch nimmer. Des Spiegels Widerspiel in der Sonne, das ist in der Sonne. Sonne ist er und doch das, was er ist. Also ist es mit Gott. Gott ist in der Seele mit seiner Natur, mit seinem Wesen, mit seiner Gottheit, und dennoch ist er nicht die Seele. Das Widerspiel der Seele, es ist in Gott. Gott ist sie, und doch das, was sie ist“ (Pf. S. 180, 34).

Der Strahl der Gottessonne im Tautropfen der Seele. Und wie dieser durch und durch versonnt, ja Sonne ist, an ihr „teil“-hat, und in diesem Teil aber doch das ganze Sonnenbild widerleuchtet, so verhält sich auch unsere Seele im Schimmer des Unendlichen. Und wie tausend und tausend Tropfen „teil“-nehmen an der Sonne, und jeder sie ganz besitzt, die Majestät der Sonne bleibt doch ganz in sich und unberührt. Und wie sich der versonnte Morgentau zu ihr, so verhält sich die begnadete Seele zu Gott.

Ist dieses Gleichnis der Göttlichkeit der begnadeten Seele aus der Natur genommen, auch die Uebernatur bietet im Geheimnis der Wesenswandlung der tausend Brotgestalten in den einen, ganzen, ungeteilten Fronleichnam unseres Herrn ein Analogon (Daniel, S. 54).

Aber all diese Begriffe und Anschauungen sind nur ein Gleichnis, ein Sicut (ein Sowie), ja noch mehr, ein Sicutissimum (ebenda). Bestehen bleibt: „Alles Sein, es kommt von Gottes Sein, aber nur auf analoge Art“ (Daniels, S. 52). Es ist nicht das Bild Gottes (das ist nur Christus), sondern **nach** dem Bilde geformt (Daniels, S. 17 u. 54).

Diese gnadenhafte Ueberformung, diese Wandlung kann natürlich nicht an den Seelenkräften: Verstand und Wille, sondern nur im tragenden Seinsgrund der Seele selbst erfolgen. Denn Gott schenkt sich dem Verstande nur als die Wahrheit, dem Willen als die Gutheit und eben ihrem tragenden Grund als das Sein selbst (das „ipsum esse“). Somit bedeutet Gnade das Entgleiten Gottes in den nackten Seinsgrund unserer Seele (deus ingreditur et illabitur nude essentiae animae). So bringt sie unserem „Ich“ („Ego“, Dan. S. 59, 32) die „übersw̃enklichkeit sins selbes, daz über al sunder überkommen (Pf. S. 375, 10), der sele über sich selber“ (Pf. S. 377, 17).

(Von hier ergeben sich offenbar Parallelen im Denken Eckarts und Erich Przywaras. Troß R., S. 244 f.)

So verstehen wir Eckarts Wandlung des Pauluswortes: „Durch die Gnade Gottes bin ich, nicht ‚was‘, sondern ‚daß‘ ich bin.“

Gott **ist** das Sein, sein Wesen, seine Wesenheit ist das Sein; alle Kreatur **hat** das Sein, Wesenheit und Dasein sind real verschieden. Darum heißt Erschaffen für Gott, Wesenheit und Dasein zusammenbringen (collatio esse), während bei ihm selber beide innigst, in das „einic ein“ der Identität verschlun-

gen sind. Unser Sein ist ein empfangenes Sein (receptum esse), Gottes Sein, das Sein selbst (ipsum esse) (Daniels S. 45 u. S. 28).

Nehmen wir nun in der Gnade an Gottes Sein Anteil, so auch an jener zweiten transzendentalen Eigentümlichkeit Gottes: eben seiner Einheit. „Der demütige Mensch" und Gott sind nun nicht mehr zwei, sondern eins" (Dan. S. 39). Kreatur ist Vielheit, Zahl, „Gott aber ist eins, ohne eins (die Zahl nämlich!) und über alle Zahl hinaus (supra numerum). Es selbst kann nicht mit irgendetwas in ein Zahlenverhältnis gesetzt werden. (Wo bleibt da R.s Lehre von der Polarität bzw. der Zweiheit alles Daseins?! Vgl. Dan. S. 57.) So sind auch wir durch die Gnade abgeschieden von aller kreatürlichen Mannigfaltigkeit, von aller Zufälligkeit dieser Welt (Pf. S. 486, 25). Wir sind „gezucket" (Pf. S. 486, 29) „in die Ewigkeit, der Welt tot, uns schmecket nicht mehr, was irdisch ist". „Denn Christus lebt in uns — wie Paulus sagt" (ebenda). „So bin ich für nichts empfänglich als für Gott" (Pf. S. 484, 26). Jetzt verstehen wir Eckarts Forderung: „Halte dich abgeschieden von allen Menschen . . . Mache dich frei von allem, was deinem Wesen fremde Zutat geben könnte . . . Denn es „stat abgescheidenheit ledic aller creatur" (Pf. S. 484, 29). R. macht daraus ein „völkisches Bekenntnis" (R. S. 235) . . . Legt ihr's nicht aus, so legt was unter . . .

In unserer Abgeschiedenheit also spiegelt sich Gottes Einfachheit, denn „als er ein ist und einvaltig, also kumet er (Gott!) in daz ein, daz ich da heize ein ‚bürgelin', in der Seele" (Pf. S. 46, 40).

Alle Namengebung kann nicht diese „Eingefachtheit" unserer Seele, dieses ihr In-Gott-Sein ausdrücken, sie müßte hier nur zerstücken. Die begnadete Seele als solche, teilhabend an Gottes unerhörtem In-sich-selbst, ist ohne Namen, ohne Bild, ohne äußere Form. Est sibi ipsi, sie ist hier nur für sich, so sehr Grund und Letztes, daß sie nicht einmal sich selbst im Selbstbewußtsein reflektierend zweit. Denn in ihr wohnt eben Gott, die Einfachheit, „daz einvaltic ein".

Dieses **begnadete**, eingefaltete, namenlose Seelenzentrum hat Eckart wahrscheinlich im Anschluß an Lukas, X, 38 „Jesus intravit quoddam castellum", „unser Herre, der gienc uf in ein bürgelin", mit dem Ausdruck der Seelenburg, des Lichtes, des Fünkleins belegt (vgl. Dan. S. 59). Ob er bei Thomas' De veritate S. 24, 9 corp. den Begriff der (custodia) Bewachung entlehnte, scheint fraglich.

Das aber ist jedem klar geworden, wie falsch es ist, Eckarts Begriff des Fünkleins, der Burgfeste als das „metaphysische Gleichnis der Ideen von Ehre und Freiheit zu bezeichnen" (R. S. 218), ja, wie grotesk es wirken muß, Eckart hier so etwas wie „Unbekümmertheit der Seele allem, **auch Gott gegenüber**", überhaupt nur anzusinnen, ihn, „mit immer neuer staunender Bewunderung" auf das „Innerste, Zarteste und doch stärkste Wesen unserer Rasse" verweisen zu lassen (ebenda).

b) Verschiedenheit von Gott und Mensch

Bei aller „Identität" von Gott und Mensch in der Gnade betont Meister Eckart aber ebenso den unendlichen Abstand beider. Der wesentlichste Unterschied ist aber der zwischen Gott als dem Sein selbst und der Kreatur als dem Sein vom anderen her (ens a se — ens ab alio). Kreatur sein heißt, das

„Sein aus dem Nichts empfangen" (Dan. S. 56). Also „aus sich selbst ist die Kreatur ein reines Nichts". Eckart hämmert uns diesen, nach R. (S. 248) geradezu „wahnwitzigen" Gedanken immer wieder ein (vgl. z. B. Dan.: S. 34, 39, 50, 56, 57 usw.).

Sind wir erschaffen, aus dem Selbst ein Nichts, so ist Gott, der Schöpfer, das Ein und Alles. Heißt Kreatur: „das Sein empfangen aus nichts", so Schöpfer: „das Sein geben aus dem Nichts" (Dan. S. 28). Wenn also der Schöpfer nur das reine Nichts außerhalb seiner vorfindet, alles Sein aus sich nehmen muß, ja, dann ist er die Ursache der Ursachen, die causa prima et universalis, die Erst- und Allursache" (Dan. ebenda). Weiter heißt es: Gott ist das Sein und die **unmittelbare** (!) Ursache alles Seins (Dan. S. 57). Wohlgemerkt, die unmittelbare, die kein Medium voraussetzt! „Got git sinen werken forme und **materie** (!) von nihte: des vermac diu sele nihte" (Pf. S. 529, 9).

R. allein hat entdeckt, daß Meister Eckart sich gegen diese „jüdisch-römische Lehre" mit ihrer Erschaffung der Welt aus dem Nichts gerichtet habe. Ja, er meint: „Gegen diesen monströsen Grundlehrsatz (!) hat der germanische Geist von jeher in schärfster Kampfstellung gestanden" (R. S. 249).

Weiter unterstellt R.: „Der germanische Geist kennt das Nichts nicht". „Er weiß nur von einem Gewoge, einem Chaos zu berichten, er denkt einen Augenblick höchstens an einen Ordner von außen." Wirkungsvoller könnten wir ihm nicht entgegnen als Meister Eckart, wenn er seinen Angreifern von damals und heute erwidert: „Es sprach aber Moses (!), daß Gott Himmel und Erde erschaffen habe im absolut ersten Anfang, in dem Gott selbst ist **ohne jedes Medium**" (Dan. S. 29). Es kommt noch stärker: Meister Eckart zeiht selber seine Gegner der Häresie, der Geistesschwäche (imbecillitas intellectus) und der Böswilligkeit (malicia), weil sie **nicht** die völlige Nichtigkeit der Kreatur lehrten, sondern sie immerhin für irgendein Etwas (quid modicum) hielten (Dan. S. 34). (Aehnlich Sapientia-Kommentar, von Théry ed., S. 278).

So übertrug also Meister Eckart doch eine nach Kant bezw. R. „nur für diese Welt gültige Anschauungsform (die Kausalität) auf metaphisisches Gebiet", eben auf Gott (R. S. 249). Und wenn die römische Kirche in dieser Frage „geradezu **den** Kampf um ihr Dasein führt", das Schöpfungsdogma „als die Voraussetzung ihrer, den Schöpfer stellvertretenden Stellung" (ebenda) zähe verteidigt, wahrhaftig, dann war Meister Eckart einer ihrer besten Kämpen. Jedenfalls ihm ist Gott die Fülle des Seins, die Kreaturen ein „luter niht. Ich spriche niht, daz sie kleine sin oder iht (etwas) sin: sie sint ein luter niht" (Pf. S. 136, 23).

c) Die Analogie

So steht alle Kreatur inmitten der Spannung zwischen Sein und Nichts, den Kräften der Höhe und Tiefe. Das aber ist die Lehre von der analogia entis (Analogie des Seins). Voll und ganz hat sich Meister Eckart zu ihr bekannt. Die ganze Gegensätzlichkeit dieser unserer paradoxen Weltsituation

hat er in immer neuen dialektischen Wendungen zum Ausdruck gebracht. Je nach der Standpunktverschiedenheit, denn das ist Dialektik, je nach dem, ob unser Denken die Kreatur von oben, von Gott her, oder von unten, vom Nichts her, anvisiert, ergeben sich die Antithesen. „Wenn man eine Kreatur setzt gegen die andere, so erscheint sie schön und ist etwas, setzt man sie aber gegen Gott, so ist sie nichts" (Pf. S. 222, 34). Dieser Dialektik der analogia entis bedient Eckart sich nun auf durchaus traditionelle Art. Die Kreatur ist sowohl **seiend** (von Gott her, als erschaffen) und zugleich **nicht-seiend** (weil von unten, von sich her ein Nichts), sie ist Gott **ähnlich** und **unähnlich** (aus denselben Gründen). Gott **berührt** alle Dinge (als Erschaffer und steter Erhalter) und **berührt sie nicht** (denn er selbst bleibt unberührt). Er ist **in** allen Dingen (als Bild und Ursache) und **über** allen Dingen (weil sich selbst genügend, unendlich einfach). (Vgl. Karrer, S. 81, ferner Pf. S. 613, 15; 96, 23.) Zuletzt führt Eckart alle Antithesen zurück auf die eine, alt überkommene:

„St. Augustinus spricht: Alle Dinge sind Gott,
St. Dionysius spricht: Alle Dinge sind nichts!"
(Pf. S. 531, 6 u. 8.)

Damit stellt sich Eckart gerade in seiner Lehre von der Analogie in die große christliche Gedankentradition, bekennt sich zu jener „Mitte", die das Charakteristikum christlicher Weisheit ist. „Unser Glaubensdenken geht auf der Mitte Weg einher", sagt Thomas de veritate XXIV, 12. corp. Dieser Mitte-Charakter der analogia entis, welche die Gegensätze, nicht über, sondern in Eines spannt, ergibt sich ganz unmittelbar aus dem Satz, daß Gott die Welt aus dem Nichts gemacht hat. Dieser Satz ist die einfache, aber keimkräftige Wurzel all jener überraschenden Folgerungen, die an sich aber jedes Kind zu ziehen vermöchte. Ist es halt eben doch das „einfach Wahre" . . .

Wie falsch demgegenüber, diesen beneideten Mittecharakter unserer Lehre, die alle alten und modernen Einseitigkeiten in ihrem „wahren Kern" schon immer vorweg hat, auf ein wendiges Anpassen und eine stetige Gedankenleihe zurückzuführen, wie R. es wahr haben möchte (R. S. 245 ff.). Rom hat nie nachmals „einverleibt" (S. 247), sondern Haeretiker haben sich vorher ausverleibt aus jenem organischen Keimgrund des „einfach Wahren". Freilich wird sich dieses organische Zentrum unseres Glaubensdenkens weiterhin entfalten, entwickeln in die lebendige Zeit, aber — das ist der Unterschied — nicht von außen nach innen, als Kompromiß und hastiges Beipacken jeweils moderner Extreme, sondern umgekehrt: Still und stetig, von innen nach außen wird es erblühen. Das kommt daher, daß unsere Wahrheit wurzelt in der Sonne des Ewigen und nicht im Sturm des Zeitlichen, daß sie wurzelt im Sein und nicht im Nichts, in Gott und nicht im Menschen. „Wan wir sin niht diu wahrheit und darumbe enderet got unser wizzen unde sin wizzen niht, wan er ist diu wahrheit, unde wir niht" (Pf. S. 418, 15).

Mögen unsere Gegner diese Wahrheit der Mitte, der bindenden Analogie aus Addition und kompromißhaftem Zusammenflicken von hier und da Geborgtem „erklären". Wie könnten sie anders! Ist doch für sie alle Wahrheit nur in der Zeit, überhaupt nur insofern Wahrheit, als sie praktischen Nutzwert abgibt für das Heute und seine Bedürfnisse. Man beruft sich dabei auf einen mißverstandenen Goethe: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" (R.

(S. 238). Für uns dagegen ist „diu einveltic luter weselichiu wahrheit" (Pf. S. 272, 30), die einfältige, lautere wesentliche Wahrheit, übernützlich, übervölkisch und überzeitlich, da sie eben „got alleine" (ebenda) ist. Die analogia entis mit all ihrem Spannungsreichtum ist die Strukturformel für das **geschöpfliche Dasein.** Auf Gott selber ist sie sinngemäß in keiner Weise anwendbar. Er ist unendlich und unsagbar über alle Geschöpflichkeit hinaus, „er ist", sagt Eckart, „über alle Namen, über Verstand und Vernunft, über Sein und Seiendem" (Karrer S. 65). „Sein Wesen ist selbstgenügend, d. h.: Er bedarf nicht irgendetwas außer sich zu seiner Vollendung: Ich bin, der ich bin" (Karrer ebenda; vgl. Pf. S. 403, 23). „Das Nichts, das Schattensein bedarf des Seins — wie der Kranke der Gesundheit bedarf — nicht die Gesundheit des Kranken" (Karrer S. 66).

Diese Absolutheit Gottes macht natürlich so etwas wie „eine ewige Polarität des Daseins", die „Zwiefachheit als Grundgesetz alles Daseins" (R. S. 243/44), „die selbst in tiefster Tiefe aller Abgeschiedenheit anerkannte Polarität des Lebens" (R. S. 230), zur Absurdität. Sagt doch Eckart, und damit wollen wir die Lehre von der Analogie beschließen: „Als Gott Himmel und Erde schuf und alle Kreatur, das ging seine unbewegliche Abgeschiedenheit also wenig an, wie wenn er die Kreatur niemals geschaffen hätte" (Pf. S. 487, 13).

Dritter Abschnitt

Die Höchstwerte Meister Eckarts

„Die Freiheit der Seele ist ein Wert an sich. Die kirchlichen Werte Liebe, Demut, Barmherzigkeit, Gnade etc. bedeuten bloß etwas in bezug auf ein außerhalb ihrer liegendes Moment" (R. S. 238), (abgesehen von der unglücklichen Terminologie — Wert an sich! — ist auch der Gedanke falsch. Auch Freiheit ist als ein Freisein von . . . und ein Freisein wozu . . . allemal ein Relationsbegriff, denn das meint R.). Er fährt fort: „Der Adel, der **auf sich allein** gestellten Seele ist folglich das Allerhöchste, ihr allein hat der Mensch zu dienen; wir Heutigen werden es die tiefste metaphysische Wurzel der Idee der Ehre nennen, die gleichfalls eine Idee an sich (!) ist, d. h. **ohne jeden Bezug** auf einen anderen Wert" (R. ebenda). Man merke sich das letztere: ohne jeden Bezug auf . . ., denn unbekümmert heißt es im unmittelbar folgenden Satz schon: „Die Freiheitsidee ist **ohne die Ehre nicht** zu denken. Diese wiederum nicht ohne die Freiheit. Die Seele wirkt Gutes selbst, ohne jede Beziehung zu Gott (!), lehrt Eckart usw. Damit zeigt sich Meister Eckart als der Schöpfer einer neuen Religion" (R. S. 239).

Man weiß wirklich nicht, ob man sich über das begriffliche Durcheinander der ersten oder die schneidige Kühnheit der letzten Sätze mehr verwundern soll.

Jedenfalls wird es schwer, nach dem, was wir im Kapitel II zu sagen hatten, noch auf diese Thesen näher einzugehen.

An sich ist es schon ein Risiko, den modernen, mehr oder minder subjektivistischen Wertbegriff auf die Philosophie des Mittelalters anzuwenden. Darüber aber kann doch nun ernsthaft gar kein Zweifel bestehen: Der Höchstwert, „daz beste guot“ (Pf. S. 374, 27), „alle vollkommenheit zemale ungestücket: daz ist in got alleine“ (ebenda S. 6).

Alle Freiheit, alles „geschöpfliche Schöpfertum“ des Menschen, der allein von aller Kreatur sich selbst bestimmen, sich selbst Ursache (causa sui) werden kann, das alles bekommt erst Sinn und Inhalt, wenn es hin ist zu eben jenem unendlichen Urgut, der ewigen Güte Gottes. Alle rein formale Freiheit, die Freiheit bloß um der Freiheit willen, diese rein formale Auffassung hat im Hintergrunde deutlich das alte „non serviam“, ich mag nicht dienen. So bei Kant und all seinen Nachfahren. Unsere **formale** Freiheit ist ein bloßes Nichts, wenn sie nicht ihren Sinn bezw. ihre Form findet in der **materialen** Güte Gottes. Frei sein **von** aller Kreatur, besonders unserem Selbst und allem Eigenwesen (tolle quod tuum est, Dan. 49, lege ab alle Eigenschaft! Pf. S. 155, 20), um frei zu sein **für** das höchste Gut, frei vom endlichen Teil, um frei zu werden für das unendliche Ganze, das ist der Sinn christlich-eckartscher Freiheit. „Der Geist, der völlig frei ist, hat zum Inhalt alles Sein“ (Karrer S. 142), d. i. eben Gott. So ergibt sich die christliche Paradoxie: Der Mensch ist am freiesten, der den Willen Gottes tut; der Mensch ist der freieste, der adeligste, der zugleich der demütigste. „Der soll am **allerfreiesten** sein, der vergißt seine Selbstheit und einfließt mit alledem, das er ist, in den grundlosen Abgrund seines Ursprungs. Das aber kommt allen freiwillig Armen zu, die sich versenkt haben in das Tal der **Demut.** Sie folgen eigentlich den Worten, die unser Herr spricht: Wer zu mir kommen will, der hebe auf sein Kreuz und folge mir (Pf. S. 393, 23 ff.). Höchste Freiheit ist höchste Demut, und über beiden leuchtet das Kreuz unserer Erlösung, d. i. unserer Befreiung **von** der Sünde **zur** Freiheit der Kinder Gottes.

Nunmehr verstehen wir, daß Meister Eckart in jenem liberalistischen Individualismus „der auf sich allein gestellten Seele“ das Wesen aller Sünde erblicken muß. „Jede Sünde ist dadurch Sünde, daß sie Stolz ist und so das Gebot Gottes übertritt. Wie **Demut** allereigentlichste Vorbereitung ist für jede Gnade, so ist Hochmut der direkte Gegensatz zur Gnade und deshalb Wurzel und gleichsam allgemeine Form aller Laster — wie Liebe aller Tugenden Form ist, in dem Maße, daß jede beliebige Tugend ohne Liebe eine Art Laster wäre“ (Karrer, S. 97).

„Superbia — caput et causa omnium delictorum“, „der Stolz — das Haupt und die Ursache aller Sünde“ — das ist die durchdauernde Idee von Augustins Gottesstaat. „Caritas forma omnium virtutum“ — „die Liebe ist die Form aller Tugenden“, antwortet ihm Thomas ebenso oft.

R. aber statuiert demgegenüber: Eckart findet, daß „d i e c h r i s t l i c h - k i r c h l i c h e n H ö c h s t w e r t e , L i e b e , D e m u t . . . a n H ö h e , T i e f e u n d G r ö ß e d e m Z u s t a n d d e r a u f s i c h a l l e i n g e s t e l l t e n S e e l e w e i c h e n m ü ß t e n“ (R. S. 233). Die Liebe ist das Höchste, der Erfüllung wird in der unio mystica, im gnadenhaften Einbruch Gottes in unserer Seele Grund. „Deus est caritas“, immer wieder klingt bei Eckart dieses Johannes-

wort auf. Wie falsch, wenn R. ein „herrlich-aristokratisches Bekenntnis" macht aus Eckarts Worten: „Nun hört, wie die Seele Gott wird, auch oberhalb der Gnade. Was Gott ihr nämlich so verliehen, das soll sich nicht wieder wandeln, denn sie hat damit einen höheren Stand erreicht, **wo sie** der Gnade nicht mehr bedarf" (R. S. 237, Pf. S. 386, 39).

Nun freilich nicht, denn an dieser Stelle spricht Eckart von einem „Fortgehen der Seele von einer Edelkeit in die andere zu der Stunde, wo sie scheidet vom Leibe, wo ihr im selben Moment geöffnet wird das ewige Leben und sie in der Umfängnis des göttlichen Lichtes bezogen und gebildet wird in Gott". Und Gott, dem sie jetzt in ewiger Liebe vereint, der hat „von Natur", was sie hienieden „an Gnaden" besaß (Pf. S. 382, 9). Und freilich bedarf der nicht mehr der vermittelnden Gnade, der oberhalb des irdischen Gnadenzustandes Gott unmittelbar hat in ewiger Liebe und Einförmigkeit. „Gnade, wie wir sie in diesem Leben haben, und Seligkeit, wie wir sie einst im ewigen Leben haben sollen, verhalten sich zueinander wie die Blüte zur Frucht" (Pf. S. 323, 5). „Die Seele soll aufgehen in der Gnade und zur Vollendung reifen und soll kommen über die Gnade: Denn dann schaut sie Gott" (Pf. S. 140, 1).

Die Liebe hält bei Eckart genau den Platz, der ihr im christlichen Denken und Handeln zukommt, nämlich den allerersten. „Die Liebe fällt nie dahin, werden auch Weissagungen aufhören . . . oder die Erkenntnis vergehen, denn Stückwerk ist unser Erkennen . . ." Jetzt aber bleiben diese drei, Glaube, Hoffnung, Liebe, aber das größte davon ist die Liebe" (Kor. XIII, 8—13). Diese Gedanken des hl. Paulus haben alle Lehrer der Kirche aufgegriffen. So ist auch nach Thomas in bezug auf Gott unsere Liebe der Erkenntnis überlegen. Denn „wir vermögen den Herrgott nur zu erkennen, wie er sich unserem schwachen Verstande mittelbar einprägt, dürfen ihn aber lieben, so wie er oberhalb unserer schwachen Erkenntnis in sich selber ist (Thom. De veritate XXII, 11. Corp.). Gott aber lieben heißt nach thomistischer Lehre, ihm unseren **Willen** zuwenden, d. h. unser vernünftiges Strebevermögen (appetitus intellectivus), das mit dem intellectus appetitivus, mit dem willensgebundenen Verstand, als dem einzigen anderen Partner, den vernünftigen Teil unserer Seelenkräfte ausmacht. Die organische Verbundenheit von Vernunft und Wille, als den **geistigen** Potenzen unserer Seele, gehört in ihrer Darstellung mit zu dem Erhabensten, was die scholastische Philosophie zu sagen hat. Jedenfalls: Vernunft und Wille konstituieren allein die Geistpotenz.

Wenn Meister Eckart aus dieser Tradition heraus erklärt, daß „die Liebe ganz und gar in den Willen falle", daß „wer mehr Willen, auch mehr Liebe habe" (Pf. 553, 17 / R. S. 242), so ist das nicht das Gegenteil der Lehren „der römischen Klerisei" (R. ebenda), sondern haargenau dasselbe. Und um es nicht zu vergessen: ebenso voluntaristisch benimmt sich auch der „sklavische Halbafrikaner" Augustinus (vgl. De trinitate: 15, 38; De civitate dei, 12, 9. 14, 7). Es bleibt also ausgemacht, daß alles Gefühl in unserem Sinne, alle Passionen und Sentimentalitäten, deren berechnenden Kult R. dem Katholizismus zu gern anhängt, aus der Geistsphäre verwiesen sind. Und bekanntlich geht nach dem hl. Paulus die katholische Heilspraxis dahin, den Menschen anzuhalten, „im Geiste zu leben, im Geiste zu wandeln" (Gal. 5, 25). „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch" (Gal. 5, 17).

Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Glaube, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit" (Gal. 5, 22).

Von diesem kühlen Intellektualismus paulinisch-thomistischer Seelenhaltung könnte unser heutiges geräuschvolles Affektleben wahrhaftig sehr viel lernen. Und wenn man demgegenüber die Stirn hat, von „sexual-psychischer Ekstase" zu reden, wohin die Kirche die Liebe „mit wohlüberlegter Hypnotisierungsmethode" versetzt habe (R. S. 241), so scheint uns, daß hier, wenn schon ein Geistvermögen, dann allerdings nicht die Vernunft, sondern nur der Wille gesprochen hat.

Dieser Liebe zu Gott steht die Sünde entgegen, der wir „kranken liute" (Pf. S. 10, 25), nicht etwa „wir freien adeligen Seelen", in „unserer leiblichen Geburt" durch die Erbsünde verfallen sind. Und nur „die geistliche Geburt bringt uns von Sünde zu Gnaden". Wie bringt nun R. „den aus klarem Seeleninstinkt urteilenden nordischen Menschen Eckart" (R. S. 236) in Einklang mit dessen geradezu mosaisch-jüdischem Rigorismus, wenn es heißt: „Die erste Geburt bringt Kinder des Zornes hervor. Stürbe ein Mensch in der ersten Geburt, so würde er verdammt ... Die erste Geburt setzt den Menschen schuldig in die Welt als ein Kind des bösen Feindes" (Pf. S. 369 ff.). Und zeugt es „von einem unbeirrbaren Freiheitsbewußtsein" (R. S. 225), von „einem im besten Sinne herrischen Willen" (ebenda S. 241), „wenn die Erbsünde in der menschlichen Natur überhaupt, wie sie von den Stammeltern kommt, verderblich wirkt, wenn Widerspruch und Kampf ist in unserer sinnlichen Sphäre, Spaltung und Scheidung, Uneinigkeit und Bitterkeit" (Karrer, S. 96). Mit Paulus heißt es, daß „Leib und Fleisch sich allezeit wider den Geist stellen ..., daß man dem Geist zu Hilfe kommen muß in seiner Verbannung und dem Fleische Abbruch tun in diesem Streit ..." (Pf. S. 29, 17 ff.). Und will der deutsche Glaube von seinem angeblich „ersten Apostel" auch dessen harte Lehre übernehmen, wenn er unter ausdrücklicher Berufung auf den hl. Augustinus sagt: „Todsünde ist ein Gebresten der Natur, ein Sterben der Seele, eine Unruhe des Herzens, ein Siechtum der Kräfte, eine Verblendung des Verstandes, ein Jammer für das Gemüt, ein Tod aller guten Werke, eine Irrung des Geistes, eine Gemeinschaft des Teufels, ein Ausschluß aus der Christenheit, ein Kerker der Hölle" (Pf. S. 216, 26; vgl. ferner Pf. S. 217, 3; 277, 13).

So enthüllt sich unserem Meister angesichts der Sünde die ganze Fragwürdigkeit unserer Natur, die auch noch hereinschattet in das Reich von Gnade und Erlösung. „Denn von der Erbsünde, weil sie die Natur verdirbt", hat uns Christus befreit, „nicht aber von der Tatsünde, die sich in uns auf die Person bezieht und sie verdirbt" (Dan. S. 48).

Aber Meister Eckart bleibt nicht in der Negation stecken, denn auch die Sünde hat ihren tiefen Sinn im göttlichen Welt- und Heilsplan. Wenn er weiter sagt, daß „Gesündigthaben keine Sünde sei, sobald es uns leid tue", so ist das die selbstverständliche Voraussetzung, mit der jeder Katholik zur Beichte geht, sowohl gestern wie heute. Damit will Eckart aber nicht „meilenweit wegführen von der üblich geforderten Zerknirschung" (R. S. 237), denn die Lehre der Väter vom donum lacrimarum macht sich der Meister unter Hinweis auf Maria Magdalena und den hl. Petrus ausdrücklich zu eigen. „Es ist ein Zeichen großer Minne, wo die Zähren mit der Reue

rinnen . . ., und wer von Not Reue hat über die Sünden, so ist es dazu gar gut, daß die Reue mit Zähren gewaschen werde" (Pf. S. 362, 36; 363, 1).

Ebenso ist Eckarts Wort „vom Segen der Sünde" ein urchristliches. Wir erinnern an das Pauluswort: „Wo die Sünde überhandnahm, da war die Gnade überreicher" (Röm. 5, 20), das bei dem hl. Augustinus fortklingt, wenn er von der „felix culpa", der „glücklichen Schuld", spricht, die uns den Erlöser mit all seinem Liebesreichtum gebracht hat. Und auch im Leben des einzelnen hat die Sünde noch ihren Sinn. Bei eben dem hl. Augustinus heißt es: „Denen, die Gott lieben, wendet er alles ins Gute, dermaßen, daß er ihnen ihre Irrwege und Verfehlungen zum Fortschritt im Guten gereichen läßt, denn sie nehmen an Demut und Erkenntnis zu" (de corr. et gr. 24). (Aehnlich Thomas S. Th. I, 2. 79, 4 — I, 2. 87, 2 ad 2.) „Und hat der Heiland nicht selbst einmal gesagt, wem mehr vergeben wird, der liebt auch mehr" (Pf. S. 560, 3, vgl. Dan. S. 23). Also so ganz nordisch ist dieser Gedanke vom „Segen der Sünde" nicht.

Freilich müssen wir die Sünde fürchten und den gerechten Gott, der nicht in dem Sinne „ein Gott der Gegenwart ist", „daß er in der Vergangenheit nicht mehr herumrechne" (R. S. 237). Allerdings nicht mit „Kontobuch" und „Rechenstift", auch nicht in einer Vergangenheit, welche die seine, d. i. Gottes wäre; denn Gott ist überzeitlich. Aber darum ist seinem Allwissen unsere Vergangenheit nimmer verborgen. So sind es nach Eckart zwei Ursachen, weshalb die Menschen mit Grund sich fürchten vor dem Herrn: erstens, weil er allwissend ist, so daß keine Schuld ihm verborgen bleiben kann, zweitens, weil er der allgerechte ist, so daß nichts ohne seine Strafe bleibt" (Karrer S. 108).

Aber dem Menschen ist ja immer ein Wiedererstehen von aller Sünde möglich, wenn er der göttlichen Erbarmergnade mitwirkend begegnet (Pf. S. 216, 24). „Reue", „Beichte" und „Genugtuung" sind die christlichen Heilsmittel, auf die Eckart verweist (Karrer S. 101).

Ist diese Einschätzung von Sünde und Reue bei Eckart wirklich „so ganz anders" als die gemeinkatholische? Denkt er hier auch nur um ein Haar anders als „der zerrissene, unfreie, bastardisierte Augustinus?" (R. S. 236). Der sich übrigens für diese seltsamen Prädikate schon im unmittelbar folgenden Satze rächt. R. will nämlich im Gegensatz zu Augustin „die verharrende Gottlebendigkeit" „des nordischen Menschen", „das Erheben seiner Seele zu immer höherem Lichte" (R. 236) dadurch beweisen, daß dieser Mensch sich sogar als Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit wisse. Trotz der Inkonsequenz, die darin für den R.schen Eckart liegt — für den Gott doch nur eine selbstgeschaffene Idee ist —, es hilft alles nichts: Denn der Mann, der eben diesen „nordischen" Gedanken, wonach unser Gedächtnis Gottvater, unser Verstand Gottsohn, unser Wille dem Heiligen Geiste ebenbildlich zugeordnet, erstmals formuliert und ihn der gesamten mittelalterlichen Spekualtion zugebracht hat, das ist eben jener „afrikanische" Augustinus. Dieser Gedanke kehrt in seinen Schriften, ebenso in denen des hl. Thomas immer wieder.

In dieser Ebenbildlichkeit unserer Seele mit Gott, die dadurch vor aller Kreatur ausgezeichnet ist, eben darin besteht ihre wahre **Ehre** vor Gott. Und

wie wir schon sagten: ihre wahre **Freiheit** besteht im Gehorsam vor Gott, der sie eben **zu** sich hin erschaffen hat. Er gibt ihr (siehe oben!) aber nicht nur Sinn und Ziel, er ist ja dieser **unserer** Freiheit Grund, da er sie tragend hält, da er es ist, der dem Menschen die Selbstbestimmung überhaupt erst möglich macht. Denn ohne Gottes Schöpferkraft wäre der Mensch ein Nichts, seiner **All-Ursächlichkeit** ist unsere **Selbst-Ursächlichkeit** (Selbstbestimmung) wunderbar nachgebildet.

Darum gibt es in unserer Freiheit Grade, sofern sich die negative Freiheit, „wo wir **frei** sind von aller Schuld", wo wir „**freier** sind, indem wir den Dingen nicht anhangen", aufsteigert zur positiven Höchstfreiheit. Da ist die Seele „am **allerfreiesten** (aller vriest): weil frei von allem, ja von sich selber, und eingeschlossen in die Abgründe ihres Ursprungs". Da hat „Gott seine Gnade in die Seele eingegossen, die sich in der Minne also vernichtet hat" (Pf. S. 393, 23 ff.).

Wir sehen also: höchste Edelkeit, höchste Freiheit, höchste Ehre, höchste Gnade, höchste Minne, höchstes Sein, höchstes Nichtmehrsein, in der mystischen Gnadeneinheit von Gott und Seele schlagen alle diese Superlative ineinander. Da ist eben alles eins, und eins ist alles. Gott, die Einfachheit ohne Ende, er ging in unsere Seele ein, die „Einfachheit in sich" facht sich alles ein . . . Da habe ich wirklich im **Einen** alles gefunden und bin „über all sunder überkommen". Aber diese völlige unio (Einheit) des Jenseits findet die Seele des Mystikers und die aller Christgläubigen schon hier, besonders in der communio (in der Vereinigung), „in eime vorsmacke des ewigen lebens" (Pf. 380, 21): nämlich „in der seliger gegenwürtikeit gotes in dem heiligen sacramente" (Pf. ebenda S. 31).

Gerade hier hat sich auch die gelehrte Forschung — wie uns scheint — ein wichtiges Moment entgehen lassen. Denn in der heiligen Vereinigung der Menschen mit dem eucharistischen Christus sprudelt der unerschöpfliche Quell mystischen Lebens. So heute wie damals und immer. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm" (Joh. 6, 57), „nicht ich lebe, Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20), ununterbrochen zieht sich der mystische Liebes- und Lebensstrom durch die Kirche der Jahrtausende und entkleidet das, was wir heute Mystik nennen, weithin seiner geschichtlichen Besonderheit.

Von „stoffanbetender Abendmahlslehre", von „Mitschleppen alter Fesseln" und dergl. spricht R. (S. 129). Wie kann er auch wissen, „von der grozer und undenclicher vollkomenheit unde der wunderlicher vreude, die diu sele hat von der seliger gegenwürtikeit gotes in dem hl. sacramente" (Pf. S. 380, 30). Denn „wir han da got in gote unde uns in gote" (ebenda 6). Hören wir im folgenden eine Stelle, wo der ganze Festeszauber des soeben (durch Juliana von Lüttich) erstandenen Fronleichnamsfestes, die verhaltene Glut thomistischer Hymnen, diese ganze neue Welle eucharistischer Begeisterung funkelt im Gehalt dieser kristallenen Worte. Ja, so etwas vom Rauchwerk unserer Altäre, vom Goldglanz unserer Ziborien, von Morgenlicht und Opferfrühe, von all der lieblichen Erhabenheit dieses Mysteriums schwingt in den überaus inniglichen Worten unseres Meisters, wo er dann alles Menschliche, Kosmische und Göttliche zugleich eintaucht in die Ueberfülle des eucharistischen Wunders. Man muß ferner für die zarte Melodik und die reizende Naivität unserer mittelhochdeutschen Muttersprache ein Ohr haben,

um hier höchste Wortkunst überhaupt zu erleben. So heißt es denn: ein besonderer Wert „der an unseres Herrn Fronleichnam liegt, das ist ein Entbrennen göttlicher Minne. Gott ist es allein, der aller Dinge würdig ist. Er minnet sich selber um seiner selbst willen in der einen gleichen Minne. Also tut des Menschen Seele, die entbrannt ist in göttlicher Minne, die minnet Gott um Gottes willen, auf Gottes Art und minnet nun alle Dinge von Gott her in Lauterkeit. Gott ist wahrlich die Minne, und die Minne ist wahrlich Gott. Wer in ihm wohnt in Minne, der wohnt wahrhaftiglich in Gott und Gott in ihm. Nicht nur als Enthalt seines Wesens, so wie Gott alle Kreaturen in seiner Wesenheit enthält. Um vieles mehr geht es hier: Gott wohnt in der Seele als ein Freund mit seinem Freunde. Ein Freund, der offenbart seinem lieben Freunde all seine verborgenen Heimlichkeiten. Sie offenbart auch Gott in Lieblichkeit seinem lieben Freunde: Er hat nichts Verborgenes in seinem Wesen, er offenbare es denn der Seele, die sich dem Einfluß seiner Gnade bereit hält. Die das einen Augenblick nur empfangen, die Seele achtet weder ihrer noch alles des, das Gott nicht ist. Freund ist gern bei liebem Freunde, Gott ist allein ein steter Freund. Gott minnet uns mit ewiger Minne und will in Stete bei uns bleiben bis ans Ende. So ist das hl. Sakrament eine große Freude allen guten Leuten. Der Mensch ist selig, der unseres Herrn Fronleichnam oft empfängt mit reinem Herzen und mit festem Glauben. Der Mensch wird gestärkt in aller Heiligkeit und Vollkommenheit von der Kraft des hl. Fronleichnams unseres Herrn" (Pf. S. 377, 34 ff.).

In seiner Verteidigungsschrift spricht der Meister von den „vielen Broten, die auf den verschiedenen Altären gewandelt werden in den wahren einzigen Leib des Herren selbst, der empfangen und geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontius Pilatus. Mögen zurückbleiben auch die geeinzelten Gestalten, unser Geist wird angenommen in Gnade, und wir werden geeint dem wahren Sohne Gottes, wir werden Glied des einzigen Hauptes der Kirche, das da ist Christus" (Dan. 15, vgl. S. 31; 54 etc.).

Das ist Meister Eckart! Und hier ist er unser. Wer könnte daran zweifeln? Kann man wirklich diesem Manne noch eine „Religion des Blutes" zusprechen? Soll nicht alles das, was Eckart uns bisher zu sagen hatte, eitel Lüge sein, so ist eine solche Inanspruchnahme ein völliges Unding. Wer noch irgend Sinn für ein Ganzheits- bzw. Gestalterfassen in geistesgeschichtlichen Dingen hat, für den ist so etwas aber auch ganz und gar unmöglich.

Trotzdem glaubt R., den letzten und stärksten Trumpf für seine Auffassung bis zuletzt aufbewahrt zu haben. Es ist der bedingte Teil eines Bedingungssatzes, der es ihm angetan hat, den er durch Sperrdruck heraushebt und dann alle seine Bedingtheit, allen Sinnzusammenhang außer acht läßt, beglückt ob eines solchen Fundes. Man fühlt geradezu die Entdeckerfreude R.s, die sich auch schleunigst des antithetischen Charakters dieser Stelle entschlägt, nur um das Sätzlein zu hätscheln, das soviel Gobineau und Chamberlain **auf einmal** enthält.

Nun ist es freilich mehr als merkwürdig, daß Meister Eckart bei all seinem erheblichen deutsch-lateinischen Schrifttum diese seine Fundamentallehre ausgerechnet in die **eine** Hälfte eines Bedingungssatzes geradezu „verschatzgräbert", so daß der suchende Spaten eines glücklichen Finders erst volle sechshundert Jahre später rein zufällig hier auftrifft. Und was hat der „schlaue" Meister einen Wust von alt- und neutestamentlichen Erklärungen, von scholastisch-

spekulativem Gelehrtenkram benützt, um sein halbes Sätzlein mit dem kostbaren Schatz hier zu verstecken, um dann nie wieder auf seine neue Religion, nicht einmal in einem Viertelsätzchen, explicite zurückzukommen. Das müssen wir doch sagen: Dieser Eckart ist der merkwürdigste Religionsstifter, der jemals gelebt hat, und Bonifatius war ihm an Bekennermut sicherlich überlegen.

Aber nun endlich zu diesem kostbaren Satzjuwel selbst. Eckart sagt tatsächlich: „Das Edelste, das am Menschen ist, das ist Blut . . .", aber nicht so ohne weiteres, sondern nur unter einer Bedingung, die man eigentlich noch gesperrter drucken müßte als das Bedingte, nämlich nur dann, „wenn es" d. i. das Blut, „gut will". Aber mehr noch! Dieser ganze Bedingungssatz ist nur das **eine** Glied einer Antithese, deren zweites ich mit demselben Recht verabsolutieren und sperren dürfte wie das erste. Nun sieht die Sache allerdings schon anders aus, nämlich so: „Auch das Aergste, was am Menschen ist, das ist das Blut", aber auch nur unter einer Bedingung, „wenn es übel will". (vgl. R. S. 257/58 und Pf. S. 179, 15 ff.).

Also diese konträren Eigenschaften unseres Blutes sind nicht jenseits von Gut und Böse, sondern sowohl die „Edelkeit" als auch ihr Gegenteil sind abhängig von entsprechenden sittlichen Qualitäten. Die letzteren stehen also immerhin normierend **über** allem Blut.

Doch verfallen wir nicht in den Fehler R.s, sondern betrachten die Stelle in ihrem Zusammenhang, denn der vermag einzig über sie Licht zu schaffen. Die Stelle steht in einer Predigt, die zum Vorspruch das Markuswort X, 28 hat: „Fürchtet nicht die, welche den Leib töten, die Seele aber nicht töten können". Es heißt weiter: „Denn der Geist tötet nicht den Geist, der Geist gibt dem Geiste Leben. Was Euch töten wird, das ist Blut (!) und Fleisch! Aber das stirbt ja miteinander. Das Edelste, das am Menschen ist, das ist Blut, wenn es gut will. Aber das Aergste, das am Menschen ist, das ist Blut, wenn es übel will. Siegt das Blut dem Fleische ob, so ist der Mensch demütig, geduldig, keusch und hat an sich alle Tugend. Siegt aber das Fleisch dem Blute ob, so wird der Mensch hoffärtig, zornig, unkeusch und hat alle Untugend an sich. (Man beachte den genau antithetischen Bau dieses Satzes im Vergleich zu dem Vorhergehenden!) Hier ist gelobt St. Johannes, den Gott selber gelobt hat". So lautet die Stelle.

R. bringt sie nicht, ebensowenig den unmittelbaren Vordersatz seines Zitates, der da lautet: „Fleisch und Blut, das stirbt miteinander." Es muß hier angemerkt werden, daß Meister Eckart mit ebendiesem Blute, dessen Mythos bezw. Religion er angeblich verkündete (R. S. 258), das harte Wort in Zusammenhang gebracht hat, das lautet: „Die Söhne des Fleisches, deren Werk und Wandel **nach dem Blute** schmecket, deren Leben aus Sünde kommt, werden weder hier noch dort (im Jenseits!) des Tages Mitte gewinnen" (Pf. S. 369, 27). Ebendort heißt es: „Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch; was aber vom Geiste geboren ist, das ist Geist. Das Fleisch ist grob, der Geist edel, ihrer beider Natur ist ungleich und widereinander" (Pf. S. 369, 33). Und dieses Gegeneinander von Fleisch und Blut auf der einen und vom Geist auf der anderen Seite wird dargetan als die Folge der Erbsünde.

Wenn somit obige Stelle überhaupt Sinn haben, nicht völlig aus Eckarts System herausfallen soll, so ist der Superlativ: „Das Edelste" hier relativ zu fassen, nämlich als das Edelste von zweien: eben Fleisch und Blut. Vermutlich

liegt hier eine physiologische Theorie des Mittelalters zugrunde, wonach das Blut dem Fleische vorgeordnet ist im Ordnungs- und Lebensgefüge unserer Leib-Seele-Einheit. So hieß es oben „Das Fleisch ist grob, der Geist edel", so daß zwischen beiden das Blut rangieren mag. Und fügt sich dieses Blut dem Geiste, obsiegt andererseits dem nachgeordneten Fleische, hält somit rechte Ordnung, so hat es auch als das „nobilius esse", das vornehmere Sein, den **meisten** Anteil am Guten, jedenfalls mehr als das Fleisch und alle nachgeordneten Kräfte. Denn das alte Axiom: quidquid recipitur secundum modum recipientis recipitur gilt auch für Meister Eckart. Der Kenner mag mit Vergnügen die mittelhochdeutsche Uebersetzung des Meisters vernehmen: „Ein ieglich enpfenclich dinc wirt enpfangen und gevazzet in sime enpfahende nach der wise des enpfahenden." (Jedes zu empfangende Ding wird nach der Weise und Beschaffenheit des Empfangenden empfangen.) Diese Spiritualisierung des Körperlichen ist eine urchristliche Angelegenheit. Lesen wir nicht schon beim hl. Paulus vom „Harren der Schöpfung . . . auf die Offenbarung der Kinder Gottes", ja, daß die „Schöpfung selbst von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 19—22). Wir „als die Erstlinge des Geistes" wissen sogar um die „Erlösung unseres Leibes", nicht nur „der Hoffnung nach", sondern in der Verklärung der ewigen Schau.

Ist so das Blut jenem Eckartschen Bedingungssatz (wenn es gut will!) gerecht geworden, **dann** ist es der edelste Lebensträger in der Hierarchie der vitalen Kräfte.

Aber . . . (und diese Antithese steht gleichgeordnet daneben, so daß man sie doch keineswegs übersehen darf!) eben dieses selbe Blut ist sofort das „ärgste", wenn es in Auflehnung wider den Geist steht, und andererseits das Fleisch in Verkehrung und Unordnung wider das Blut revoltiert, „das Fleisch dem Blute obsiegt". Denn das Wesen aller Sünde ist die Aufhebung des geordneten Spannungsausgleichs innerhalb der vital-geistigen Hierarchie. Sünde ist nach Eckart und der gesamten Scholastik Pervension, Unordnung im vitalen und geistigen Bereich, denn das eine ist im anderen, ihm organisch eingefügt.

So will Meister Eckart verstanden sein; denn nur dann kommen **alle** seine Sätze zur Geltung und brauchen nicht erst mit Sperrdruck und schamhaft-verschwiegenen Elisionen Prokrusteskuren durchzumachen, ehe sie sich willig für Gobineau und Chamberlain mißbrauchen lassen.

Es ist im Grunde aber der radikale Stilgegensatz zwischen dem christlichen Denken und dem mechanistisch-evolutionistischen der Moderne überhaupt, der hier aufbricht. Das letztere möchte denn auch unsern Meister Eckart für sich reklamieren.

Demgegenüber gilt aber für alles adventistische wie christliche Denken der unumstößliche Grundsatz, den Thomas (De ver. XXVI. 5. 2) so formuliert: „quanto aliquid perfectius tanto principalius est." Je vollkommener ein Ding, desto mehr ist es Anfang und Ursache im Weltganzen. Es ist ja das nur eine andere Version des Grundsatzes: Ex nihilo nihil fit, aus nichts kommt nichts, angewandt auf die Ständeordnung des Alls. Aus dem mechanischen Bereich kann nicht der biotische, aus dem rein biotischen nicht der geistige Seinsbezirk entstehen. Es kann eben das Nichts, das Unten niemals das Oben, das Sein gebären, sondern allemal umgekehrt. Der Sinn- und Seinsüberschuß der jeweils höheren Formstufe verlangt, weil nicht enthalten in der niederen, ebenfalls seine

Erklärung. Mechanismus und Darwinismus haben gegen dieses Grundgesetz aller Metaphysik 200 Jahre sündigen dürfen. Erst heute scheint sich eine Umkehr zu echt organischem Denken anzubahnen. Wer aber den Geist aus dem Blute deduziert, das Höhere aus dem Niederen, der ist noch immer jenem nihilistischen Pantheismus verfallen und denkt alles andere als organisch. Jeder Seinsstufe muß man ihr Eigenrecht lassen, ihre Sinndeutung kann sie niemals aus dem Niederen erfahren, sich aus ihm „entwickeln", es sei denn, daß das Höhere zubor von einem Höchsten im Niederen präformiert sei. Mag sich zeitlich das Höhere aus dem Niederen entwickeln, wie die Begriffe aus den Anschauungen, der **Natur** nach hat es ihm allemal voranzugehen.

Und so wie die späte Entwicklung eines echt begrifflichen Denkens aus dem sinnlich-anschaulichen Vorstellen nur möglich ist unter der **Voraus**-Setzung eines geistigen Prinzips, so ist in der Natur die „biogenetische" Entwicklung des geistigen Seinsbereichs aus dem vitalen nur möglich unter der **Voraus**-Setzung einer ausrichtenden und all-normierenden Ursache, von der aus der „exitus creaturarum in esse" (De ver. XXIII. 4 ad 6) überhaupt erst erfolgen konnte.

Wie gesagt: Hier handelt es sich um den fundamentalen Stilgegensatz zwischen christlichem Denken und dem der Moderne. Und alle die, welche das Blut zu ihrem Gott machen, ziehen eben **eine** der möglichen Konsequenzen aus dieser Denkhaltung, wie andere (Feuerbach-Marx) aus jenem „Unten" nicht den „organischen", sondern den „anorganischen" Grundstoff heraufholten, um ihn zu ihrem „Gott" zu machen. Aber „stoffanbetend" — um dieses R.sche Wort zu gebrauchen —, blieben die einen wie die anderen. Andere machten die ratio, die Vernunft, zum Höchsten, wieder andere glaubten mit Hegel, daß alles im durchdauernden Wandel sei zur absoluten Idee.

Aber sie alle sind halt evolutionäre Nihilisten, Nichts-Anbeter, an das sie ja auch zwangsläufig verwiesen werden, wenn sie dem Sein selbst, dem ipsum esse, den Rücken kehren: die idealistischen Pantheisten, die Rationalisten, die Materialisten und Marxisten, die Darwinisten, die Sanguinisten. Sie wollen alle aus reiner Finsternis zu Licht kommen, während wir doch wissen, daß, umgekehrt, das Licht leuchtet in die Finsternis. Jene wollen die Dämmerung aus der reinen Nacht, wir dagegen **von** der Sonne und **aus** der Nacht erklären. Mit dieser unserer natürlichen Auffassung standen wir immer allein in dieser Welt. Es ist gut, daß wir uns das heute immer wieder sagen. Und ist es nicht überaus charakteristisch, daß jenes unser ‚natürliches' Wissen nur im Schatten des **über**-natürlichen sich zu halten vermochte, daß die Philosophie des gesunden Menschenverstandes sich allemal nur im Bunde mit der christlichen Theologie behaupten konnte. Ist es doch vielleicht eine „organische" Notwendigkeit, mit der wahre Philosophie echte Theologie fordert und umgekehrt? „Philosophia ancilla theologiae"..., beweist es uns nicht die Geschichte der konkreten Vernunft? Dieser Denkhaltung des „Gott in der Höhe", diesem echt analogischen Verhalten ist Meister Eckart verschrieben mehr als einer.

Ihm ist Gott **das** Sein, **die** Einheit, **die** Wahrheit, **die** Güte, **die** Freiheit, **die** Liebe, **die** Ewigkeit, der alle diese Eigentümlichkeiten nicht nur hat, sondern wesenhaft ist. Durch ihre Mitteilung an die Kreatur ist diese einzig möglich, weil sie nichts aus sich, sondern alles von ihm her ist. Nichts ist sie vom Unten, vom **Sub**-jekt, von so etwas wie im „Unterbewußtsein Wirkenden", von „einer Art Gegenstück der Seele" (R. S. 257).

Nein, die Seele hat keine Art gleichgeordnetes Gegenstück, nicht einmal den Leib, derart, daß sie gar von ihm bewirkt sein könnte. Denn „diu sele ist ein forme des libes“ (Pf. S. 481, 20), die den Leib mit Blut und Fleisch überhaupt sinn- und seinsgemäß erst möglich macht, „da sie dem libe daz leben git“ (Pf. S. 409, 24).

Aber auch die Seele, wie sie nach unten Leben spendet, erhält sie es auch von oben. So empfangen wir denn alles Sein, alle Güte, alle Gerechtigkeit, alles Leben „nicht vom Subjekt, sondern das Subjekt empfängt von ihnen, durch sie und in ihnen (als ewigen Sinneinheiten!) das Gerechtsein, das Wahrsein, das Gutsein und dieser Art Dinge, da sie ja **früher** sind als ihre Subjekte und auch bleiben, wenn ihre Subjekte vergangen sind, wie Augustinus lehrt“ (Dan. S. 27). Sie bleiben nämlich in Gott, der alle diese Dinge wesensmäßig ist.

So ist all unser Sein, all unsere „Göttlichkeit“, Ehre und Freiheit nimmer aus uns, nie und niemals sind wir gar Gott gleich, „weil alles Sein der Kreaturen an der Gegenwärtigkeit Gottes hängt“ (Dan. S. 56).

Das ist die unerschütterliche, traditionelle Fundamentallehre Meister Eckarts. Ohne sie bleibt er in allem völlig unverständlich, alle seine Sätze zusammenhanglos. Aus diesem christlichen „sursum corda“ seines Geistes und seines Herzens hat er das Johanneswort gepredigt, das wir mit Absicht gerade hierher setzen: „Also spricht auch St. Johannes in seinem Evangelium, daß alle **die** Kraft empfingen und Söhne Gottes werden können, welche nicht aus dem Blute noch aus Fleischeswillen, noch aus Mannesbegehr, sondern von Gott und aus Gott **allein** geboren sind“ (Pf. 420, 20).

„Also kann die Seele sprechen, wenn sie sich aufhebt zu Gott: ich gehe zu dem, von dem ich gekommen bin“ (Pf. S. 410, 9).

Vierter Abschnitt

Eckarts Verhältnis zur Kirche

Im folgenden bleibt noch das Verhältnis Eckarts zur Kirche kurz zu untersuchen.

Ihm ist die Kirche ein lebendiger Leib, dem wir alle gliedhaft eingeordnet sind. Die Seele dieses geheimnisvollen Leibes, das ist Christus. Es ist die paulinische Lehre vom corpus Christi mysticum, vom mystischen Leibe Christi, welcher der Mystiker Eckart ganz und gar zugetan ist. „Wir sind Glieder unter dem einen Haupt der Kirche, das da ist Christus“ (Dan. 15). In dieser Gleichheit sind wir alle ein einiger Sohn (Pf. S. 288, 5). Und „was die einzelnen Glieder tun, ist Tun des Trägers, und was der Träger tut, gehört dem Ganzen zu, nicht nur der Seele und nicht nur dem Leibe, geschweige dem einzelnen Gliede oder einer einzelnen Kraft. Daraus folgt für unseren Fall, daß alles Wirken und alles Leiden eines jeden Gläubigen — Gliedes Christi und Gottes — allen Gläubigen gemein ist, die da Glieder sind. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen“ (Karrer S. 126). Und für diese

Kirche predigt er den Sozialismus der Liebe in begeisternden Worten (vgl. Karrer S. 128).

Wie war es nun möglich, daß 28 von Eckarts Thesen durch eben diese Kirche verurteilt werden konnten? Der Gründe sind einmal äußere.

Meister Eckart war Dominikaner und somit jenem Orden zugehörig, der damals in seinen Heiligen: Albertus Magnus und Thomas von Aquino den höchsten Ruhm genoß. Meister Eckart war einer ihrer größten Söhne und hat ihr geistiges Erbe als Universitätslehrer in Paris und als Prediger in allen Gauen Deutschlands mit großer Denkkraft und zündender Sprachgewalt weithin vermittelt.

Demgegenüber blieben Reibungen mit den anderen großen Orden, eben den Franziskanern, nicht aus. Ein Beweis für die Lebendigkeit und die Existentialität mittelalterlichen Geistes! Und doch, alle diese disputierenden und divergierenden Geisteskräfte umgriff die Einheit des Glaubens und wölbte sie hinauf zu der großartigen Tektonik ihrer Summen, vor der wir heute staunend stehen.

In diese gelehrten Streitigkeiten zwischen Franziskanern und Dominikanern wurde auch Meister Eckart hineingezogen. Der Streit wurde manches Mal mit den harten Mitteln einer unverbrauchten Zeit getrieben, die groß war im Beten und Denken, aber auch groß im Kampf und in menschlicher Leidenschaft. Die Schuld verteilt sich allemal auf beide Seiten, so auch in unserm Fall.

Jedenfalls in den Kampf der Parteien griff der Kölner Erzbischof, Heinrich von Virneburg, ein und strengte gegen Meister Eckart einen Prozeß in Glaubenssachen an. Der Erfolg war, daß Meister Eckart 1327 bedingten Widerruf leistete: Wenn etwas Irrtümliches in seiner Lehre gefunden werden sollte, so widerrufe er das bereits vorher; einer Abweichung im Glauben sei er sich allerdings in keinem Punkte bewußt geworden.

Der Streit zog seine Kreise bis hin zum Papst. Johann XXII. griff ein und ließ sich die Akten des bischöflichen Gerichtes einschicken. Nach genauer Untersuchung durch den Papst selbst sowie verschiedene Kardinäle schritt jener am 27. März 1329 zur Verurteilung von 28 Eckartschen Thesen. Meister Eckart selbst aber war zwei Jahre vorher gestorben.

Wenn R. ohne die Spur eines historischen Anhaltspunktes „von Nachhilfe mit einem Pülverchen" (S. 254) spricht, so mag das den Grad von Objektivität beleuchten, mit der er in diesen Dingen zu sehen gewohnt ist.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, die lateinische Rechtfertigungsschrift des Meisters, welche er der Kölner Kommission am 26. September 1326 vorlegte, zu besitzen. Sie ist von dem Benediktinerpater Daniels 1923 herausgegeben, nachdem sie 30 Jahre früher in der Soester Stadtbibliothek bereits aufgefunden war.

Es mutet fast an wie eine Fügung, daß Meister Eckart auf diese Art gezwungen wurde, zu den umstrittensten seiner Thesen selbst Stellung zu nehmen. Denn ohne diese seine Verteidigungsschrift wäre eine Ausdeutung des Meisters in manchen Dingen sehr viel schwieriger. Das eine steht fest: Wer diese Verteidigungsschrift des Meisters nicht vorurteilslos gelesen hat, der kann sich in der ganzen Angelegenheit kein Urteil erlauben. „Denn was Eckart war, ist Frage der Geschichte, nicht der weltanschaulichen Intuition oder — Propaganda", so sagt Karrer mit Recht in seinem heute noch ganz unentbehrlichen Buche: Meister Eckart, München 1923.

Es sind im Laufe der Jahre manche Kontroversen entstanden um Meister Eckart. Vor allem, seitdem plötzlich um 1900 ein bisher noch nicht geklärtes Interesse an deutscher Mystik, vor allem auf nichtkatholischer Seite, einsetzte. Entscheidendes aber für eine ganzheitliche Eckartdeutung haben seit Denifles scharfer Attacke Männer wie Karrer und Dempf geleistet, die doch immerhin auch — was R. entgangen zu sein scheint —, zu den katholischen Schriftstellern gehören (vgl. dazu R. S. 221 Anm.).

Heute aber können wir sagen, daß Meister Eckart in tragische, d. i. in „unschuldige Schuld" gefallen ist.

Er selbst weiß, wie kompliziert und schwierig seine hohen Spekulationen sind. Seine Predigten stellen erhebliche Anforderungen an seine Hörer und sind ohne ein irgendwie theologisch geschultes Publikum nicht zu denken. Tatsächlich hatten nun auch die Beginen und Nonnen, vor denen er oft predigte, nachdem ihre seelsorgliche Betreuung seinem Orden übertragen war, ein bestimmtes Maß theologischer Bildung. Beginen nannte man im Mittelalter unverheiratete Frauen, die, obwohl weltlich, ein ordensähnliches Leben führten in bestimmten Häusern, den Beginenhöfen. Deren gibt es noch heute in Belgien und Holland. Damals waren sie stark verbreitet, in Köln gab es allein 140 Beginenhöfe. Die Begharden sind das männliche Gegenstück zu eben jenen Laienschwestern. Sie summarisch zu Ketzern zu machen und Meister Eckart eine Art Geheimumgang mit ihnen außerhalb der Kirche zuzuschreiben, das blieb R. vorbehalten.

Mag nun Eckart in diesen Kreisen mit ihrer gewissen theologischen Vorbildung gepredigt haben, die Gefahr von Mißverständnissen und Verzerrungen seiner Gedanken war um so weniger ausgeschlossen, als sich der Meister immer wieder des Mittels der Paradoxie bedient. Ein Gedanke wird stärkstens überspitzt, erhält eine nie gehörte Wendung. Dann klingt er isoliert und zusammenhanglos reichlich unglücklich, „male sonat", wie Meister Eckart selbst sagt (Dan. 15, 9).

Die Absicht des Meisters, die hinter alledem steckte, war zweifellos gut. Denn es kam ihm darauf an, die ganze Größe und Erhabenheit der christlichen Lehre, ihren Universalismus, ihre himmelstürmende Gipfelung, ihre wundersame Architektonik seinen Lesern und Hörern zu vermitteln. Das mittelalterliche **Denken** hatte im hl. Thomas sowohl Gottes- wie Weltweisheit machtvoll durchdrungen und in Eins verwölbt. Die Besonderheit Eckartscher Mystik bestand nun darin, daß jene kühl geschauten Wahrheiten des Thomismus in ihm alle Kräfte des Gemüts aufriefen, um so ihre Herrlichkeiten wahrhaft **fühlbar** zu machen. Und dieser blitzende Einschlag thomistischer Geistigkeit in seine empfängliche Seele zeitigt eine ungemessene Freude des Gott-besitzens, die durch die liturgisch-sakramentale Wirklichkeit nur immer noch gesteigert wird.

Stieg Thomas in seinem Denken behutsam von der Welt an zu Gott, Meister Eckart erschloß sich umgekehrt von oben, von Gott her, die Welt. Und im jubelnden Ueberschwang seiner gottgeeinten Seele rinnen ihm, der nunmehr eins in allem und alles in einem hat, die Grenzen der Dinge und Gedanken ineinander. Sein größtes Glück ist es jetzt, außer der verzückten Schau der Gottesdinge, den ihm anvertrauten Seelen davon zu geben, wovon sein Herz mehr als voll ist. Ihnen will er nicht die schlichte Wahrheit, sondern die „veritas pulchra" die „schöne Wahrheit" vermitteln, die zugleich „sittlich macht und demütig und flammend hinreißt zur Liebe Gottes" ad amorem dei inflammans. Dan. 36; vgl. auch ebd. Zeile 53).

Immer kehrt dieser Gedanke einer zündenden (excitantis, Dan. 44, 15), wir würden modern sagen: einer „Existential"theologie wieder, der ihn zwingt, sich gesteigerter Wort- und Begriffseffekte zu bedienen (locutio emphatica, (Dan. S. 39), nachdem er die thomistische Klassizität — wie kaum einer — erlebt hat.

Das Wahre soll sich umsetzen in das Gute, das ist seine beständige Sorge. Nicht wer die Wahrheit hat, sondern erst der, welcher sie lebt, ist der vollkommene Mensch. „Ein Lebemeister (in diesem Sinne!) ist ihm lieber denn tausend Lesemeister" (Pf. S. 589, 19).

Wie der Meister auf diese Art über allen bloßen Intellektualismus hinaus will, wie er selbst sich in die drängende Fülle seiner Spekulation hineinverliert, die durch ihn den anderen vermittelt sein will, da scheint es verständlich, wenn ihm eben die schlichte Wortform, die beruhigte, gedämpfte Periode zerbricht. Und er greift dann in dieser Ekstase seines mystischen Temperaments zu überspitzten und blitzenden Wendungen, nur um einzufangen an geschautem Gehalt, was eben möglich ist. So sprudelt es in seinen Predigten Sätze, die aus der Bewegtheit der Stunde aufs kühle Papier gebracht, beanstandet werden müssen. Eckart selbst erklärt mehrfach, daß „ihr Klang ein falscher" ist (falsum est ut sonat. Dan. 37, 7).

Zweck aber all seiner sprühenden Rede ist einzig die Aufrüttelung der Gemüter, niemals ein Abweichen in Glaubensdingen. Entrüstet weist er derartiges zurück, „da ich den Glauben immer öffentlich bekenne", „fidem . . . quam semper protestor: — reprobo et detestor, qui error vel errores mihi imputari . . . non possunt (Dan. 12).

Daß aber der Unverständigen, ja auch der Eiferer (emuli) gar manche unter seinen Zuhörern vorhanden waren, die auf ihre Weise seine Gedanken hinnahmen und damit der Wahrheit entglitten, das wußte Eckart selber nur zu wohl.

Aber konnte er, durfte er zählen und wägen bei alle dem, was in ihm brannte, bei all den wechselnden Lichtern, in denen ihm die hohen Zinnen des Ewigen leuchteten? Wer vermag da zu entscheiden?

Und die Kirche? Wer hat wie sie den göttlichen Wahrheitsschatz unberührt durch die Bewegtheit der Jahrtausende getragen? Wen wundert es, wenn sie in Sorge um diesen Schatz aller Ueberspitzung, ja allem Neuen mit kühler Wägung entgegentritt? Muß sie es nicht, die ernst und versonnen, die Ewigkeit zu Häupten, aus hoher Vergangenheit herabkommt die Zeiten, wo ihr Einzel- und Völkerschicksale, viele eitle Menschengröße begegneten ohne Zahl, um zu verwehen wie Spreu und Wüstensand?

Was kann ihr, die — ihr Haupt im unzugänglichen Licht — durch die Himmel und die Erde hinabreicht bis an die Pforten der Hölle, was kann ihr der einzelne sein, die sie die Last der Jahrtausende trägt und die Geheimnisse der Zukunft? Das bonum commune, die Heiligung der Völker und der gesamten Menschheit, die in hartem Weh darniederliegt, ist ihr zur Aufgabe gesetzt mit all der Furchtbarkeit, die das Blut des Eingeborenen vom Vater selber forderte . . .

In dieser Sicht will die Tragik Meister Eckarts gesehen sein. Erst hier entfallen alle kleinlichen Kritiken und Ressentiments. Nie hat die Kirche den einzelnen, der guten Willens war, verdammt. Nie galt ihr Spruch dem Irrenden, immer dem Irrtum. Und in unserem Fall ist keineswegs der ganze

Eckart, sondern aus seinem ganzen weiten Schrifttum sind es 28 Sätze, die der Kirche Spruch getroffen hat. Denn isoliert und aus dem Zusammenhang gelöst, können sie in dieser Welt der Gefahren, wo der Satan Unkraut sät, den allzu vielen verderblich werden.

Hier zu sprechen ist nicht nur der Kirche Recht, sondern ihre schwere Pflicht. Und die Tragik ist gleich schwer für sie, die ohne Wahl verdammen muß, wie für den, der getroffen wird von ihrem Spruch. Und mag er zeitlichen oder ewigen Tod im Gefolge haben, das letzte ist Sache des Unerforschlichen, der die Gerechtigkeit selber ist.

Im Falle Eckart hat die Kirche die bona fides des Meisters ausdrücklich in ihrem Richtspruch anerkannt. Und Meister Eckart hat selbst wohl seine Tragik zutiefst gedeutet mit der ganzen Demut, aber auch Opferstärke des Christusjüngers. „Alles, was in meinen Schriften und Worten falsch ist ohne mein besonderes Wissen, allezeit bin ich bereit, dem besseren Sinn zu weichen. Denn wir kleinen Geister können so riesige Gedankenmassen nicht ertragen und unterliegen bei dem Wagnis dessen, was über unsere Kräfte geht, wie Hieronymus einmal sagt. Denn irren, ja, das kann ich, aber ein Ketzer, nein, das kann ich niemals sein, denn das erste geht den Intellekt, das zweite aber den Willen an" (Dan. 2).

Das ist der tiefe Sinn, den der Meister selber all den Einzelheiten seines Schicksals abgerungen hat. Darum müssen wir es ablehnen, dieses Schicksal für den Meister zu einer Katastrophe umzudeuten. Er hat es selber keineswegs so empfunden, zumal er wußte, daß sogar der hl. Thomas und ebenso der hl. Albertus Magnus eine ganze Zeit im Verdachte gewisser Irrtümer gestanden haben (vgl. Dan. 1). Man muß eben immer bedenken, daß man diese großen Dinge im Mittelalter nicht mit dem Pathos moderner Kirchenfeindlichkeit auskämpfte, sondern mit dem gläubigen Ethos von Menschen, die um die schwere Aufgabe des „summus pontifex" und der „romana curia" (Dan. 2) wußten: nämlich den göttlichen Wahrheitsschatz hindurchzutragen durch die Zeiten.

Man wußte sich zu verteidigen und zu kämpfen in diesen Hochtagen menschlichen Geistes, aber man wußte auch, sich gläubig und demutsvoll der gottgesetzten Autorität zu unterwerfen. Immer aus dem Glauben heraus, daß wir nicht in „Freiheit und Ehre" Gott gleich seien, sondern daß wir Ihm gegenüber ein reines Nichts (unum purum nihil; Dan. 34), daß wir bis ins Mark hinein arm und bloß seien (Dan. 36, 25).

Wenn die Kirche damals 28 Sätze aus Eckartschem Schrifttum ablehnte als verfänglich, so beweist die Geschichte allerdings, wie recht sie damit hatte. Denn immer und immer wieder hat sich gerade an Eckart heute wie damals der Irrtum herangemacht, um seine hohen Worte zu mißdeuten.

Wir aber glauben gezeigt zu haben, wie Eckart weit über alle dem steht, denn er ist eine der zartesten Blüten am weithinschattenden Baum der Weltkirche und eine der geistvollsten und lautersten Persönlichkeiten deutscher Katholizität. Und als Christen wissen wir, daß das tragische Opfer, welches von ihm, dem einzelnen, ebensowohl gebracht, wie es von der Gemeinschaft der Kirche gefordert werden mußte, himmelwärts verflammte zu dem, dessen Vorgeschmack Meister Eckart hier unten allzu oft empfunden, und von dem er — wie keiner — wußte, daß er Unsagbares denen bereitet, die ihn lieben.

Anmerkungen

Zu I. Erster Abschnitt

1. Alt-Kutscha, Archäologische und religionsgeschichtliche Forschungen an Tempera-Gemälden aus buddhistischen Höhlen der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, Berlin 1920.
2. Die letzte Uebersicht über den Stand der etruskischen Forschung siehe bei B. Nogara, Gli Etruschi e la loro civiltà, Mailand 1933.
3. Gustav Herbig, Die Geheimsprache der Disciplina Etrusca, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. u. hist. Klasse 1923, 1. Abhandlung S. 1—25.
4. Orientalistische Literaturzeitung, XXVII, 1924, Sp. 179 f.
Heute mehr denn je sind wir überzeugt von dem Einfluß der Rasse auf die Gestaltung eines Volkes und seines Lebens und seiner Werke. Wer darum etruskischen Geist spüren will, gehe einmal nach Florenz! Es dürfte in Italien kaum eine Stadt von ausgeprägterem Charakter geben, und wenn es auch hier wie sonst schwer ist, die einzelnen Geschehnisse und die gestalteten Werke auf die verschiedenen rassischen, seelischen, allgemein kulturellen, auch zufälligen Einflüsse zurückzuführen, so darf man doch in der Eigenart von Florenz auch etwas von der Eigenart etruskischer Rasse wiedersehen. Wo aber hat je ein stärkeres, eigenwilligeres, lebenstüchtigeres Volk gewohnt als in dieser Stadt, die mit ihren 50 000 Einwohnern Kaisern und Päpsten Trotz bieten kann, gleichzeitig Handel treibt über die ganze bekannte Erde, bodenständiges Handwerk hat, trotzig in Bruderkriegen sich zerfleischt, so daß die Häuser der alten stolzen Geschlechter innerhalb der Stadt bis auf den heutigen Tag Trutzbauten und „Festungen“ sind, und doch dabei die geistige Spannkraft und die „Muße“ findet zu kulturellen Schöpfungen unerhörtester Art. Und wer heute noch erlebt, wie stolz die Florentiner (mit mehr oder weniger Unrecht) sich als Etrusker, und damit den Römern überlegen fühlen, und wem sich dann in Florenz etruskischer Geist geoffenbart hat, für den fallen R.s Theorien über das „Untermenschentum“ dieses stolzen, übergesunden Geschlechtes in sich zusammen, auch ehe er durch wissenschaftliche Arbeiten festgestellt hat, daß R., wie oben dargelegt, einer Täuschung zum Opfer gefallen ist.

4a So, wie R. bez. der etruskischen Wurzel des Papsttums sich allzu vertrauensselig auf falsche Quellen verlassen hat, so wohl auch, wenn er dem Papsttum etwas „Jüdisches“ unterlegt. Ich weiß nicht, ob er dabei an die angeblichen jüdischen Weltherrschaftspläne gedacht hat, die nach den sog. „Protokollen der Weisen von Zion“ Vertreter des Judentums ausgeheckt und beraten haben sollen. R. selbst hat diese „Protokolle“ herausgegeben und bearbeitet: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik. Die erste Auflage erschien München 1923; i. J. 1933 erschien das 20. Tausend, völlig neu bearbeitet von A. Philipp. Ich darf wohl auf die Geschichte dieser vielverhandelten „Protokolle“ kurz eingehen. Im Jahre 1864 erschien in Brüssel ein kleines Bändchen von 337 Seiten: Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu ou la politique de Machiavel au XIXe siècle, par un contemporain. Der ungenannte „Zeitgenosse“, der Verfasser, ist später bekannt geworden. Es war Maurice Joly, ein Gegner der Innenpolitik Napoleons III., der sich am 10. Dez. 1848 durch Volksabstimmung auf vier Jahre zum Präsidenten, dann nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auf 10 Jahre zum Präsidenten mit fast unbeschränkter Macht, endlich durch Volksabstimmung vom 2. Dez. 1852 zum Kaiser hatte wählen lassen. Maurice Joly fingiert in dem höchst geistreichen Buche in 24 Dialogen ein langes Gespräch, das in den Gängen der Unterwelt während einer Rekreationspause stattfindet zwischen dem Schatten des Florentiner Staatsmannes Niccolò Machiavelli (1469—1527), durch sein „Libro del Principe“ (1516) bekanntlich zum Theoretiker des fürstlichen, skrupellosen Absolutismus, und Ch. de Montesquieu (1689—1755), durch seine Schrift „De l'esprit des lois“ (1748) zum Vertreter des modernen Rechtsstaates geworden. Das lange Gespräch hat zum Inhalt, im Hinblick auf Napoleons Taktik, seine absolute Herrschaft immer mit den Mitteln der Demokratie aufzubauen, ob und wie noch im 19. Jahrhundert ein Mann

unter Innehaltung demokratischer Formen ein Volk um seine Freiheit bringen könne. Es behandelt die verschiedenen damaligen freiheitlichen Verfassungen in den europäischen Staaten, geht zu der Frage über, ob es möglich sei, durch einen Staatsstreich alle Gewalt in die Hände eines Mannes zu bekommen, um dann in einer ganzen Reihe von Dialogen durch Machiavel dem immer mehr erstaunten und von Dialog zu Dialog mehr besiegten Montesquieu klarzumachen, wie die Abschaffung der Freiheit im 19. Jahrhundert durchführbar sei, bez. der Presse, des Richterstandes, der Hochschulen, des Finanzwesens, der Volksstimmung, der etwaigen kirchlichen Opposition usw. Erst ganz zu Ende läßt der Autor Montesquieu merken, daß sein Gegenüber in alledem von Frankreich spricht. Mit den Worten des völlig gebrochenen Montesquieu: **Dieu éternel, qu'avez-vous permis!** schließt dramatisch der letzte Dialog, und die Schatten müssen wieder in ihre Zellen zurückkehren. Napoleon hat die Satire wohl verstanden, daher das Buch, wo er seiner habhaft werden konnte, konfiszieren lassen, schließlich auch den Autor ermittelt und gefangengesetzt. Daher ist das Buch sehr selten geworden; schade, da es außerordentlich witzig und spannend geschrieben ist und eine deutsche Uebersetzung wohl verdiente. Dieses Buch nun wurde von russischen Gegnern der Juden benutzt. Sie machten große Auszüge, anscheinend in ziemlicher Eile, worauf die Uebersetzungsfehler hinweisen, verteilen das Gespräch zwischen Machiavel und Montesquieu auf jüdische Magnaten, die einen Kongreß gehalten haben sollen, dessen Gegenstand die Unterjochung der Christen unter eine internationale Judenherrschaft gewesen sei, und ließen die ganze, so fabrizierte Mystifikation i. J. 1905 der 3. Auflage eines russischen adventistischen Buches beidrucken, das in erster Auflage 1901 unter dem Titel: „Das Große im Kleinen, oder nahe ist der heranschreitende Antichrist" von einem gewissen Sergej Nilus in Moskau erschienen war. Die erste Auflage mit dem Anhang wurde nur in sehr kleiner Auflage gedruckt; anscheinend sollte es dem Zaren in die Hände gespielt werden, um ihn gegen die Juden einzunehmen. Neue russische Ausgaben mit den angehängten Protokollen erschienen 1911, 1912 und 1917, endlich in Berlin 1920. Die Fälschung ist zwar unsagbar plump; aber es war wohl ihre unvorstellbare Kühnheit, die eine Anzahl von Männern verblüffte, so zunächst 1919 Gottfried zur Beek, der sie in Berlin in deutscher, dann einen französischen Geistlichen, Msgr. Jouin, der sie 1920 in französischer Uebersetzung veröffentlichte, welcher schon 1921 eine weitere französische Uebersetzung von R. Lambelin folgte. In Amerika erschien ohne Verfasserangabe 1920 eine Uebersetzung, der unmittelbar im gleichen Jahre in London eine längere Bearbeitung und 1924 eine neue Uebersetzung folgten. Henry Ford, der bekannte Automobilkönig, ließ eine längere Bearbeitung in Amerika erscheinen; sein Buch wurde sogleich 1922 ins Deutsche übersetzt. Dann folgten außer einer polnischen Uebersetzung von 1923 noch die deutsche oben erwähnte Bearbeitung von R. 1923 und eine von Th. Fritsch, dem Inhaber des antisemitischen Hammerverlags, 1924, beide seitdem in vielen Auflagen erschienen, endlich, nur mit tiefster Beschämung erwähne ich es, eine deutsche Bearbeitung von seiten eines katholischen österreichischen Geistlichen, Gaston Ritter, unter dem Titel: Das Judentum und die Schatten des Antichrist, 1933. Inzwischen war durch ein Buch durch B. Segel, „Die Protokolle der Weisen von Zion kritisch beleuchtet", Berlin 1924, die Sachlage mit absolut zwingenden Beweisen aufgeklärt und auf das Werk von Maurice Joly hingewiesen worden. R., der offenbar das in der Tat ja auch seltene Buch von Joly nicht vor Augen bekommen hat, wich dem Beweise damit aus, daß Joly gleich Joel, der Verfasser also ein Jude sei, wohl ohne zu bedenken, daß selbst im Falle, Joly wäre Jude gewesen, was aber nach dem ganzen Tenor seines Buches ausgeschlossen sein dürfte, damit der Nachweis nicht erschüttert wird, daß die angeblichen Versammlungsprotokolle von 1905 schon im Jahre 1864 in Brüssel als Buch gegen Napoleon III. gedruckt worden sind. Gaston Ritter, der natürlich auch nicht das Buch von 1864 zu Gesicht bekommen hat, schreibt diesen Versuch, an der Echtheit festzuhalten, einfach R. nach. Th. Fritsch hilft sich damit, daß „er sich nicht vorstellen könne, daß ein arischer Kopf ein solches System spitzbübischer Niedertracht und so schamloser Folgerichtigkeit auszudenken fähig sei" (Ausg. von 1933, S. 73); aber es handelt sich ja um eine satirisch-polemische Schrift gegen Napoleon III. Daß die Russen, die 1905 die Protokolle heraus-

gegeben haben, sie nach dem französischen Dialogue aux enfers fabriziert haben, daß also Juden nichts mit ihrer Entstehung zu tun haben, ist für den, der selbst die Möglichkeit hat, den Dialogue aux enfers neben die Protokolle zu legen, einfach evident. Wenn man also auch nach dem Erscheinen des Buches von Segel an der Echtheit der Protokolle festgehalten hat, so läßt sich das eben nur damit erklären, daß den Verfechtern der Echtheit die Möglichkeit fehlte, das französische Buch einzusehen und daß sie Segel nicht Glauben schenken wollten, der seitenweise den Dialogue und die Protokolle nebeneinander abdruckt. Jedenfalls sollten die Protokolle jetzt aus der Diskussion verschwinden, und ihr Inhalt daher auch nicht einmal mehr indirekt herangezogen werden.

5. Die Predigt siehe bei G. Morin, Textes inédits relatifs au Symbole et à la vie chrétienne, Revue bénédictine XXII, 1905, 518; vgl. G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter II[2] (1929), S. 62.
Ueber das Fortleben des Hexenglaubens siehe N. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozesse, vornehmlich im 16. Jahrhundert, 1910.
Es ist der große Fehler in Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse (neubearbeitet und herausgegeben von Max Bauer), 2 Bde., München 1911, daß sie den Leser über die Wurzeln des Hexenwesens irreführen. Zwar werden die Erklärungen und Beschlüsse gegen den Hexenglauben, die wir oben angeführt haben, auch bei Soldan-Heppe wiedergegeben (S. 109 ff.). Aber da die Verfasser nicht chronologisch vorgehen, wirft der Leser Erscheinungen aus späterer Zeit, in der kirchliche Kreise vom Hexenglauben angesteckt waren, mit solchen aus früherer Zeit, an denen kirchliche Kreise noch unbeteiligt waren, durcheinander. Daß es übrigens auch Hexenglauben außerhalb der germanischen Welt gegeben hat, über den Soldan-Heppe, Kap. 2—6, handeln, ist bekannt; er ist aber nicht die Wurzel des germanischen.

5a Kommentar zum Neuen Testament, herausgegeben von Th. Zahn I, Das Evangelium des Matthäus[3] 1910, S. 544, Anm. 65.

6. Vgl. Eusebius, Kirchengesch. VIII, 24 und Lactantius, Ueber die Todesarten c. 13; als Literatur etwa A. Ehrhard, Die Kirche der Märthyrer, ihre Aufgaben und ihre Leistungen, München 1932, S. 88, und H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, München 1912, II, S. 298 f.
7. Vgl. The Lausiac History of Palladius ed C. Butler, Cambrigde 1904. p. 48.
8. Der „Pfaffenspiegel", von dem nach einer Angabe in der von mir benutzten Ausgabe, Band 1 der Freidenker-Bücher, nicht weniger als 1 250 000 (!) Exemplare verbreitet worden sind, hat ein besonderes Kapitel, in dem die Heiligen lächerlich gemacht werden sollen. Dort wird, natürlich auch ohne Quellenangabe, behauptet, daß „die Nonnen der hl. Theresia aus Spucknäpfen getrunken, tote Mäuse und anderes ekelhaftes Zeug in den Mund genommen, Blut getrunken, ihr Brot in faule Eier getaucht und sich die Zunge mit Nadeln durchstochen hätten". In entsprechender Weise wird dann gehöhnt über Macarius und Hilarion, Eusebius (also andere als Hilarius und Eusäbius) und sogar über den hl. Franz von Assisi.

Zu I. Zweiter Abschnitt

1. Vgl. etwa den Art. Scotus von S. M. Deutsch in der Realencyklopädie f. protest. Theologie und Kirche XVIII, 86 ff., bes. S. 89.
2. Vgl. ebd. den Art. Baco, von Zöckler. II, 344 f.
3. Ausg. von Wattenbach in: Jaffé, Bibl. rer. Germ. VI, 39 ff.; deutsche Uebersetzung von Wattenbach in: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 1888.
4 Légendes hagiographiques, Brüssel 1905. Deutsch von E. A. Stückelberg, Kempten-München 1907.
5. G. Schnürer u. J. Ritz, Sankt Kümmernis und Volto Santo Studien und Bilder (= Forschungen z. Volkskunde, hsg. von G. Schreiber, Heft 13—15), Düsseldorf 1934.
6. Thegans Vita Ludwigs siehe Mon. Germ. SS II. 585 ff.; deutsche Uebers. von Jasmund-Wattenbach. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 1889.
7. Becher, Germanisches Heldentum und christlicher Geist (1934) weist nach, daß im literarischen Leben der Germanen durch die Bekehrung zum Christentum kein Bruch eintrat.

8. Ueber Beginen und Begarden siehe J. Greven, Die Anfänge der Beginen, Münster 1912, und Art. Beginen und Begarden von H. Haupt in d. Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche II, 516 ff.

9. Die in letzter Zeit aufgeworfene Frage nach der Bekehrung der Germanen ist in das volle Licht der geschichtlichen Forschung gerückt und wie selten eine aufgeworfene Frage geklärt worden. Vor allem muß hervorgehoben werden, daß protestantische Gelehrte hier in den letzten Monaten hervorragende Aufklärungsarbeit geleistet haben. Für diesen Bruderdienst sind wir ihnen dankbar! Das Beste schrieb Dörries, Germanische Religion und Bekehrung der Germanen, Göttingen 1934 (dies Büchlein sollte man unbedingt lesen!); gut sind ferner Baetke, Arteigene germanische Religion und Christentum, Berlin-Leipzig 1934; Rückert, Die Christianisierung der Germanen, Tübingen 1933; von Walters Aufsätze in Künneth-Schreiner, Nation vor Gott, Berlin 1934; auch Baetke, Art und Glaube der Germanen, Hamburg 1934.

10. H. Ch. Lea, A History of Inquisition of the Middle Ages, New York 1888: Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe von J. Hansen, 1905—13, I, S. 117. Eine gute, durch Objektivität ausgezeichnete Geschichte der Inquisition ist E. Vacandard, L'Inquisition. Paris 1912.

11. Weiteres zur Frage der Zahl der Inquisitionsopfer siehe Vacandard p. 237 f.

12. Ueber die Emmeram-Frage siehe Br. Krusch in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Vita in den Mon. Germ. Script. rer. Mer. IV, 452 ff., und den Aufsatz desselben Autors: Meine Ausgabe der Vita Haimhrammi vor dem Richterstuhle Bernhard Sepps. Neues Archiv d. Ges. f. ält. dtsch. Gesch.-kunde. XXIX, 335 ff.

13. Die Quelle für R. scheint wieder einmal der ‚Pfaffenspiegel' zu sein. Dort heißt es in Kap. IV: „Um die christliche Kirche leichter zu regieren, ordnete Gregor an, daß beim Gottesdienst überall die römischen Gebräuche befolgt und die lateinische Sprache gebraucht werden sollte. In den meisten deutschen Kirchen hatte das schon der Römerknecht Bonifazius eingeführt" (Sperrungen im Pf.). Ueber diesen historischen Unsinn des Pf. ist nun wirklich kein Wort zu verlieren. Um den Geist des Pf. zu illustrieren, darf ich vielleicht anführen, was er vorher (Kap. II) vom hl. Bonifazius sagt: „Die Friesen erwarben sich das Verdienst, ihn nebst dreiundfünfzig Pfaffen totzuschlagen (am 5. Juni 759). Hätten sie es früher getan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Ehelosigkeit der Priester, Wallfahrten, Bilderdienst, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutschland heimisch machte."

14. Der Brief Hadrians I. ist gedruckt Mon. Germ. Epp. III., 586 f. Die betr. Stelle heißt: Et sicut temporibus beati Silvestri Romani Pontificis a sanctae recordationis piissimo Constantino, magno imperatore, per eius largitatem sancta Dei catholica et apostolica Romana ecclesia elevata atque exaltata est et potestatem in his Hesperiae partibus largiri dignatus, ita et in his vestris felicissimis temporibus atque nostris sancta Dei ecclesia, id est beati Petri apostoli, germinet atque exultet et amplius quam amplius exaltata permaneat, ut omnes gentes, quae haec audierint, edicere valeant, Domine salvum fac regem, et exaudi nos in die, in qua invocaverimus te; quia ecce novus christianissimus Dei Constantinus imperator his temporibus surrexit, per quem omnia Deus sanctae suae ecclesiae beati apostolorum principis Petri largiri dignatus est. Sed et cuncta alia, quae per diversos imperatores, patricios etiam et alios Deum timentes pro eorum animae mercede et venia delictorum in partibus Tusciae, Spoletio seu Benevento atque Corsica simul et Savinensae patrimonio beato Petro apostolo sanctaeque Dei et apostolicae Romanae ecclesiae concessa sunt et per nefandam gentem Langobardorum per annorum spatia abstulta atque ablata sunt, vestris temporibus restituantur; unde et plures donationes in sacro nostro scrinio Lateranensae reconditas habemus. Ganz deutlich sagt also der Papst, daß er im Archiv eine größere Anzahl von Urkunden mehrerer Kaiser, Patricii und anderer frommer Leute habe, über Schenkungen an das Patrimonium Petri, d. h. das für die Verwaltung und besonders die Armenfürsorge bestimmte Grundvermögen, in Toskana, Spoleto, Benevent und auf Korsika, die von den Langobarden beschlagnahmt worden seien. Es ist absolut ausgeschlossen, daß der Papst hier, wo er vom Archiv spricht, sich auf die Konstantinische Schenkung bezöge. Der Zusammenhang des ganzen macht

es aber m. E. auch unmöglich, die Anspielung auf die Erhöhung der römischen Kirche durch Konstantin auf die Konstantinische Schenkung zu beziehen. Das ist, wenn ich ihn recht verstehe, auch die Ansicht von H. Böhmer in seinem im Text angezogenen Art. Konstantinische Schenkung im Reallexikon f. prot. Theol. XI, 1 ff.

15. Den griechischen Text des Kanons siehe bei Hefele-Leclerq, Histoire des concile I. 552. Dort 552—69 eine eingehende Behandlung der ganzen Frage, 556 den lateinischen Text, den der Legat Paschasinus in der 16. Sitzung des Konzils von Chalcedon benutzt hat. Vgl. auch E. Caspar, Geschichte des Papsttums I, 1930. S. 496.
16. Ueber die Märthyreraktenakten siehe A. Ehrhard, Kirche der Märthyrer, S. 117 ff.
17. Ueber die Pseudo-Cyrillus-Frage orientiert jetzt am besten S. Merkle, Antonio Uccelli und Thomas, Contra errores Graecorum. Röm. Quartalschrift XXXV, 1927, S. 208—46.
18. Die große Bedeutung des Eigenkirchenwesens im kirchlichen und politischen Leben der germanisch-christlichen Völker ins Licht gerückt zu haben, ist bes. das Verdienst von U. Stutz. Am besten orientiert dessen zusammenfassender Art. in der Realenchkl. f. prot. Theol. XXIII, 364 ff.: „Eigenkirche, Eigenkloster". Die weiteren Forschungen verzeichnet am vollständigsten M. Torres, El origen del sistema de „iglesias propias", Madrid 1929.
19. Von der großen Literatur über die Cluniazenser sei das Werk von E. Sackur, Die Cluniazenser bis zur Mitte des 11. Jahrh., 2 Bde., 1892—94, genannt; als neueres L. M. Smith, The Early History of the Movement of Cluny, Oxford 1925. NB. Auf alle Einzelheiten, die R. bringt, bin ich nicht eingegangen, so nicht auf die Angaben über die Jubiläumsjahr-Einnahmen i. J. 1300 unter Bonifaz VIII., bez. dessen schon Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom V, 1892, S. 537 f. und F. X. Kraus, Essays II, 1901, S. 270 den Irrtum berichtigt, der bei R. wieder auftaucht. Die Angaben von R. (S. 171) findet sich ähnlich im Pfaffenspiegel Kap. 3. Was ich im Texte nicht behandelt habe, ist nicht etwa deshalb übergangen worden, weil hiervon die Richtigkeit zuzugeben wäre, sondern weil bei dem Vermeiden von Quellenangaben bei R. die Zeit fehlte, allem bis auf den Grund nachzugehen. Wo immer ich einer kirchengeschichtlichen Angabe von R. nachgegangen bin, ergab sich ihre völlige Unhaltbarkeit oder ihre Ungenauigkeit in ganz wesentlichen Dingen.

Zu I. Dritter Abschnitt

1. Die Frage nach dem Vorleben Innocenz' VIII. und seiner Führung seit dem Eintritt in den geistlichen Stand untersucht mit strenger Gewissenhaftigkeit L. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters III (1895), S. 174 f. Zwei uneheliche Kinder aus der früheren Zeit waren nicht nur bekannt, sondern Innocenz hat sie leider auch als Papst gefördert. Ob er aus dieser früheren Zeit noch andere hatte, von deren Person jedenfalls keine Quellen berichten, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Sein Vorleben lastete begreiflicherweise auf seinem Rufe; daher wohl ein höhnisches Epigramm des Marullus mit einem Wortspiele, das zu der Meinung von den 8 Knaben und 8 Mädchen geführt hat, das aber sicher nicht wörtlich zu nehmen und überhaupt nicht als zuverlässige Quelle anzusehen ist.
2. Die Unrichtigkeit der Behauptung von der Ermordung des Prinzen Dschem hat schon gezeigt L'Epinois, Le pape Alexandre VI. Revue des questions historiques XXIX, 1881, p. 412.
3. Von der skandalösen Erlaubnis an Lukrezia Borgia, während der Abwesenheit Alexanders, die Briefe zu öffnen, spricht Pastor a. a. O. S. 448.
Die Angaben über die gegen Gabling von Sixtus VI. erlaubte Knabenliebe usw. finden sich im Pfaffenspiegel, Kap. IV, die von dem gegen Tara vom Papste erlaubten Konkubinat scheint auf Mißverständnis einer Stelle des Pfaffenspiegels, Kap. V, durch R. zurückzugehen, an der dieser ausnahmsweise seinen Gewährsmann, Nikolaus von Clémanges, angibt und daher die Nachprüfung ermöglicht. Nikolaus von Clémanges, geb. um 1367, † 1437, selbst lange Zeit im Dienste der Päpste in Avignon, hat eine scharfe Reformschrift herausgegeben: De ruina Ecclesiae (auch unter dem Titel De corrupto Ecclesiae statu bekannt), die in dem großen sechsbändigen Werk, Magnum Oecumenicum Constantiense Concilium, (es enthält Materialien zum Konstanzer Konzil) ed. H. von der Hardt,

Helmstedt 1696 ff, gedruckt vorliegt. Dort in c. 22 beklagt Nikolaus es, daß es Bischöfe gebe, die so gewissenlos seien, gegen Geldabgaben Priestern es nachzusehen, daß diese zum öffentlichen Aergernis mit Konkubinen zusammenleben. Das scheint die Quelle von R. einfach auf die Päpste übertragen zu haben. Vielleicht spielt in der von R. benutzten ungenannten Quelle auch die von Innocenz VIII. 1489 aufgedeckte und schwer bestrafte Fälschung päpstlicher Bullen eine Rolle, über die man L. Pastor, Geschichte der Päpste III, 1895, S. 252 f. nachlesen möge.

4. In der von mir benutzten Ausgabe der Opera S. Alphonsi ed M. Haringer, Regensburg 1846—47, die 8 Bände Oktav umfaßt, füllt der Abschnitt „De sexto et nono" in dem 592 Seiten zählenden 3. Bande 56 Seiten. Ich darf wohl die ersten Sätze der Einleitung dieses Abschnittes hierher setzen: Nunc aegre materiam illam tractandam aggredimur, cuius vel nomen hominum mentes inficit. Det mihi veniam, quaeso, castus lector, si plures quaestiones et circumstancias hic discussas et declaratas inveniet. Utinam brevius aut abscurius explicare me potuissem.

5. Die Frage der angeblichen Aeußerung des Nuntius Aleander hat eingehend mit genauer Zitation aller in Betracht kommenden Quellen untersucht N. Paulus, Zur Geschichte des Wormser Reichstages von 1521, Nr. 2: Eine „ruchlose" Drohung des Nuntius Aleander. Hist. Jahrb. XXXIX, 1918—19, S. 273 ff.

6. Den Wortlaut der Verwahrung Innocenz' X. siehe bei C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des Römischen Katholizismus[3], 1911, Nr. 440. Ganz ausdrücklich ist immer nur von den bestimmten „articuli" die Rede, gegen die der Papst Verwahrung einlegt. Mit keiner Silbe protestiert er etwa gegen den Frieden als solchen.

7. Ueber die Geschichte der Toleranzidee bei den Reformatoren siehe N. Paulus, Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert, 1911. Dort auch die im Texte angegebenen Belege.

8. Ueber Calvinismus und Coligny sei es gestattet, einige Stellen aus dem von R. selbst angegebenen Buche von E. Marcks, Gaspard von Coligny I, 1892, anzuführen: „Dem Judentum gleich empfindet sich diese Glaubensgemeinschaft, sie erbaut sich an dessen starker, harter Geschichte, sie nimmt ihre Muster, ihre Worte und Bilder, ihre Namen von ihm. Ein alttestamentarischer Hauch beseelt sie, die Genossen Colignys und noch diejenigen Oliver Cromwells. Die herbe Majestät des Jehova teilt sich dem Kalvinismus mit, Strenge und Schärfe gegen die Feinde und Uebertreter, leidenschaftlicher Zorn und stählerne Kampfeslust und das unausrottbare Gefühl der Einheit des Gottesvolkes." (S. 295.)
„Nicht aus der warmen Kraft des Gemütes ist sie geboren, sondern weit mehr aus der des heißen treibenden Willens, des kalten folgerichtigen Verstandes, jener eigentümlichen Art der auf die Tat gerichteten scharfen Logik des Denkens, welche eine Seite des französischen Charakters bildet und die französische Geschichte erfüllt. Keinem der französischen Stämme eignet sie mehr, als dem hartnäckigen, dogmatischen, entschlossenen Pikarden. Auf Luthers Reform beruhend, war diese Weiterbildung Kalvins nicht mehr lutherisch, nicht mehr „norddeutsch" wie jene; auch aus dem süddeutsch-schweizerischen Kreise war sie herausgewachsen. Französisch war die sie beseelende Lehre und ihr Meister. Die nationale Form der Neuerung war und ist für Frankreich gefunden. Ihre scharfe, begrifflich durchsichtige Dogmatik mußte auf das romanische Volk mit natürlicher Anziehungskraft wirken" (S. 296).
„Denn ein Franzose ist Kalvin vom Scheitel bis zur Sohle; die Logik seines Stammes durchdringt sein Wesen" (S. 289).
„Der Kalvinismus von 1559 ist weit davon entfernt, eine Sondermacht sein zu wollen; er wollte alles sein. Daß er um den Grundsatz der Duldung gerungen hätte, wird heute niemand mehr behaupten. Duldung wollte er natürlich, so lange er ihrer bedurfte: aber niemals als schonende Gnade, sondern als eine Pflicht der Obrigkeit gegen die Wahrheit. Die neue Lehre beanspruchte diese Duldung nicht, weil sie selber anderen Lehren gleichstehe, sie fordert sie, weil sie dem Worte Gottes entspricht. Einen ihrer Angehörigen, welcher der Obrigkeit die Bestrafung

der Ketzer verbieten wollte, zwang sie, gerade 1559, zum Widerruf. Als eine Reihe von mildgesinnten Parlamentsräten sich im Sommer desselben Jahres von den Pastoren der Pariser Gemeinden Bibelstellen erbaten, zur Widerlegung der Ansicht, daß Ketzerei den Tod verdiene, da erteilten die Pastoren die runde Auskunft: solche Stellen gibt es nicht! Sie wünschten, daß man Sachkundige über die Güte der Lehre richten lasse, den dabei unterliegenden Teil aber solle man bestrafen. Und das bekannten sie im Angesichte der steigenden Verfolgung Heinrichs II. Daß vor den unbestochen Prüfenden einzig ihre Lehre die absolut richtige sein würde, davon waren sie durchdrungen" (S. 345 f.). Man sieht, wie himmelweit der wahre Kalvinismus und Coligny von dem entfernt waren, was R. aus ihnen macht.

Ich darf auch noch einige Zeilen aus dem neueren englischen, gleichfalls aus nichtkatholischer Feder stammenden Buche von A. W. Whitehead, Gaspard de Coligny, London 1904, anführen, die wenigstens objektiv von den zahllosen Gewalttaten der Hugenotten berichten. „Die Histoire Ecclésiastique (die von den Hugenotten selbst verfaßte offizielle Geschichte des Hugenottentums) gibt uns zahllose Beispiele (der Gewalttaten) während der Jahre 1560—63 . . . Alles, was nur von fern an Rom erinnerte, ein Meßbuch und Kruzifix, Holz und Mauerwerk, wurde niedergeschlagen und ins Feuer geworfen . . . De Foix, schreibend von seiner eigenen Diözese, vor dem Bürgerkriege, beschreibt, wie die Hugenotten, obschon in keiner Weise provoziert, Altäre zerstörten, ebenso Chorgewänder, Bänke, Orgeln . . . Die unersetzliche Bibliothek von Cluny wurde zerstört. Die Soldaten sagten, das seien alles Meßbücher. In der Kirche von Caen wurde die schöne Grabkammer Wilhelms des Eroberers zerstört . . . In Rouen wurden Chorbücher, Meßbücher, Psalterien zerstört . . . In Dives verbrannte man ein Kreuz, das seit alter Zeit die Seeleute verehrt hatten" (S. 115). S. 116 bringt derselbe Autor Berichte vom Zertreten und wilden Verhöhnen und vom Verbrennen der konsekrierten heiligen Hostien usw., dem Erbrechen und Profanieren der französischen Königsgräber. „Bei der Erstürmung von Sully, Januar 1563, wurden 36 Priester erschlagen, 2 Monate früher berichtet die Histoire Ecclésiastique von Pithiviers: „was die Priester betrifft, so schlugen sie alle tot, die sie fanden." „In Mortagne," berichtet dieselbe Quelle, „waren einige Priester in den Turm geflohen; sie kamen herunter auf eine andere Weise (d. h. tot)" (S. 117). Massenhaft sind die furchtbarsten Martern den Katholiken angetan und Katholiken getötet worden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Pastor IX, S. 372, schreibt: „Was Mordlust an Qualen nur aussinnen konnte, wurde an Katholiken, nur weil sie dem Glauben treu bleiben wollten, verübt: Lebendigbegraben, Verbrühen mit siedendem Oel, Herausreißen der Zunge, Ausweiden bei lebendigem Leibe und noch Scheußlicheres." Vgl. auch Rouquette, Les St.-Barthélemy calvinistes, Paris 1906.

Wir erwähnen solche Einzelheiten wahrlich nicht gern, weil es niemanden mehr als uns am Herzen liegt, daß die Liebe zu Andersgläubigen nicht durch das Zurückrufen in die Erinnerung von früheren Gewalttaten vermindert werde. Aber da R. einen so großen Raum den Hugenottenkämpfen widmet, und da man ohne einen Einblick in die Ansprüche des Kalvinismus, Alleinherrscher zu werden und alles Katholische restlos zu vertilgen, auch die Härte des Kampfes gegen sie, ebenso wie die Härte des Kampfes gegen die Waldenser, nachdem sie sich mit den Hugenotten verbunden hatten, nicht verstehen kann, so mußte ich wenigstens einige Andeutungen von der wahren Art des Kampfes seitens des frühen, aggressiven Kalvinismus geben. Nicht durch Zufall, sondern weil Luther darin anders orientiert war, sind die Glaubenskämpfe in Deutschland unvergleichlich milder verlaufen. Auch sieht man, mit wie wenig Recht R. aus den Hugenotten spezifische Vertreter des Germanentums macht.

Wie wenig denkt man an die vielen katholischen englischen Märthyrer (vgl. über sie J. Spillmann, Geschichte der Katholikenverfolgung in England 1535—1681. Freiburg 1910. 5 Bde.), an die von Schottland und Irland (vgl. J. H. Pollen, Unpublished Documents relatifs to the English Martyrs. London 1908), an die irischen (vgl. A. Bellesheim, Gesch. d. kath. Kirche in Irland, Bd. II—III. 1890—91).

9. Absatz 75 u. 76 des Syllabus von 1864, auf den Chamberlain anspielt, hat mit Dante überhaupt nichts zu tun. Er spricht nur davon, daß mit Unrecht die völlige Unvereinbarkeit einer weltlichen Herrschaft des Papstes mit seinem geistlichen Amte behauptet werde (also auch etwa ein Zustand, wie er jetzt durch das Uebereinkommen des Heiligen Stuhles mit Italien geschaffen ist). Chamberlain meint, diese Sätze seien mit der Theorie Dantes über das Verhältnis der Kirche zum Staate unvereinbar. Daraus macht R. die „ausdrückliche Verfluchung Dantes“. Der Syllabus, über den bekanntlich die merkwürdigsten Irrtümer bestehen, verflucht oder, wie Chamberlain es ausdrückt, „trifft mit dem Anathem“ überhaupt gar nichts. Er ist lediglich eine Liste von 80 Sätzen, die in irgendeiner Weise bedenklich sind. Was an dem Satze falsch oder bedenklich ist, und in welchem Maße er es ist, wird nicht gesagt. Sein Zweck ist, die Katholiken gegenüber Ideen, die im damaligen Zeitalter des ausgesprochenen Liberalismus als Schlagworte durch die Welt gingen, vorsichtig zu machen und daran zu erinnern, daß auch in anscheinend sehr vernünftigen Ideen bei tieferer Ueberlegung ein falsches Element in höherem oder geringerem Grade stecken kann.

10. Die Durchsicht aller Reden Pius' IX., die von P. Pasquale de Franciscis in vier Bänden ediert sind: Discorsi del Sommo Pontifice Pio IX. pronunziati in Vaticano ai fedeli di Roma e dell' orbe, 1870—78; z. T. auch in französischer Uebersetzung: Discours de Pie IX., 1876, hat ergeben, daß sich die von R. angeführte Aeußerung nicht nur nicht in der Ansprache an die Neapolitaner vom 18. 1. 1874, sondern überhaupt nicht in seinen Ansprachen findet. Ich will aber doch mitteilen, woraus irgend ein Zeitungs- oder sonstiger Schreiber die Nachricht gemacht haben kann, dem in zu großem Vertrauen R. gefolgt ist. Am 18. Jan. 1875 hat Pius IX. vor dem deutschen Leseverein in Rom, also nicht vor internationalen Pilgern, gesagt: „ . . . Ma dall' altra parte state forti et costanti in sostenere i diritti della Chiesa e di questa Santa Sede, delle vostre famiglie, e della vostra fede; prezioso tesoro che resti sempre dentro di voi e non vi sia mai tolto nè dall' antico nè dal nuovo serpente. La Germania porge esempii splendissimi di tal forza e costanza, e se qualche defezione è avvenuta, è di così poco conto, che va del tutto non curata e dispreziata. Corragio adunque: Estote fortes in bello et pugnate cum antiquo et cum moderno serpente'' (Pasquale III, p. 421).
Also in deutscher Sprache: „Aber anderseits seid tapfer und beharrlich in der Aufrechterhaltung der Rechte der Kirche, dieses Heiligen Stuhles, eurer Familien und eures Glaubens, des kostbaren Schatzes, der immer bei euch bleiben möge und der euch nicht entrissen werden möge, weder von der alten noch von der neuen Schlange. Deutschland bietet herrliche Beispiele solcher Kraft und Ausdauer dar, und wenn ein Abfall vorgekommen ist, so zählt er wenig, so daß man im ganzen ihn übersehen und für gering erachten kann. Also guten Mut! Seid tapfer im Kampfe und kämpfet mit der alten und der neuen Schlange.“ Die letzte Wendung ist biblisch und schließt sich an 1. Petr. 5, 9, dazu an Apoc. 20, 2 an. Sie mußte dem Papste geläufig sein, weil aus ihr die Antiphon zum Magnificat der 2. Vesper des Commune Apostolorum des Breviers gebildet ist.

10a Ueber Benedikt XV. Stellung zu Deutschland siehe den wertvollen Aufsatz von Ph. Funk im Hochland XIX, 1921/22 S. 649 ff. Für die angeblichen Bemerkungen Benedikts XV. gegenüber Emil Ludwig (S. 620) gibt R. leider keine Quelle an.

11. Für Priester gibt es nur eine eidliche Glaubenserklärung, die in keiner Weise Staatliches berührt. Der Bischofseid geschieht nach einem alten Formular. Die Stelle, die sich auf die Abwehr der Häretiker und Schismatiker bezog, ist seit vielen Jahren für die Länder, in denen er von seiten der Nichtkatholiken als Unfreundlichkeit empfunden werden könnte, so auch für Deutschland, völlig gestrichen; so daß auch in diesem Eide kein Wort steht, an dem man Anstoß nehmen könnte. Die Streichung erwähnt übrigens C. Mirbt, Quellen z. Gesch. des röm. Papsttums S. 453, Anm. 1.

12. Vgl. Ein Priester unserer Zeit: Josef Stoffels, Weihbischof von Köln, Leben und Wirken, aus Reden und Schriften, hsg. von W. Neuß, 1934.

13. Auch die betr. Stelle aus dieser Allokution Pius' IX. hat Mirbt in seinen Quellen zur Geschichte des römischen Papsttums, Nr. 349, abgedruckt. Bezüglich der hier nicht behandelten Angaben von R.s neuerer Kirchenpolitik mache ich dieselbe Bemerkung wie am Ende des 2. Abschnitts. Der Leser wird es verstehen, daß es zwar leicht ist, die Unmöglichkeit der Richtigkeit von Angaben zu erkennen, meistens auch nicht so schwer, zu zeigen, daß zuverlässige Quellen nichts davon wissen, oft aber sehr zeitraubend, aufzudecken, woher R.s Angaben stammen. Wie soll man z. B. bei aller Durchforschung der Dante-Literatur den oben aufgedeckten Sachverhalt bez. der angeblichen Verfluchung Dantes finden, wenn man nicht zufällig auf die Stelle bei Chamberlain stößt, die alles klar macht. So glaube ich, daß auch von den hier nicht mehr behandelten Angaben keine einzige einer Untersuchung standhalten wird.

Zu II. Erster Abschnitt

1. Altes Testament. Alle das A. T. betreffenden Fragen sind in der polemischen Literatur der letzten Jahre so gründlich diskutiert worden, daß ein neuerliches Eingehen darauf überflüssig erscheinen könnte. R. hat aber selbst in der letzten (25.—26.) Auflage seines Buches (1934) auf keines der vorgebrachten Gegenargumente geantwortet. Am bekanntesten sind wohl die Adventspredigten 1933 Kardinal Faulhabers, der sich besonders unter dem Thema „Das Alte Testament und seine Erfüllung im Christentum" mit den obigen Fragen beschäftigt. Man vergleiche weiter L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung des Alten Testamentes (in: Akademische Bonifatius-Korrespondenz 49 1931, 81—95), H. Kaupel, Die antisemitische Bekämpfung des Alten Testamentes, Hamburg 1933; J. Machens, Die katholische Kirche und das Alte Testament, Hildesheim 1928. Aus der protestantischen Literatur sei herausgegriffen: E. Sellin, Abschaffung des Alten Testamentes?, Berlin und Leipzig 1932; J. Hänel, Das Wort Gottes und das Alte Testament, Gütersloh 1932; J. Hempel, Fort mit dem Alten Testament?, Gießen 1932.

Zur Frage der Inspiration: vgl. den Artikel „Inspiration" im „Lexikon für Theologie und Kirche" V. Sp. 423—429; B. Goebel, Katholische Apologetik, Freiburg 1930, 446—467; J. Pohle, in Esser-Mausbach, Religion, Christentum, Kirche I, Kempten und München 1911, 338 ff.

1. Vgl. das Wort des protestantischen Theologen E. Sellin: „Daß diese (nämlich Christus und seine Apostel) tatsächlich überall auf dem Boden der ‚Heiligen Schrift' bzw. der ‚Heiligen Schriften' ihres Volkes haben stehen wollen und gestanden haben, ist von aller ernstzunehmenden Forschung anerkannt" (Theologie des Alten Testamentes, Leipzig 1933, 1).
2. Concilium Vaticanum, Sessio III, Constitutio de fide catholica cap. 2.
3. D. i. nach dem Zusammenhang das Alte und das Neue Testament!

3a. Das zitierte Buch von E. Jung ist zurzeit vergriffen und deshalb war es unmöglich, R. auf seine Quelle hin nachzuprüfen. Eben vor Abschluß des Druckes kommt mir jedoch die soeben erschienene 4. Auflage eines anderen Buches des gleichen Verfassers in die Hand. Die Herkunft Jesu, Innsbruck 1934. Ein Blick in dieses Buch ergibt überraschend die Aufklärung des von R. gebrachten Zitates. Die Nachricht über die angeblich danaitisch-lateinische Abstammung Jesu findet sich tatsächlich nicht bei Ephräm, wird aber von E. Jung S. 222 ff. aus sog. „inneren Gründen" in eine Predigt Ephräms hineininterpretiert. Diese Gründe erweisen sich bei näherem Zusehen als noch weniger als fadenscheinig. Bei Jakob von Edessa wird vom künftigen Antichrist (!) geweissagt, daß er von einer danaitischen Mutter und einem lateinischen Vater stammen werde. Ephräm bemerkt nun in einer seiner Predigten, daß der Antichrist in seinem Aeußeren ganz dem wahren Christus gleichen werde. E. Jung kombiniert beide Notizen, nachdem er vorausgesetzt hat, daß die Bemerkung des Jakob von Edessa wohl von Ephräm stammen könne, und folgert nun: Wenn der Antichrist dem wahren Christus gleichen soll, und wenn von ihm feststeht, daß er einen lateinischen Vater und eine danaitische Mutter haben wird, muß auch der wahre Christus die gleiche Abstammung haben! Eine einfach überwältigende Argumentation! Und R. schreibt unter Uebergehung des „Beweisganges" einfach: „Laut dem syrischen Christenprediger Ephräm (4. Jahrhundert) hatte Jesus zur Mutter ein danaitisches Weib (also aus Dan gebürtig) und einen Lateiner zum Vater!" Dixi!

4. Dichtung und Wahrheit II, 79.
5. Noten zum Divan, Alttestamentliches. — Beide Stellen nach N. Peters, Unsere Bibel 171.
6. Jenseits von Gut und Böse (1886), Nr. 52.
7. Auf die durchaus offene Frage, ob die heutigen Juden rassisch gesehen tatsächlich Nachkommen der vorchristlichen Juden sind, kann hier nicht näher eingegangen werden.
8. Als Quelle R.'s ist hier wieder deutlich Friedr. Delitzsch zu spüren, der auch die „Vereinerleiung von Jaho und Gott" als einen „Irrglauben ohnegleichen" bezeichnet (Die große Täuschung 70).
9. Vgl. etwa L. Dürr, Das Unsemitische usw., 2 f.
10. Vgl. J. Hänel, Die Religion der Heiligkeit, 1931.
11. N. Peters bei Esser-Mausbach I, 663.
12. Siehe auch L. Dürr, Religiöse Lebenswerte des Alten Testamentes, Freiburg 1928, 45 ff.; ders., Religion als Gottesgemeinschaft bei den alttestamentlichen Propheten (in: Akademische Bonifatius-Korrespondenz 42, 1927, 17—26).
13. Vgl. etwa W. Nowack: „Der alte Jahwe ist der Unberechenbare, der tun und lassen kann, was ihm beliebt" (Die Bücher Samuelis, Göttingen 1902, XXVI).
14. So E. Sellin, Theologie des Alten Testamentes, Leipzig 1933, 29; vgl. weiter W. Eichrodt, Theologie des Alten Testaments I, Leipzig 1933, 121 ff.; für einzelne schwierige Stellen vgl. E. König, Theologie des Alten Testaments, 3. 4., Stuttgart 1923, 168 ff.
15. Die Theologie des Alten Testaments 11.
16. N. Peters bei Esser-Mausbach I, 656.
17. Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche V, Sp. 427; E. Kalt, Biblisches Reallexikon II, Sp. 224.
18. Siehe dazu etwa B. Bartmann, Lehrbuch der Dogmatik II[6], Freiburg 1923, 490 f.
19. E. Sellin, Theologie des Alten Testaments, 135.
20. Vgl. E. König, Theologie des Alten Testaments, 218.
21. Luther würde sich übrigens sicher dagegen verwahrt haben, daß er die Psalmen „umgedichtet" habe. Seine Uebersetzung ist vielmehr sehr genau, manchmal fast zu wörtlich.
22. Ausführlicheres hierzu siehe bei A. Miller, Einführung in die Psalmen (Ecclesia orans IV) 5—8, Freiburg 1924, 167 ff.
23. „Psalmworte für die Gegenwart": Deutsche Reden in schwerer Zeit 13 (Berlin 1914), 3 f. (nach L. Dürr, Religiöse Lebenswerte usw. 117).
24. L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung usw., 90; vgl. auch J. Pohle, Natur und Uebernatur (in: Esser-Mausbach, Religion, Christentum, Kirche I, 337 ff.); A. Rademacher, Gnade und Natur, M.-Gladbach 1925, 34 ff.
25. Siehe dazu L. Dürr, Die Einzigartigkeit der israelitischen Religion im Lichte der heutigen vorderasiatischen Wissenschaft (in: Theologie und Glaube 13, 1921, 129—137); ders., Das Unsemitische und Uebersemitische in der semitischen alttestamentlichen Religion (in: Theologie und Seelsorge 8, 1931, 1—10).

Zu II. Zweiter Abschnitt

1. Vgl. etwa B. Goebel, Katholische Apologetik, Freiburg 1930, 90—125.
2. Ursprung und Anfänge des Christentums II, Stuttgart 1921, 425 (nach H. Kaupel a. a. O. 23). Vgl. auch J. Leipoldt, War Jesus Jude?, Leipzig und Erlangen 1923; L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung usw., 95.
3. O. Bardenhewer, Des heiligen Ephräm des Syrers ausgewählte Schriften (Bibliothek der Kirchenväter 37), Kempten und München 1919, 190.
4. Das Markusevangelium gilt bei R. noch am meisten.
5. Vgl. H. J. Vogels, Grundriß der Einleitung in das Neue Testament, Münster 1925, 58 f., 69.

Namen- und Sachverzeichnis

Die Anmerkungen sind nicht berücksichtigt, da ja in den entsprechenden Texten die Ziffern auf die zugehörigen Anmerkungen verweisen

A

Abendmahlslehre 99 ff.
Aberglauben 5, 28
Ablaß 5, 17 f.
Abraham 73
Achelis 15
Achezo v. Worms 45
Adalbert v. Bremen 45 f.
Adel 35, 43, 46
Ägypter 73
Alba 4, 15
Alberich v. Spoleto 44
Albertus Magnus 21, 84, 105
Albigenserkrieg 36
Albrecht v. Bollstedt
 s. Albertus Magnus
Aleander 50, 54 f.
Alexander III. 37
Alexander VI. 48, 51 ff.
Alfons v. Liguori 48, 53
Alkuin 29
Als-Ob-Philosophie 86
Altes Testament 60 ff., 79, 83, 85
— Haß im A. 16, 33
Angelus Silesius 88
Anonymus v. Laon 37
Antoninus v. Florenz 42
Apostel 65
Arbeo v. Freising 40 f.
Archiv, vatikanisches 25
Aribo v. Mainz 26, 45
Aristoteles 83 f., 87
Arme von Lyon 23
Armutsbewegung 35, 38
Arnold v. Brescia 24, 34 f.
Arius, Arianismus 17, 19, 21 f., 29, 32
Astrologie bei Bacon 28
Askese 18, 19, 26
Augustinus 4, 18, 21, 23, 83 f., 87, 93, 98

B

Bacchanalien 9 f.
Bacon Roger 21, 24, 27 f.
Begarden, Beguinen 22, 31, 106
Benedikt v. Nursia 19
Benedikt IX. 44
Bernhard, hl. 34
Berthold v. Regensburg 46
Bibel 60 ff.
— angebliche persische Einflüsse 69, 71, 78
Bibel, angebliche babylonische Einflüsse 69, 71
— und Naturwissenschaft 70 ff.
— Inspiration s. dort
Birt 12, 13, 15 f.
Bischofseid 50, 57
Bismarck 49
Bonifaz VIII. 21, 56
Bonifazius, Apostel der Deutschen 22, 23, 33, 44, 101
Borgia, Cesare 53
Bramante 49, 53
Bußlehre 18
Buße, germanischer Begriff 18
Bußpflege in Cluny 46
Bußsakrament 46
Büttner 84, 86
Byzanz 41

C

Calvin 11, 55
Cambrai 33
Canon episcopi 10
Capitulatio de partibus Saxoniae 10
Carpzov 51
Casti connubii 50
Chalcedon, Konzil von 17, 42
Chamberlain 38, 57, 61, 76, 83, 100, 102
Claudius 6
Clemens IV. 28
Cluniazenser 26, 45, 46
Chrestos 1, 5 f., 78
Christentum
— Entstehung 1 f., 12
— Liebeslehre 20
— u. Muttersprache 22, 31
— Vorwürfe gegen das 2, 4, 12, 20 ff., 27, 60, 65
— Fortleben des Heidnischen im 30
— negatives 62, 79 f.
— positives 62, 79 f.
Christenverfolgungen 4, 13 f., 16 f.
Christianisierung
— der Germanen 22, 27, 34, s. bes. Anm. 9 in I., 2. Abschnit, Nr. 9
— der Slawen 33
Christus
— Herkunft 76
— Gottessohn 76, 77
— Jungfrauengeburt 77 ff.
— Messias 1, 77 f.
— Wunder 76
— angeblich Empörer 78
— Persönlichkeit 1 f.
— Lehre 7
— verbunden mit dem A. T. 62 ff., 72
Coligny 49, 56
Consolamentum der Katharer 35 f.
Cues, Nikolaus von 28

D

Dante 3, 48, 56
Dämonen 3, 11, 21
Decretum Gratiani 25, 43
Delitzsch 61, 66 f., 68, 72, 76
Deutsche Kirche 78
Deutsche Religion 82
Diatessaron 18
Dinter 76
Diokletian 4, 12, 15, 32
Dionysien 9 f.
Dioskur 17
Dogmen 22 ff.
Döllinger 21, 35, 43
Donar 22
Donatisten 32
Dschem, Prinz 48, 51 ff.
Dufour-Helbing 51

E

Edda 22
Edictum Rothari 10
Eigenkirchenwesen 25, 44, 46
Eckart 48, 50, 81 ff.
— Verurteilung 81, 105 ff.
— Kirchentreue 105
— Tod 21, 28, 105
Emmeram 24, 40
Entwicklungslehre 60 ff.
Ephräm 77
Erigena, Eriugena 21, 27 f.
Etrusker 2 f., 7 ff., 9, 24, 48, 74, 109
Euchar. Kongreß z. Chikago 22
Eugen III. 34 f.
Eusäbius 5, 18
Eusebius von Cäsarea 4, 12, 14, 17 f.
Eutyches 17

F

Fälschungen, angebliche der Päpste 25, 51
Faulhaber, Kardinal 65, 74
Feste, christliche 22
Feudalismus 35
Finanzwesen, päpstliches 51
Flavian 17
Formosus 44
Franz I., König von Frankreich 38
Franziskus 5, 21
Friedrich II., Kaiser 36
Furtwängler 9

G

Galerius 12 f., 15
Galilei 24, 28 f.
Gandersheim 44
Germanentum 10, 21
Georg, hl. 22, 30
Gesell 9
Gladiatorenkämpfe 3
Gift als angebliches Kampfmittel Roms 21 f., 27
Gobineau 83, 102
Goethe 21, 64
Goslar 33, 34
Goten 21, 24, 29
Gottesbegriff 66 ff., 74, 82, 86
Gottesdienst der alten Christen 5
Gottlob, Adolf 50
Graßmann 54
Gratian 43
Gratiani, decretum 25, 43
Gregor V. 41, 44
Gregor VI. 44
Gregor VII. 23, 33, 41
Gregor IX. 36
Gregorovius 51
Griechen 21 f.
Grünwedel 7 f., 10
Guidonis, Bernard 40

H

Hadrian I. 24, 41
Hadrian IV. 34 f.,
Hadrian VI. 25
Haeckel 71
Hammerstein, Otto von 45
Hansen 40
Haruspex, etruskischer 2 f., 24
Haruspex, römischer 14
Hauck, Albert 41, 45
Heinrich III. 25, 33, 45, 46
Heinrich v. Cluny 24
Helbig 9
Herbig 8, 9
Hersfeld 44
Hexen
— wahn 3, 10 f., 21, 24
— hammer 3, 11
— verbrennung 10 f., 52
— i. Nordamerika 11
Hieronymus v. Askoli 28
Hilarius v. Arles 5, 20
Hoensbroech, von 54
Hugenotten 49, 55 ff.
Humiliaten 38
Hungertod bei Katharern 35

I

Idealismus, deutscher 86
Index 22, 24, 29
Indien 5
Infessura, Stefano 51
Innozenz III. 38
Innozenz VIII. 11, 48, 52
Innozenz X. 49, 54
Inquisition 36 f., 40 f.
Inspiration 64, 70
Institoris, Heinrich 11

J

Jahve 3, 4, 18, 21, 66 ff.
Jesuiten 26, 48, 53
Jesus s. Christus
Johann XII. 44
Johann XXII. 81, 105
Johannes, Abt v. Malmesbury 27
Johannes, Apostel 63, 96
Johannesevangelium 2, 7, 67, 84
Josef von Ägypten 73
Julian Apostata 4
Jung, C. 77
Jungfrauengeburt 77

K

Kaiseridee, christliche 47
Kant 21, 82, 83
Karl d. Gr. 10, 25, 33, 42, 44
Karl der Kahle 27
Katharer 23, 34 f.
— Herkunft 33, 37, 39
— Hungertod 35
— Leas Urteil 37
— Lehre 34 ff.
— ungermanisch 36
— unsozial 37
Kelten 10
Kemmerich 38
Ketzerverfolgung 22, 23, 32 f.
— bei Calvin 55 f.
— bei Calvinern 56 ff.
— 9 Millionen gemordeter Ketzer 22, 39 f.
Kirche 2 f.
— röm. System 20
— röm. Zentralismus 25, 44
— Rassenzersetzung 27
— und Eckart 104 ff.
— und Hexenwahn 10
— und Kunst 46, 47
— und Kultur 44
— und Muttersprache 23, 31, 41
— und Staat 34 f., 36, 47
— angebliche Politik wider Deutschland 49, 50
— Bischofseid 50, 57
— Priestereid 50, 57
— Primat 4, 19
— Nationalkirche 25 f., 44, 45
Klementinische Homilien 19
Köln 33, 45
Kolonisation d. Ostens 47
Konrad II. 26, 45
Konstanz 17
Konstantin der Große 4, 17, 25, 32
Konstantinische Schenkung 25, 41 f.
Konstantinopel, Patriarchat von 42
Körte 9
Kretschmer 9
Kreuzzüge 26, 47
Kruzifix 78, 79
Kümmernis, hl. 23, 30

L

Lactantius 14, 31
Laienäbte 46
Langobarden 10, 41
Latein, Kirchensprache 23, 31
Laterankonzil, III. 37
Lea 37, 39
Leo I. 17
Leo IX. 41
Leo XIII. 56, 70
Leonardo da Vinci 21
Lipsius Justus 51
Lucius III. 34, 38
Ludwig d. Fromme 23, 30 f.
Lukrezia 48, 51, 53
Luther 5, 11, 28, 50, 54, 57, 84

M

Maderna 53
Makarius 5, 19
Manichäer 32 f., 36
Marcion 60, 66, 68
Markusevangelium 76
Martin v. Tours 22, 29

Märtyrer, altchristliche
f. Christenverfolgung
Märtyrerakten 24, 43
Matthäus 78
Maurus Hrabanus 22, 30
Medizinmann, Papst als 24
Meisner, Balthasar 52
Melanchthon 28
Michael, Erzengel 22, 30
Mönche, Mönchtum 4, 17
19, 26, 46
— nordische 21
Müller, Otfried 9 f.
Mythologisches Zeitalter der
Germanen 20

N

Nationalkirche 25 f., 44, 45
Neues Testament 75 ff., 83
Neuplatonismus 83
Newton 29
Niebuhr 9
Niederlande, Abfall der 15
Nietzsche 64
Nikolaus IV. 28
Nikolaus v. Cues 28, 42
Nizäa, Konzil 4 f., 12, 17,
19, 25, 32, 42 f.
Nonnen 5, 18
Nordgermanen, Bekehrung
33, 45
Normannen 46

O

Odin 22, 30
Officium, sacrum 29
Opfer der Ketzerverfolgungen 38 f.
Opferverbote gegen Heiden
16, 32
Origenes 18
Orléans 33
Ospède, Jean d' 38
Ostara 22, 30
Ostern 30
Ostkolonisation 47
Oswald, hl. 22, 30
Otto I. 25 f., 44
Otto II. 44
Otto III. 25, 44
Otto v. Freising 34

P

Päpste, deutsche 45
Patristik 83
Paul II. 48
Paul III. 28
Paul V. 29
Paulus 1, 6, 63, 65, 77,
89 ff., 102
Pazifismus 14
Pelagia 22, 30
Peter v. Bruys 24, 33
Petrus 22, 30, 77 f.
Pfaffenspiegel 19, 51
Philipp II. 15
Piccolomini 42
Pirmin 44
Pippin 22
Pius II. 42
Pius V. 49, 56
Pius IX. 21, 49, 57, 58
Pius XI. 49, 57
Plato 83 f., 87, 90 f.
Positives Christentum 62,
79, 80
Prämonstratenser 47
Priestereid 50, 57
Psalmen 72 ff.
Pseudodionysius Areopagita 27
Pseudoisidorische
Fälschungen 42
Pseudokyrill 25, 43
Pulcheria 17

Q

Quint 84, 86

R

Radbod 22, 29
Ranke, von 51
Rassenseele 2
Rassenchaos 2
Rassenkampf 26
Rassenzersetzung 27
Räubersynoden 4, 17
Reformation 28, 60
Reichenau 44
Religion des Blutes 82,
83, 100
Rembrandt 72
Renaissancepäpste 25, 48,
50, 52
Rhabanus Maurus 22, 30
Rittertum 26

S

Sachsen
— Hexenglaube 10
— Bekehrung 33
saeculum obscurum 25,
43, 46
Saulus f. Paulus
Schöpfung aus nichts 3 f.
Schöpfungslehre 18, 27
Schweden
— Hexenglaube 10
Schwertweihe 26
Scotus Erigena 21, 27 f.
Silvester I. 41
Silvester II. 41, 44
Sittenpredigt
— der Waldenser 37
— der Franziskaner 38, 39
Sixtus IV. 48, 53 f.
Skandinavien
— Hexenverfolgung 11
Spoleto, v. 44, 46
Stephan IV. 43
Stoffels 58
Strauß, David Fr. 71
Sturmi 44
Sulpicius Severus 30

T

Tertullian 5, 18 f.
Teufelsglaube 11 f.
Thegan 31
Thomas v. Aq. 83, 84 ff., 86
Toleranzedikt des Galerius 13
Tridentinum 67

U

Urban IV. 43
Urban VIII. 29

V

Vacandard 40 f.
Valla, Lorenzo 42
Vandalen 29
Vatikan. Archiv 25
Vatikan. Konzil 22
Venus 22
Voltaire 39 f.

W

Waldenser 23 ff., 37 ff.
Wazo 34
Wehrgeld 18
Weihnachtsfest 22, 31
Weiser-Aall 10
Weise von Zion,
Protokolle der 109 f.
Wellhausen 68
Weltlichkeit der Kirche im
M.-A. 35
Westgotische Liturgie 22, 31
Westfälischer Friede 54
Wibert v. Nogent 33
Willibrord 29
Willigis v. Mainz 25, 44
Wintersonnenwende 22
Wotan 22

Z

Zahn, Theodor 29
Zauberer, Verbrennung
von 36
Zauberglaube 3, 21, 24
Zisterzienser 47
Zwingli 11